Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Unter Preussens Fahnen.

Unter Preußens Fahnen.

Historischer Roman aus dem Jahre 1866.

Von

Stanislaus Graf Grabowski.

Vierter Band.

Berlin.
Verlag von A. Sacco Nachfolger.

1867.

I.

Ein kriegerisches Kapitel.

Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, müssen unsere Leser es sich gefallen lassen, daß wir den kriegerischen Ereignissen im westlichen Deutschland und den mit denselben zusammenhängenden Kämpfen auf italienischem Boden ein Kapitel widmen.

Man wird sich erinnern, daß am 10. Juli, dem Tage des Gefechtes bei Kissingen, die Division des Generals von Beyer über Oberlautersbach auf der Chaussee gegen das Städtchen Hammelburg vormarschirt war. Eine halbe Meile vor dem letzteren, das hinter einem unbewaldeten Höhenzuge im Thale liegt, fließt der Tulbabach, der bei dem Dorfe Untererlthal überbrückt ist. Diese Brücke fand die preußische Avantgarde verbarrikadirt und auf den Höhen eine baiersche Batterie aufgefahren, die sich aber, nachdem sie einige Schüsse erhalten hatte, schnell zurückzog. Von der Höhe aus erblickte man nun im Thale vor dem Städtchen, das an der Saale liegt, zwei feindliche Kavallerie-Regimenter, die sich nach einigen Kanonenschüssen in die Stadt flüchteten.

Letztere war stark mit Infanterie besetzt, die heftig auf die anrückenden Preußen (39. Regiment) feuerte, so daß die Füsiliere in den Kornfeldern und Weingärten zur Seite der Chaussee

Deckung suchen mußten, von wo aus sie ein scharfes Tirailleurfeuer unterhielten, während vier preußische auf der vorher erwähnten Höhe postirte preußische Batterien sich mit der starken baierschen Artillerie, die auf dem hochgelegenen anderen Ufer der Saale sehr gedeckt stand, anhaltend herumschoß. Das 20ste und 32. Regiment rückten jetzt ebenfalls auf die Höhen und griffen durch ihr Feuer in das Gefecht ein; die Baiern standen ihnen auf einer anderen Höhe, die von der ersten durch eine Schlucht getrennt wird, gegenüber.

Ungefähr um zehn Uhr Vormittags war der erste Schuß gefallen, und eine Stunde später avancirten das 30. und 70. Regiment hinter den 39ern auf und seitwärts der Chaussee gegen die Stadt, gleichzeitig die vorgenannten Regimenter durch die Schlucht im Sturmschritte und begannen die von den Baiern besetzten Berge zu erklettern.

Diesen gewaltigen Stoß warteten die Baiern nicht ab, sondern zogen sich schleunigst durch die Stadt zurück und mußten nun unter furchtbarem Artilleriefeuer der Preußen, das ihnen große Verluste beibrachte, das hohe linke Saalufer ersteigen. Die Stadt stand in Flammen, — es wird vielfach behauptet, die Baiern selbst hätten sie angezündet, doch ist dies nicht erwiesen — das hinderte aber die preußischen Husaren nicht, dem fliehenden Feinde zu folgen, der indessen lange Beine machte und ihnen entwischte. Weiter wurde die Verfolgung nicht fortgesetzt, sondern die Division bezog bei Hammelburg ein Bivouak und zwei Regimenter wurden in die von ihren Einwohnern fast gänzlich verlassene Stadt gelegt, wo sie auf das Angestrengteste bis in die Nacht hinein arbeiteten, um des Feuers Herr zu werden; dies gelang auch.

Sechs Offiziere und 66 Mann waren auf Seiten der Preußen verwundet, 10 Mann getödtet worden, der Verlust der Baiern dagegen ungleich größer.

Am folgenden Tage wandte sich General von Falkenstein, wie schon früher erwähnt worden, plötzlich, sich nicht weiter um

die Baiern bekümmernd, die bis Würzburg zurückgegangen waren, gegen das achte Bundes-Armeekorps; die Division Goeben, gefolgt von der Division Manteuffel, marschirte durch Kissingen zurück, über die Saale, auf Gemünden, wo sie schon am folgenden Tage eintraf, die Division Beyer über Burgheim und Gelnhausen auf Hanau.

Die beiden erstgenannten Divisionen mußten über einen Theil des Spessartgebirges gehen. Bei dem Dorfe Hain, das dicht vor Laufach und etwa zwei Meilen vor Aschaffenburg liegt, war die Avantgarde unter Befehl des Generals von Wrangel gerade im Begriff, aus den Defileen des Gebirges zu debouchiren, als ihr zwei feindliche Bataillone und einige Kavallerie entgegenkamen. Ein Bataillon des 55. Regiments griff sie sofort an und nahm nach kurzem Gefechte das Dorf Laufach, wo sich ein Eisenbahnhof befindet. Hier sollten die Truppen bivouakiren, und das Füsilier-Bataillon des 15. Regiments war schon dabei, die Vorposten zu beziehen, als acht hessen-darmstädtische Bataillone mit zwei Batterien unter Führung des Generals von Perglas rasch gegen die preußische Stellung anrückten. Diese Stellung war folgendermaßen: drei Kompagnien hatten im Centrum das Dorf Frohnhöfen besetzt, sieben andere die Höhen zur rechten und linken Seite, der Rest der Avantgarden-Brigade stand dahinter vor dem Bahnhofe.

Die Hessen griffen mit Ungestüm und großer Tapferkeit den rechten preußischen Flügel, der sogleich verstärkt wurde, an, mußten aber vor dem furchtbaren Feuer, das sie erhielten, mit dem großen Verluste von ungefähr tausend Todten und Verwundeten zurückweichen und sich auf Aschaffenburg ziehen; die Preußen hatten nur geringen Verlust gehabt, folgten wegen ihrer Ermüdung nicht und bezogen bei Laufach Bivouaks.

Am 14. Juli Morgens wurde der Marsch gegen Aschaffenburg angetreten. Bei dem Dorfe Weiberhöfen vereinigte sich die Brigade Goeben mit der Brigade Kummer, die seitwärts heranmarschirt war, und stieß dann auf die Hessen-Darmstädter,

welche ihnen von Hösbach aus entgegenkamen; ihnen folgten bald das österreichische Kontingent des General Neipperg und kurhessische Kavallerie. Diese starken Truppenabtheilungen rückten anfänglich entschlossen vor, als die Preußen sich aber bereit zeigten, dem Angriffe zu begegnen, und die Brigade Kummer längs des Eisenbahndammes gegen Aschaffenburg vorging, zogen sie sich durch Hösbach und Goldbach ohne Kampf zurück, gefolgt von den Preußen.

Das 55. Regiment blieb beim Avanciren auf der Chaussee, das 15te ging über die Höhen nördlich der letzteren; eine zwölfpfündige Batterie blieb auf den Höhen und nahm den Kampf mit einer feindlichen Batterie auf, die sich bei einer Mühle nördlich von Aschaffenburg sehr vortheilhaft postirt hatte und viel Schaden that. Sie mußte sich erst zurückziehen, als drei Kompagnien des 15. Regiments die bewaldeten Ufer des Aschaffbaches genommen hatten und sie von einem hier befindlichen Hügel beschießen konnten.

Auch in südöstlicher Richtung von Aschaffenburg begann ein heißer Kampf des 13. und 53. Regiments um die Fasanerie, während das 19. und 59. Regiment längs des Eisenbahndammes avancirten. Die feindliche Kavallerie versuchte eine Attacke auf die preußische zu machen, wich aber schon vor dem Feuer der preußischen Infanterie zurück. Diese dagegen drang unaufhaltsam vor und trieb den Feind bis an die beiden nach dieser Seite gelegenen Thore von Aschaffenburg, durch die sie mit ihm gleichzeitig eindrang, nachdem das Füsilier-Bataillon des 55ten Regiments den Bahnhof mit Sturm genommen hatte.

Der Feind war jetzt in volle Verwirrung gerathen und suchte den Uebergang über den Main zu gewinnen, wobei er 1400 Gefangene verlor; an Todten und Verwundeten hatte er 900. Die Preußen hatten viel weniger gelitten. Nachdem der Mainübergang bei Stockstadt, westlich von der Stadt, besetzt worden, bezogen die Truppen in der letzteren Quartiere,

bis sie am 16. Juli gegen Hanau und von da auf der Eisenbahn nach Frankfurt aufbrachen.

Der Oberbefehlshaber des achten Bundeskorps, Prinz Alexander von Hessen, hatte schon am 15ten mit der Garnison Frankfurt verlassen, das man kurz zuvor noch mit Schanzen behufs hartnäckiger Vertheidigung zu umgeben begonnen und jetzt, um die Sieger zur Schonung zu bewegen, als offene Stadt erklärte; auch der Bundestag war schleunigst nach Augsburg geflohen.

Am 16ten Abends um sieben Uhr hielt nun General von Falkenstein an der Spitze von sechs Infanterie-Bataillonen, zwei Kavallerie-Regimentern und zwei Batterien seinen Einzug in die freie Reichsstadt, die immer einen so fanatisirten Haß gegen Preußen gezeigt hatte. Der Einmarsch dauerte bis halb zehn Uhr. Ein Bericht sagt darüber:

„Eine Schwadron Küraſſiere war bereits eine Weile vorher durch das Allerheiligenthor eingerückt und die Zeil hinabgeritten. Die Division rückte alsdann, den Kommandirenden, General Vogel von Falkenstein, und die Generale von Goeben, von Wrangel und von Treskow nebst ihren Stäben an der Spitze, in folgender Ordnung in die Stadt: zuerst das 4. Kürassier-Regiment unter den Klängen des Preußenliedes, dann die Husaren, eine Batterie reitender Artillerie, die westphälischen Infanterie-Regimenter Nr. 15. und 55. mit klingendem Spiele, eine Batterie Fuß-Artillerie und schließlich der Wagenpark. Die Truppen waren staubbedeckt, ihre Haltung kräftig, die Stimmung wohlgemuth, denn bald hier, bald dort wurde ein fröhliches Lied angestimmt, unter Anderem auch: Die Wacht am Rhein."

Telegraphenämter, Posten, Eisenbahnhöfe und Wachen wurden sofort besetzt und die Truppen in Kasernen und bei den Bürgern einquartiert. In der Nacht traf auch der Rest der Division Goeben ein. In Hanau stand die Division Beyer, in Aschaffenburg die Division Manteuffel.

Die Stadt sollte hart gestraft werden; es wurde ihr zunächst eine Kontribution von sechs Millionen Gulden und die Stellung von dreihundert gerittenen Reitpferden auferlegt; den Senat und die ständige Bürger-Repräsentation löste der Kommandirende General auf und setzte eine neue Stadtverwaltung ein. Dieser Senat hatte in einer Proklamation vom 15. Juli an die Bürgerschaft gesagt:

„Der Senat wird treu zu dem Bunde stehen, der als unauflöslicher Verein gegründet ist und die Erhaltung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten zum Zwecke hat."

Am folgenden Tage schon sprachen dieselben Herren in einer zweiten Ansprache an die Bürger u. A. aus:

„Den Bürgern und Einwohnern ist es bekannt, daß die Disziplin der Königl. preußischen Truppen musterhaft ist. Der Senat ermahnt unter diesen Umständen die Bürger und Einwohner von Stadt und Land zur freundlichen Aufnahme der Königl. preußischen Truppen."

General von Falkenstein übernahm nun mit einer öffentlichen Bekanntmachung die Regierungsgewalt über das Herzogthum Nassau, Frankfurt und die in der Gewalt seiner Truppen befindlichen Gebiete des Königreichs Baiern und des Großherzogthums Hessen; auch wurde das Kriegsrecht verkündet. Das Frankfurter Militair und die bewaffneten Vereine wurden aufgelöst.

Am 17ten ging das 19. Regiment bis Höchst und nahm daselbst einen hessen-darmstädtischen Brückentrain fort.

An seine braven Truppen erließ General von Falkenstein folgenden Tagesbefehl vom 19. Juli:

„Soldaten der Main-Armee!

Am 14ten haben wir bei Aschaffenburg den zweiten Abschnitt unserer Aufgabe erfüllt. Mit diesem Tage ist das rechte Mainufer, so weit unser Arm reichte, vom

Feinde gesäubert worden. Bevor wir zu neuen Thaten übergehen, drängt es mich, Euch Allen meine Anerkennung auszusprechen für die Freudigkeit, mit der Ihr die enormen Strapazen dieser Zeit ertragen habt, die unvermeidlich waren für unser Gelingen. Doch das ist es nicht allein, was ich zu loben habe. Eure Tapferkeit ist es und der Ungestüm, mit welchem Ihr Euch in sechs größeren und kleineren Gefechten auf den Feind warfet, jedes Mal den Sieg an Eure Fahnen knüpftet und Tausende unserer Feinde zu Gefangenen machtet. — — Ich bin verpflichtet, der Division Goeben meinen besonderen Dank auszusprechen. Begünstigt, meist an der Tête des Korps und somit der Erste an den Feind zu sein, war sie sich dieser ehrenvollen Stellung bewußt, was ihr tapferer Führer mit Intelligenz und Energie auszubeuten verstand."

Es hat sich bis jetzt noch nicht recht aufgeklärt, aus welchen Gründen General von Falkenstein gerade an diesem Tage von seinem Kommando abberufen und schleunigst beordert wurde, das Gouvernement von Böhmen zu übernehmen. Sein ganzes Korps, Offiziere und Soldaten, verlor höchst ungern den geliebten Feldherrn, der sich auch nur schwer von ihm trennen mochte, aber noch an demselben Abende abreiste. An seiner Stelle übernahm General von Manteuffel den Oberbefehl über die Main-Armee und dessen Division der General von Flies. Ersterer traf schon am folgenden Tage ein, und ganz Frankfurt gerieth beinahe in Verzweiflung über seinen ersten Erlaß, durch welchen er der allerdings reichen Stadt eine weitere Kontribution von fünfundzwanzig Millionen Gulden auferlegte. Die unglückliche Bürgerschaft machte vergebliche Vorstellungen, sie wandte sich sogar, um Fürsprache bittend, an das Ausland, der Bürgermeister Fellner, dem mit Zwangsmaßregeln gedroht wurde, entleibte sich selbst — allgemein fand man die Forderung übertrieben hoch.

Es sei hier gleich gesagt, daß die den Frankfurtern aufer-

legten Lasten — ob man ihnen für ihr preußenfeindliches Benehmen nur einen Schreck hatte einjagen wollen oder ob König Wilhelm sich wirklich durch anderweitige Vorstellungen bewegen ließ, wissen wir nicht — später sehr herabgesetzt wurden.

Am 21. Juli, nachdem die Besatzung von Frankfurt noch durch die oldenburgisch-hanseatische Brigade verstärkt worden war, wurden die Kriegsoperationen fortgesetzt. Am 20sten schon war die Brigade Kummer in Darmstadt eingerückt, und am nächsten Tage folgte ihr der Rest der Division Goeben in der Richtung auf den Odenwald; zehn Bataillone und eine Batterie blieben in der ehemaligen freien Reichsstadt als Garnison zurück.

Die Divisionen Beyer und Flies marschirten am 22sten am linken Mainufer über Obernburg und Wörth, ein anderes Detachement avancirte am rechten Mainufer.

Nachdem man nun in Erfahrung gebracht hatte, daß das achte Bundeskorps sich schleunigst hinter die Tauber zurückziehe, um sich mit den Baiern zu vereinigen, folgte man ihm schnell. Am Nachmittage des 23sten stieß ein Theil der Division Goeben auf ihrem Marsche gegen Tauberbischofsheim bei Hundheim und Steinbach auf badische Truppen, lieferte ihnen ein mehrstündiges Gefecht und warf sie gegen Abend bis hinter Kielsheim zurück.

Am 24sten Nachmittags kam die Brigade Wrangel vor Tauberbischofsheim an, das tief im Thale liegt und vor dem die Württemberger ein Wäldchen besetzt hatten, aus dem sie die Preußen mit Infanteriefeuer empfingen; das Wäldchen wurde aber schnell genommen, und der Feind besetzte sehr stark den jenseitigen Abhang, der mit Weinanpflanzungen bedeckt war. Die Preußen wandten sich nun seitwärts gegen die Stadt und erstürmten sie im ersten Anlaufe, hatten dabei aber noch ein kurzes Straßengefecht zu bestehen; die Brücke über die Tauber fanden sie bereits von württembergischen Jägern besetzt und zwar so gut, daß es ihnen nicht möglich wurde, dieselbe zu nehmen, obgleich noch ein Bataillon des 55. Regiments und eine Batterie,

die sich übrigens auch gegen die überlegene feindliche Artillerie wehren mußte, herangezogen wurden.

Die Württemberger, unter Befehl des Generals von Hardegg, versuchten nun fünf Mal hinter einander mit starken Kolonnen die Stadt wiederzuerobern, erlitten aber dabei furchtbare Verluste, und nach dem vierten Angriffe begann ihre Artillerie ein anhaltendes Granatfeuer auf die Brücke und Häuser der Stadt, deren mehrere bald in Flammen standen; dies wurde drei Stunden lang fortgesetzt. Dennoch gelangten die Preußen theils über die Brücke, theils durchwateten sie die Tauber und beschossen von einem Einschnitte der Chaussee aus den Feind. Als die Dunkelheit sich niedersenkte, brach dieser das Gefecht ab und zog sich auf Gerchsheim zurück; er hatte sehr viele Todte und Verwundete verloren, die theilweise zurückgelassen werden mußten, darunter an Offizieren allein fünf der Ersteren und acht Verwundete; die Preußen verloren sieben Offiziere und 50 Mann.

Während dessen hatte die badische Division bei Hochhausen und Werbach den Uebergang über den Fluß sehr tapfer gegen die oldenburgisch-hanseatische Brigade vertheidigt; beide Orte wurden in Brand geschossen und erstürmt, worauf die Badenser sich ebenfalls nach Gerchsheim zurückzogen.

Am folgenden Tage folgte General von Goeben dem Feinde und erreichte ihn bei Gerchsheim, das, sowie der davor liegende Wald, sehr stark, besonders mit Artillerie, besetzt war; dennoch drangen die Preußen siegreich vor und nöthigten die Verbündeten, sich langsam auf Würzburg zurückzuziehen.

Auch die Division Beyer war am Morgen dieses Tages bei Werbach über die Tauber gegangen und stieß bei Helmstadt in sehr bewaldetem Terrain auf die Baiern, die sie nach fünfstündigem Gefechte, wobei alle Waffen sich glänzend auszeichneten, aus ihrer Position warf; die Baiern verloren wieder viel Leute.

An diesem Tage standen die preußischen Vorposten schon

anderthalb Meilen vor Würzburg, und am 27sten rückten sämmtliche Divisionen gegen diese befestigte Stadt vor. Die Division Goeben langte zuerst vor ihr an, und die Artillerie eröffnete vom Nikolsberge aus ein heftiges, zwei Stunden lang anhaltendes Granatfeuer, wodurch das Zeughaus und mehrere Gebäude der Stadt in Brand geriethen; auch die Batterien der Festung schossen scharf und gut, wobei besonders eine oldenburgische Batterie litt. Gegen Abend hörte das Feuer auf und sollte am Morgen des 28sten wieder beginnen, als die Nachricht eintraf, daß König Wilhelm eine dreitägige Waffenruhe bewilligt habe, worauf die Preußen nahe der Festung Bivouaks bezogen.

Am 1. August wurde zwischen dem General von Manteuffel und dem Prinzen Karl von Baiern ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand auf die Bedingungen hin geschlossen, daß die Stadt Würzburg den Preußen übergeben würde, während eine bairische Brigade die Festungswerke besetzt halte, auch sollte die Stadt von allen Kriegslasten verschont bleiben. Dies wurde am 2ten August ausgeführt, an welchem Tage auch mit den Truppen des Bundeskorps ein Waffenstillstand vereinbart wurde; danach sollten die Preußen auf badischem Gebiete Heidelberg und Mannheim, auf württembergischen Mergentheim besetzen; die Badenser traten den Heimmarsch an, die Württemberger trennten sich ebenfalls von dem Korps; mit Nassau wurde kein Vertrag geschlossen, da man es für erobertes Länd erklärte.

Außer den bisher bestandenen neun Armeekorps war schon bei Beginn des Krieges ein Reservekorps unter Befehl des General-Lieutenants von der Mülbe formirt worden, das anfänglich Sachsen besetzt hielt und nach dem Vorgehen der Armeen in Böhmen einrückte. Jetzt wurde noch ein zweites Reservekorps unter dem Kommando des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin gebildet und zog sich bei Leipzig zusammen; es gehörten dazu die vierten Bataillone der Garde-Regimenter, das erste Garde-Regiment zu Fuß, die vierten Bataillone der fünf pommerschen Regimenter, zwei Landwehr-Regimenter, acht preußische

Batterien, zwei Bataillone Anhalter, ebenso viel Sachsen-Altenburger, sowie die Kontingente von Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig.

Am 22. Juli rückte die Avantgarde dieses Korps in Baiern ein und besetzte Hof, ohne Widerstand zu finden, am 28sten stand sie schon in Baireuth, und am folgenden Tage kam es auf der Straße von hier nach Nürnberg zum Gefechte zwischen einem Theile des baierschen Leibregiments und andererseits zwei mecklenburgischen Dragoner-Schwadronen und einer Jäger-Kompagnie bei Seibottenreuth. Die Dragoner attackirten das Quarree, sprengten es und nahmen ihm die Fahne fort; sie verloren dabei 13 Verwundete und 31 Pferde, die Baiern dagegen an Todten, Verwundeten und Gefangenen 4 Offiziere und 505 Mann.

Oberfranken wurde in Besitz genommen erklärt, der Vormarsch fortgesetzt, und am 31sten rückten die Preußen ohne Kampf in Nürnberg ein, am folgenden Tage in Fürth, Farrnbach und Erlangen, so daß man nun mit der Main-Armee in Verbindung stand. Da trat mit dem 2. August, wie schon erwähnt worden, der Waffenstillstand ein, die Mainkampagne war beendet. —

Was hatten indessen die Italiener, Preußens Verbündete im Süden, gethan? — Wir müssen sagen: herzlich wenig, und doch sollten sie die größten Vortheile von den preußischen Siegen ziehen.

Bei Custozza am 24. Juni geschlagen, hatte die Armee zurückgehen müssen und bedurfte längerer Zeit, um wieder kampfbereit zu werden; inzwischen sollte das bis über 20,000 Mann angewachsene Freiwilligenkorps des Generals Garibaldi auf drei Straßen gegen Tyrol vorrücken, wo die Bergpässe von den Oesterreichern und Tyroler Schützen stark besetzt waren.

Die Oesterreicher waren am 23. Juli durch das Stilfser Joch, einen dieser Engpässe, bis Bormio vorgedrungen und am 25sten bis Ponte di Legno. Garibaldi selbst befand sich vor dem dritten Passe am Caffarobache, westlich vom Idrosee; hier

drang er am 25sten bis gegen Ladaro vor. Am Monte Suello, wo sich die Oesterreicher stark verschanzt hatten, kam es am 3. Juli zu einem hitzigen Gefechte, sogar Handgemenge, in dem Garibaldi, selbst am Beine verwundet, trotz aller Tapferkeit zum Rückzuge genöthigt wurde. Indessen gaben die Oesterreicher ihre Position doch auf, und am nächsten Tage rückten die Freischaaren in dieselbe ein.

Um diese Zeit trat der Kaiser von Oesterreich bekanntlich die Provinz Venetien an Frankreich ab, was in der italienischen Armee und bei dem ganzen Volke große Mißstimmung erregte; General Cialdini übernahm nun den Oberbefehl und folgte, am 8. Juli den Po überschreitend, schnell den aus Venetien abziehenden Oesterreichern, um ihnen noch eine Schlacht zu liefern, während General Lamarmora das bekannte Festungsviereck beobachten sollte.

Am Abende des 9ten sprengten die in Rovigo zurückgebliebenen Oesterreicher die dortigen Festungswerke in die Luft, brannten die Brücke über die Etsch ab, zerstörten die Eisenbahnbrücke bei Boara und zogen sich auf Padua zurück; auch die große Brücke über die Brenta wurde gesprengt.

Am 14ten besetzte die italienische Avantgarde Padua.

Indessen schlugen sich die Garibaldi'schen Freischaaren mit den Tyroler Schützen und den Oesterreichern herum, siegten zwar bei Storo und Bandone und nahmen die Bergfestung Ampola, erreichten damit aber keine großen Vortheile.

Dagegen fand ein entscheidender Kampf zur See statt, eine der größten Seeschlachten neuerer Zeit.

Nachdem die vortrefflich ausgerüstete italienische Flotte unter Befehl des Admirals Persano lange unthätig bei Ancona gelegen hatte, stach sie am 16. Juli von dort in See, um die befestigte Insel Lissa an der dalmatischen Küste zu nehmen. Die österreichische Flotte unter Kommando des Admirals Tegetthof lag in Pola und war nicht so stark als die italienische.

Sobald die letztere vor Lissa angelangt war, am 18. Juli, beschoß sie an diesem und dem folgenden Tage die Festungswerke auf das Heftigste, ohne großen Schaden anzurichten; auch am Morgen des 20sten wurde das Feuer fortgesetzt, und die Italiener machten gerade einen Versuch, zu landen, als die österreichische Flotte erschien, deren Admiral von dem Angriffe auf Lissa telegraphisch benachrichtigt worden war. Stundenlang wurde mit Heldenmuth und Erbitterung gekämpft, das schönste italienische Panzerschiff, der „Re d'Italia", sank in den Grund, und ein Kanonenboot flog in die Luft; auch österreichischerseits sank das größte Schiff, der „Kaiser", und viele andere Fahrzeuge wurden arg beschädigt.

Die italienische Flotte, die den Kürzeren gezogen hatte, mußte nach Ancona zurückkehren, und ihr Admiral wurde später vor ein Kriegsgericht gestellt; die österreichische ging nach Lesina, um ihre Schäden auszubessern.

Zu Lande zogen sich die Oesterreicher nun immer weiter zurück, hinter sich alle Verkehrsmittel zerstörend, und General Cialdini folgte ihnen über Padua hinaus bis Udine, als die Waffenruhe eintrat.

Die Garibaldi'schen Freischaaren hatten nicht in Tyrol einzudringen vermocht, und General Medici wurde nun mit regulären Truppen von Venedig aus dahin geschickt. Am 22. Juli drang er in einem neunstündigen Kampfe bis Primolano an der Brenta vor, erstürmte Levicco und trieb die Oesterreicher auf der Straße nach Trient vor sich her. Von der anderen, westlichen Seite drangen gegen diese Hauptstadt Südtyrols durch Giudicarien die Freischaaren vor, und die Oesterreicher zogen sich vor ihnen ebenfalls zurück; am 23sten kam es noch zu einem scharfen Gefechte bei Tiarno, in dem Garibaldi selbst kommandirte und anfänglich geschlagen wurde, später aber seine alten Stellungen wiedereroberte. Trient schien nicht mehr zu halten;

da setzte die Waffenruhe am 24. Juli dem weiteren Vordringen der Italiener ein Ziel.

Kaiser Napoleon hatte, der allgemeinen Volksstimme nachgebend, Venetien dem Könige Victor Emanuel überlassen; dennoch war das italienische Volk mit der Kriegführung und dem Waffenstillstande durchaus nicht zufrieden und häufte selbst auf Preußen Vorwürfe darüber, daß dieses ohne sein Zuthun die Friedensunterhandlungen eingeleitet habe.

II.

Fieberphantasien.

In Kissingen lagen über tausend Verwundete, Preußen und Baiern. Man wird sich daher leicht eine Vorstellung davon machen können, wie sehr die Thätigkeit und die Zeit Dr. Reichardt's in Anspruch genommen waren, obgleich er natürlich nicht der einzige Arzt am Orte war. Eigentlich war es ihm nicht lieb gewesen, daß er bei dem Weitermarsche seines Regimentes hatte zurückbleiben müssen, denn bei seiner etwas niedergedrückten Gemüthsstimmung sehnte er sich nach Zerstreuung, und wenn ihm sein jetziges wichtiges Amt eine solche allerdings auch gewährte, so war diese doch gar zu traurig und einförmig. Indessen fügte er sich allmälig, da er begriff, welch' großen Nutzen er hier stiften könne.

Die Lazarethe, denen er vorstand, konnten, obgleich er bei ihrer anfänglichen Einrichtung mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hatte, für Muster solcher Anstalten gelten, was hauptsächlich auf Rechnung seiner unermüdlichen Thätigkeit und seines Scharfblickes kam; von seinem Beispiele angespornt, unter seinen Augen thaten auch die jüngeren Aerzte und das ganze Lazarethpersonal im höchsten Maße ihre Schuldigkeit, und die Kranken und Verwundeten hatten bald das höchste Vertrauen zu ihm gewonnen.

Der Johanniterorden und Privatvereine, die sich in Berlin und in fast allen größeren und kleineren Städtchen der preußischen Monarchie gebildet hatten, unterstützten auch den guten Willen der Aerzte auf's Beste; ganze Eisenbahnwaggons mit Vorräthen aller Art, die durch freiwillige Gaben gesammelt worden waren, trafen ein, auch barmherzige Schwestern langten an und begannen ihre segensreiche Wirksamkeit, und ein großer Theil der Kurgäste ließ in seinen menschenfreundlichen Bemühungen nicht nach, obgleich Viele derselben schon in ihre Heimath zurückgekehrt waren.

Daß Dr. Reichardt bei den vielen Pflichten, die ihm oblagen und alle seine Gedanken in Anspruch nahmen, sich nicht gar zu oft der jungen kurländischen Comtesse, an der er eine Zeit lang so großes Interesse genommen, erinnerte, ist wohl erklärlich, da sie ihm in der nächsten Zeit nicht mehr zu Gesichte kam; zuweilen aber, wenn er sich in seiner Stube einige Stunden der Ruhe gönnte oder wenn er bei seiner Visite im Lazarethe durch den Krankensaal kam, in dem er sie früher gesehen und das letzte Gespräch mit ihr gehabt hatte, trat ihm ihr Bild doch wieder lebhaft vor die Augen, und er nahm sich dann jedesmal vor, die erste freie Stunde zu benutzen, um sich persönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen — wußte er doch nicht einmal, ob die Krankheit, die er bei ihr vermuthet hatte, wirklich zum Ausbruche gekommen sei.

Aber, wie es oft im Leben geht, wurde die Ausführung dieses Vorsatzes immer wieder durch andere Verhältnisse verhindert oder aufgeschoben, und es vergingen wohl mehr als acht Tage, ohne daß der Doktor die mindeste Nachricht von Feodora erhalten hätte.

„Sie ist wahrscheinlich schon mit ihren Eltern abgereist," sagte er sich, da er auch die Mutter, die sonst so regelmäßig nach dem Lazareth gekommen war, vermißte, und dann vergaß er Feodora wieder für längere Zeit.

Daß die Gräfin ihre Besuche im Kurhause nicht mehr fort-

setzte, fand seinen Grund darin, daß Feodora keine Lust mehr dazu bezeigte, und dies konnte sich ihre Mutter auch nur dadurch erklären, daß sie sich, trotz ihrer Versicherung vom Gegentheile, unwohl fühle.

Der alte Graf hatte nach der schleunigen Abreise des Cousins Theodor, durch die er sich doch mehr verletzt fühlte, als er aussprechen mochte, desselben und seines Antrages mit keinem Worte wieder erwähnt; er war nicht gerade mürrisch gegen Frau und Tochter, denn es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß Letztere direkt die Veranlassung zu des jungen Barons sonderbarem Benehmen gegeben habe, aber so guter Laune wie sonst war er auch nicht und verhielt sich meistens sehr schweigsam oder ging allein aus. In der sonst so glücklichen Familie herrschte jetzt eine kleine Disharmonie, die sich zwar nicht laut äußerte, aber doch von den drei Betheiligten gefühlt wurde.

Die gräfliche Familie hatte eigentlich den Aufenthalt in Kissingen, wo sie sich vorher ganz wohl befunden, bis zu Ende August verlängern wollen; jetzt aber sprach der Graf schon davon, daß man diesen Ort, der statt des früheren heiteren Gesellschaftslebens fast nur noch traurige Bilder dem Auge vorführte, bald verlassen wolle, um bis zur Heimkehr in das Vaterland einen den Kriegswirren entrückten Punkt Deutschlands zu besuchen.

Die Gräfin wäre damit wohl ganz einverstanden gewesen, denn der Wunsch oder Wille ihres Gemahls war ihr immer Gesetz, Feodora's krankes Herz zitterte aber bei solchen Worten. Es wurde ihr unendlich schwer, sich von Kissingen zu trennen, obgleich sie nicht die geringste Hoffnung hatte, daß der längere Aufenthalt daselbst ihr in irgend einer Weise nützen könne. Die in ihrem Herzen entbrannte Leidenschaft mußte doch schon zu einer gewaltigen Höhe angewachsen sein, wenn dieses so wohlerzogene, so ächt weibliche Mädchen ihr den Stolz unterordnete, selbst die Vernunft, die ihr sagen mußte, ihre Liebe sei ganz hoffnungslos und es bleibe nichts Anderes übrig, als sie ge-

waltsam aus dem Herzen zu reißen, was auf keine bessere Weise geschehen, konnte, als die Nähe der Gefahr zu fliehen.

Es verletzte sie tief, daß Dr. Reichardt sich nicht einmal nach ihrem Befinden erkundigt hatte; er hielt sie ja für krank, und hätte er ihr nur das mindeste Interesse geschenkt, dann würde ihn, ihrer Meinung nach, selbst der anstrengendste Dienst in den Lazarethen nicht abgehalten haben, persönlich seinen Besuch zu machen oder durch einen Boten Nachfrage halten zu lassen.

Und dieser Gleichgültigkeit gegenüber erlosch die Flamme in ihrem Herzen doch nicht, sondern fand in den Gebilden der eigenen aufgeregten Phantasie immer neue Nahrung.

Diese inneren Selbstqualen mußten nothwendigerweise auch auf den Körper wirken; Feodora wurde immer bleicher, immer unruhiger und nervenerregter.

Das Mutterauge sieht scharf, und die Gräfin stand eine um so tödtlichere Angst aus, als ihre Tochter bei dem hartnäckigen Leugnen blieb. Sie dachte nicht an eine Krankheit der Seele, denn sie vermochte dazu keine Veranlassung zu entdecken, aber sie bestärkte sich immer mehr in der Ueberzeugung, Feodora habe durch die Anstrengung im Lazarethe, vielleicht blos durch die Luft desselben gelitten. Sie machte ihren Gatten endlich auf das Aussehen des Mädchens aufmerksam, und auch dieser erschrak, als er sein Kind schärfer zu beobachten begann.

„Wir müssen schleunigst fort von hier," sagte er, „gleichviel wohin; die Reise, neue Erlebnisse und Anschauungen werden sie zerstreuen. Ich würde Italien als das Ziel unserer Reise vorschlagen, das milde Klima daselbst würde ihr gewiß wohlthun, aber auch dort schwingt ja der Krieg jetzt seine Brandfackel; machen wir eine Rheinreise."

Als Feodora den Entschluß ihrer Eltern erfuhr, ließ sie schweigend das Haupt sinken, und wie sie hörte, man wolle in drei Tagen schon von Kissingen aufbrechen, wurde sie todtenbleich und zog sich sogleich unter einem Vorwande auf ihr Zim-

mer zurück — eine Einwendung dagegen wagte sie nicht zu machen.

In den drei Tagen wurden nun Koffer und Kisten gepackt. Feodora, die sonst so thätig war, betheiligte sich kaum daran; es fehlte ihr die Kraft dazu.

„Nur fort, bald fort von hier!" drängte der Graf, der immer ängstlicher wurde.

Diese drei Tage waren für die Comtesse eine Höllenqual, aber sie schwieg und machte übermenschliche Anstrengungen, ihre Empfindungen zu verbergen.

Der Abend vor dem zur Abreise bestimmten Tage war gekommen, Alles geordnet. Der Graf und seine Gemahlin waren zärtlicher als je gegen ihre Tochter, als diese ihnen eine Gute Nacht wünschte.

Am anderen Morgen kam Feodora nicht zur gewöhnlichen Stunde zum Frühstück; die Mutter begab sich selbst zu ihr und fand sie, zu ihrem unermeßlichen Schrecken, noch im Bette und stark fiebernd. Fast mit jeder Minute nahm dieses Fieber zu.

Unter solchen Umständen konnte von der Abreise nicht die Rede sein; man mußte nach einem Arzte schicken. Feodora wollte dies durchaus nicht zugeben, aber sie war nur noch bei halber Besinnung.

Die verzweifelnden Eltern berathschlagten; es mußte ein Arzt geholt werden.

Der Badearzt, den sie bisher, mehr der Mode als des Bedürfnisses wegen, gehabt hatten, war augenblicklich nicht in seiner Wohnung zu finden, aber schleunige Hülfe schien dringend nothwendig.

„Wir wollen uns an den Regimentsarzt Dr. Reichardt, der stets im Kurhause zu finden ist, wenden," schlug die Gräfin vor; „wir haben ja selbst Gelegenheit gehabt, uns zu überzeugen, daß er ein gewissenhafter und zuverlässiger Arzt ist."

„Wo denkst Du hin, Hedwig?" wandte der Graf ein. „Der Regimentsarzt ist über und über mit seinen Soldaten be-

schäftigt und kann sich jetzt wohl unmöglich mit Privatpraxis abgeben."

„Aber er kennt uns und hat sich immer sehr zuvorkommend gezeigt," erwiederte die Gräfin, die dieses Mal auf ihren Willen bestehen zu müssen glaubte, da es sich um das Wohl der geliebten Tochter handelte; „er wird sich, um uns gefällig zu sein, gewiß eine Viertelstunde abmüßigen; ich selbst will an ihn ein paar Zeilen schreiben und ihn dringend darum bitten. Mein Gott, ich kann das Leben meines Kindes nicht dem Ersten Besten anvertrauen!"

Die Einwendungen des Grafen blieben dieses Mal fruchtlos, und er selbst befand sich in zu großer Angst, um einen Machtspruch zu thun. Seine Gemahlin setzte sich sofort nieder und schrieb an Dr. Reichardt ein Billetchen, aus dem die ganze namenlose Angst des Mutterherzens sprach. Das Billet wurde nach dem Kurhause geschickt.

Es war noch früh am Tage, und Dr. Reichardt, der den größten Theil der Nacht bei den seiner Pflege Anvertrauten zugebracht, hatte seine Morgenvisite im Lazareth noch nicht gemacht. Der Diener des Grafen fand ihn noch in seinem Zimmer, gerade beim Ankleiden begriffen.

Der Doktor erbrach etwas verwundert das Billet und las. Eine jede andere Aufforderung dieser Art würde er wohl abgelehnt haben, aber in diesem Falle zögerte er keinen Augenblick, denn sein Interesse für Feodora war auf einmal wieder ganz lebendig geworden.

„Ich werde sofort kommen," sagte er.

Zehn Minuten später war er in der nicht weit entfernten Wohnung der gräflichen Familie. Er fand die Gräfin in Thränen, den alten Herrn bleich und hocherregt. Feodora hatte das Bewußtsein vollständig verloren und phantasirte mit den wirrsten Reden; natürlich erkannte sie weder den Doktor noch ihre Eltern, als diese den Ersteren an ihr Bett führten.

Dr. Reichardt fand das Fieber bedenklich, es konnte sich

daraus leicht ein schweres Nervenfieber entwickeln; er verschwieg dies indessen den besorgten Eltern und tröstete sie, so gut er konnte. Mit einem Blicke hatte er übersehen, daß nicht körperliche, sondern geistige Anstrengung die Krankheit erzeugt habe, und hielt es für nothwendig, mit dem Grafen über die mögliche Veranlassung Rücksprache zu nehmen.

Der alte Herr sprach sich so offen aus, als die Familienverhältnisse es erlaubten; er erwähnte des Besuches des Cousins Theodor, ohne dessen Namen zu nennen, und klagte sich selbst an, bei dieser Gelegenheit zu barsch gegen seine Tochter aufgetreten zu sein.

Dr. Reichardt hatte aufmerksam zugehört; da er, mit den Verhältnissen ganz unbekannt, sich der Auffassung des Grafen anschließen mußte, der wirklich der Meinung war, Feodora sei dem Cousin doch nicht vollständig abgeneigt, habe dessen Hand nur aus Laune oder einer Art mädchenhafter Schüchternheit ausgeschlagen, ihn vielleicht auch nur auf die Probe stellen wollen, nach seiner schleunigen Abreise Reue über dieses Benehmen gefühlt und diese sie in so hohem Grade erregt, fand er diese Erklärung nicht ganz unwahrscheinlich. Die Gräfin, die das Herz ihrer Tochter wohl besser kannte, war bei der Unterredung nicht zugegen, konnte also nicht widersprechen.

Ein eigenthümliches Gefühl, von dem er sich selbst nicht sogleich Rechenschaft zu geben wußte und das er deshalb auch gleich wieder zurückdrängte, beschlich den Doktor: es war ihm nicht angenehm, zu hören, daß Feodora in irgend welchen Beziehungen zu dem jungen Baron stehe, demselben vielleicht ihr Herz geschenkt habe. Was konnte ihn das aber eigentlich kümmern? — Und doch erwachte in ihm eine Art von Neugierde, zu erfahren, ob sich der Graf nicht täusche; die Fieberphantasien der Kranken gaben ihm darüber vielleicht Aufschluß.

Andererseits fühlte er eine recht innige Theilnahme für das junge Mädchen und nahm sich vor, Alles, was in seinen Kräften stände, zu thun, um dasselbe wieder herzustellen; es wäre

ihm sehr schmerzlich gewesen, wenn die Krankheit einen bösen Ausgang genommen hätte.

Nachdem er ein Rezept verschrieben und seine Verordnungen hinterlassen hatte, ging er mit dem Versprechen, im Laufe des Tages noch einmal wiederzukehren.

Sein Dienst im Lazarethe beschäftigte ihn wieder auf das Anstrengendste, und gegen Abend fühlte er sich todtmüde. Seine gewöhnliche Ruhestunde war jetzt gekommen; da er für Feodora aber keine andere Zeit hatte, ohne seiner Pflicht Abbruch zu thun, gönnte er sich keine Erholung, sondern eilte nach der Wohnun der gräflichen Familie.

Dort fand er Alles noch ebenso, wie er es verlassen hatte; das Fieber der Kranken war noch immer im Zunehmen begriffen, die Eltern in Verzweiflung.

Dr. Reichardt setzte sich an Feodora's Bett, fühlte ihr den Puls und flößte ihr selbst die Arzenei ein. Er hatte dabei Gelegenheit, sie genau zu betrachten, genauer, als es je geschehen war. Obgleich der Kampf des Fiebers sich auf ihrem Antlitze wiederspiegelte, mußte er sich doch gestehen, daß sie schön, hinreißend schön sei; wie schade wäre es gewesen, wenn der Tod eine solche Blume knicken sollte, und er verleugnete sich nicht, daß sie in der größten Gefahr schwebe.

Die Kranke warf sich unruhig hin und her, und über ihre Lippen gingen abgebrochene, schwer verständliche Worte. Der Doktor beugte sich über sie und horchte; als Arzt war ihm dies wohl erlaubt; es handelte sich ja darum, den Grund der Krankheit richtig zu durchschauen.

Die meisten kurzen Sätze enthielten keinen Sinn, den er sich zu deuten vermochte, dann kamen zärtliche Worte, wie sie wohl eine Geliebte zum Geliebten in der reinsten Herzensunschuld spricht, Klagen, daß sie nicht verstanden werde, endlich hörte er den Namen „Cousin Theodor".

Der alte Graf hatte also doch Recht gehabt! Er hatte zwar nicht den Namen Theodor genannt, aber erwähnt, daß der

junge Mann, der sich um die Hand seiner Tochter beworben, in einem so freundschaftlichen Verhältnisse zu der Familie gestanden habe, daß er wie ein naher Verwandter des Hauses betrachtet und von Feodora selbst „Cousin" genannt worden sei. Kein Zweifel schien also mehr daran zu sein, daß die Comtesse den abgewiesenen Freier in Wahrheit doch liebe und seinen Rücktritt bedauere, sogar bitter beklage.

Dr. Reichardt lehnte sich wieder zurück und blickte gedankenvoll vor sich hin.

„Ist keine Hoffnung vorhanden, Herr Doktor?" fragte leise schluchzend die Gräfin, die jedes Mienenspiel bei ihm mit angstvoller Spannung beobachtete.

„Das verhüte Gott!" antwortete der Doktor sehr lebhaft. „Die Krankheit nimmt ihren regelmäßigen Verlauf, Nichts giebt bis jetzt zu der Befürchtung Anlaß, daß sie einen üblen Ausgang nehmen müsse."

„Aber Ihre Miene, Herr Doktor — — O, ich beschwöre Sie, mir die Wahrheit zu sagen!"

„Das thue ich nach Pflicht und Gewissen, Frau Gräfin. Aber meine Miene? Was wollen Sie damit sagen, wenn ich fragen darf?"

„Sie sahen eben so finster aus, so unzufrieden," erwiederte stockend die Gräfin.

Dem Doktor stieg das Blut etwas in die Wangen; in einiger Befangenheit antwortete er:

„Sie täuschten sich vielleicht, gnädige Frau, oder dieser Ausdruck trat mir ganz unbewußt auf das Gesicht; ich wiederhole Ihnen, daß noch kein Grund zu Befürchtungen vorhanden ist und daß Sie die beste Hoffnung haben können; Gewißheit kann ich Ihnen freilich erst geben, wenn in einigen Tagen die Krisis eingetreten ist."

„Und wann wird dies geschehen?"

„Vermuthlich am siebenten Tage."

Welch' unendlich lange Zeit für ein in tödtlicher Angst

schwebendes Mutterherz! Die Gräfin sank auf einen Stuhl nieder und bedeckte ihr von Thränen überströmtes Gesicht mit dem Taschentuche.

Dr. Reichardt horchte wieder auf die Phantasiereden der Kranken, aber er verstand Nichts mehr. Wohl eine Stunde brachte er an Feodora's Bette zu, und es wurde ihm sehr schwer, sich von ihm zu trennen; wenn es seine Zeit erlaubt hätte, würde er gern die ganze Nacht hindurch bei ihr gewacht haben; ihm selbst unbegreifliche Empfindungen fesselten ihn an seine Patientin. Aber er mußte wieder nach dem Lazareth zurückkehren und erhob sich mit einem leisen Seufzer, der ihn selbst betroffen machte.

„Ich werde gegen Morgen noch einmal wiederkommen," sagte er zu der Gräfin.

Er wußte wohl, daß er die Stunde zu diesem Besuche dem ihm so kärglich zugemessenen Schlafe werde entziehen müssen.

Der Graf war in seinem Zimmer geblieben, weil er wichtige, unaufschiebbare Briefe nach der Heimath abzufertigen hatte. Dem Doktor fuhr es durch den Sinn, daß es für die Kranke, falls sie die Krisis überstände, heilsam sein, vielleicht sogar zu einem glücklichen Verlaufe derselben beitragen könne, wenn sie den Geliebten in ihrer Nähe hätte; er war schon im Begriffe, in das Zimmer des Grafen zu treten und diesem den Vorschlag zu machen, daß er den „Cousin Theodor" brieflich zur schleunigen Rückkehr veranlassen möge, aber plötzlich zog er die Hand wieder von der Thürklinke zurück und verließ still das Haus.

Er war verstimmt, ärgerlich auf sich selbst, als trage er eine Schuld auf dem Herzen.

„Gehe ich denn auch einer Krankheit entgegen?" fragte er sich. „Ein Wunder wäre es freilich nicht nach diesen unerhörten Anstrengungen."

Die alte Energie kehrte ihm übrigens bald wieder, als er seinen Rundgang in den Krankensälen machte, und um Vieles

beruhigter begab er sich nach seinem Zimmer, um zu Abend zu speisen.

Auf dem Tische lag ein Brief, den sein Bursche während seiner Abwesenheit wohl von der Feldpost in Empfang genommen und für ihn dorthin gelegt hatte. Er sah den Poststempel Liebau und daß der Brief an ihn nach Fulda adressirt sei, und erbrach schnell das Siegel.

Eine Purpurglut stieg in seine Wangen — der Brief war unterzeichnet Minna von Hofleben.

Dr. Reichardt ließ sich nicht die Zeit, sich niederzusetzen, so gespannt war er auf die Mittheilungen, die ihm das Schreiben brachte. Er las eifrig, aber das aufgewallte Blut trat dabei immer weiter zurück, bis sein Gesicht beinahe blaß geworden war, und endlich, nachdem er den Brief ganz durchgelesen hatte, legte er ihn mit einem tiefen Seufzer auf den Tisch und begann schnellen Schrittes in seinem Zimmer auf und nieder zu gehen, als ob er durch die körperliche Bewegung den Sturm in seinem Innern zu dämpfen versuchen wollte.

Unsere Leser wissen schon, was Minna von Hofleben an den Doktor, ihren verehrten Freund, geschrieben hatte, nämlich daß sie den Lieutenant von Wettstern, den Mann ihrer ersten und einzigen Liebe, wiedergefunden und sich mit ihm verlobt habe. Das war ein harter Schlag für Dr. Reichardt, der den letzten Strahl einer noch immer im Herzen treu gehegten Hoffnung auslöschte. Es kam ihm nicht in den Sinn, Minna den geringsten Vorwurf zu machen, er empfand keine Spur von Bitterkeit gegen sie, selbst nicht gegen den durch ihre Liebe so hoch Beglückten, er war auch viel zu edel, um nicht zu wünschen, daß ihre Vereinigung nun eine dauernde bleiben und ihnen daraus das höchste Glück entsprießen möge — aber eine tiefschmerzliche Bewegung fühlte er doch in seinem Herzen, und es dauerte geraume Zeit, bis er wieder ganz Herr seiner selbst geworden war.

Damit war aber auch der schwere Kampf ein für alle Male

überwunden, und der Doktor hatte sich fest vorgenommen, nie wieder Träumen nachzuhängen, deren Verwirklichung jetzt eine Unmöglichkeit geworden war; seine Freundschaft für Minna von Hofleben sollte aber unerschüttert bleiben, und er setzte sich sofort nieder und schrieb an sie einen recht herzlichen und so langen Brief, als es seine Zeit erlaubte.

Das erste Morgengrauen hatte nur ein wenig den nächtlichen Schleier, der über Kissingen lag, gelüftet, als Dr. Reichardt schon wieder auf dem Wege nach dem gräflichen Hause war. Er selbst fühlte eine lebhafte Unruhe, wie er die Kranke finden werde: es war ihm, nachdem er Minna's Brief erhalten hatte, als habe er jetzt ein doppeltes Recht, der Comtesse seine ganze Sorgfalt zu widmen.

Feodora's Zustand hatte sich noch nicht gebessert. Ihre Mutter, welche die ganze Nacht hindurch nicht von dem Krankenbette gewichen war, erschien dem Doktor jetzt aber auch körperlich und geistig so erschöpft, daß er allen Ernstes verlangte, sie möge sich einige Stunden zur Ruhe niederlegen; der Graf sollte sie in der Wache ablösen.

Eine ganze Weile blieb Dr. Reichardt mit Feodora allein, und wieder versuchte er, ihre Fieberreden zu belauschen. Was er dieses Mal hörte, setzte ihn wirklich in Erstaunen.

Sie schien zu träumen, daß sie sich in dem Lazareth des Kurhauses befinde, und sprach mit einem verwundeten Soldaten, milde, tröstend, engelgleich, wie sie es vor Kurzem noch in Wirklichkeit gethan hatte; dann, nach einer Pause, begann sie eine Unterhaltung mit dem hinzukommenden Arzte, mit ihm selbst. Fast Wort für Wort wiederholte sie das Gespräch, das er damals in der Fensternische des Krankensaales mit ihr geführt hatte, bald seine, bald ihre Worte aussprechend.

Jetzt kam ein neuer heftiger Fieberanfall; dann brach sie in die wehmüthigsten Klagen aus. Was der Doktor davon verstand, war etwa Folgendes:

„Ich bin nicht krank, ich will nicht von hier fortgehen —

hier ist mein Platz, am Schmerzenslager der Elenden und Trostlosen! — Warum treibt er mich fort von hier? Was habe ich verbrochen, worin gefehlt, um mit dieser Verachtung behandelt zu werden? — — Ja, ich will gehen und nimmer wiederkehren, seine Verachtung mit Stolz erwiedern! — Mit Stolz? Ach, wenn ich das nur könnte! — Ich glaube, daß ich fiebere, daß mir wirklich eine Krankheit nahe ist — das Blut strömt mir zum Herzen, alle meine Pulse klopfen so stark — mir ist es, als wollten meine Adern zerspringen. — O, welche glühende Hitze in meinem Kopfe! — — Aber er versteht mich nicht, er täuscht sich und mich — er glaubt, mein Körper sei schwach und leidend! — Ob er es wirklich glaubt? Er ist ja Arzt, aber der Arzt sieht nicht in das Herz hinein. Wenn er wüßte — — Still! um Gotteswillen, still! — Kein Mensch darf es ja erfahren, nur ahnen — —"

Die Kranke brach ab und verhielt sich einige Minuten lang ganz ruhig; nur ein schweres Stöhnen hob zuweilen ihre Brust.

Dr. Reichardt war todtenbleich geworden und hatte sich in seinen Sessel zurückgelehnt; mit beinahe starrem Blicke betrachtete er das erhitzte Gesicht des schönen jungen Mädchens. Was er da gehört hatte, war kaum noch räthselhaft zu nennen, und doch wagte er nicht, es sich nach dem ersten Eindrucke, den es auf ihn gemacht hatte, zu deuten. Das war ja ganz undenkbar, gar nicht möglich! Träumte er denn? Und wenn er nicht träumte, was dann?

Der Kopf schwindelte ihm, und er mußte alle Kräfte aufbieten, um zu hören, wie sich die Phantasien Feodora's fortsetzten, denn wieder begann sie zu sprechen.

Aber jetzt mußte sie von einem ganz anderen Traume befangen sein; sie sprach von ihrer Jugendzeit, von den Eltern und — Dr. Reichardt fühlte einen leisen Stich im Herzen — von und zu dem „Cousin Theodor". Sie spielte mit ihm, Beide noch Kinder, sie nannte ihn ihren „lieben, lieben Cousin", ihren „kleinen Bräutigam" — dann trat sie ihm wieder als Jungfrau

gegenüber, fröhlich und heiter; sie neckte ihn wie den vertrautesten Bekannten, sie sprach ernst freundschaftlich zu ihm — —

Da öffnete sich die Thür des Krankenzimmers, und der Graf trat ein. Der Doktor hatte gerade nur noch Zeit, sich wieder in sitzende Haltung zu bringen.

„Nun, Herr Doktor, wie steht's mit ihr?" fragte der alte Herr, einen gleichzeitig zärtlichen und ängstlichen Blick auf seine Tochter werfend.

Dr. Reichardt erwiederte ihm etwa dasselbe, was er Abends zuvor der Gräfin gesagt hatte, man müsse den entscheidenden Tag abwarten. Der Graf schüttelte schmerzlich den Kopf.

„Es ist mein einziges Kind, das Glück meiner alten Tage," sagte er mit gedämpfter, von Rührung zitternder Stimme zu dem Doktor; „meine Gattin würde ihren Tod nicht lange überleben, und ich würde Beiden bald nachfolgen."

„Das verhüte der Himmel, Herr Graf! Lassen Sie die Hoffnung nicht sinken; vertrauen Sie auf Gott!"

„Und auf Ihre Hülfe, Doktor."

„In meinem Eifer sollen Sie sich gewiß nicht täuschen; aber was hilft unsere Wissenschaft, was vermögen unsere größten Anstrengungen gegen eine höhere Bestimmung? — Deshalb vertraue ich weniger auf jene als auf die Gnade des Himmels, der ein so liebliches Wesen noch nicht von der Brust der liebenden Eltern reißen wird, um es in die Schaar seiner Engel zu versetzen."

Der Graf blickte den Doktor etwas verwundert von der Seite an, die warmen, fast begeistert zu nennenden Worte dieses äußerlich so kalt und ernst scheinenden Mannes überraschten ihn in hohem Grade. Ihm die Hand reichend, sagte er:

„Es ist schwer, bei einem so herzzerreißenden Anblicke die Hoffnung zu bewahren, aber ich will Ihnen folgen, Doktor, ich will Gott vertrauen, daß er mir nicht den bittersten Schmerz auferlegen wird."

Der Doktor erwiederte Nichts, sondern machte sich fertig

zum Gehen. Wieder wurde es ihm schwer, das Krankenzimmer zu verlassen, aber sein Dienst rief ihn, und übrigens wünschte er auch, eine Weile mit sich allein zu sein, um seine durch einander stürmenden Gedanken zu sammeln.

Er benutzte dazu die Zeit seines Ganges von dem gräflichen Hause bis nach dem Lazareth. Die Straßen waren noch leer, die aufgehende Sonne röthete erst die Spitzen der Dächer, — es schien ein wundervoller Sommertag werden zu wollen, und die noch herrschende Stille, nur durch das Gezwitscher der Vögel unterbrochen, hatte etwas ungemein Feierliches.

Dr. Reichardt ging sehr langsam, denn er wünschte diese Einsamkeit so viel als möglich zu verlängern. Er dachte augenblicklich nicht an Minna von Hofleben, sondern nur an Feodora; die seltsamen Worte, die er belauscht hatte, klangen ihm noch immer deutlich in den Ohren.

Meistentheils sind die Träume eines im Fieber Phantasirenden ein Spiegelbild der Wirklichkeit, seiner Erlebnisse, seiner wahren Empfindungen; und wenn nun die junge Comtesse, ihr selbst unbewußt, diese letzteren verrathen hätte — —

„Thor, der ich bin!" sagte der Doktor, nachdem er eine Weile solchen Gedanken nachgehangen hatte, zu sich selbst, indem er sich gewaltsam zusammenraffte. „Ich male mir da einen Roman aus, der aller Vermuthung nach einen sehr tragischen Schluß finden würde. Woher sollte dieses junge, so hochgestellte, so gefeierte Mädchen an mir, mit dem sie kaum ein paar gleichgültige Worte gewechselt hat, ein besonderes Interesse genommen haben? Nannte sie nicht auch gleich darauf wieder den Namen des Cousins Theodor? Der alte Graf hat doch Recht gehabt — sie liebt ihn wirklich. Im Fieber mögen sich ihre Begriffe verwirrt haben, sie verwechselte die Personen mit einander."

Die Stirn des Doktors runzelte sich dabei doch, und nach einer kleinen Pause fuhr er in seinem Selbstgespräche fort:

„Das steht fest, daß sie sich durch mich gekränkt fühlt, mich im Verdachte hat, sie aus einem anderen Grunde als dem von mir angegebenen aus dem Lazareth entfernt zu haben; ihr Stolz ist dadurch tief gekränkt worden. Wie kommt sie aber nur auf diese Vermuthung? wie kann dieselbe sie so tief berühren? — Nun, Gott weiß, daß ich sie wirklich für krank hielt und nur meine Pflicht als Arzt zu thun glaubte; ich werde ihr, wenn sie wieder ganz hergestellt ist, volle Aufklärung darüber geben. Aber sie hat vielleicht einen Groll gegen mich gefaßt und wird mich gar nicht anhören wollen."

Die Mienen Dr. Reichardt's waren immer finsterer geworden.

„Jetzt geht es gar nicht mehr an," murmelte er vor sich hin, „daß ich dem Grafen vorschlage, den Cousin Theodor zurückkommen zu lassen; ich könnte mich über die heilsame Wirkung seiner Gegenwart auf sie doch vielleicht verrechnet haben. Ueberlassen wir Alles dem Schicksale!"

Sein Gesicht hatte sich wieder aufgeklärt; er stand an der Thür des Kurhauses.

III.

Die Patientin.

Wie Dr. Reichardt vorausgesagt hatte, veränderte sich der Krankheitszustand Feodora's in den nächsten Tagen fast gar nicht, und vor dem siebenten, entscheidenden Tage nahm das Fieber noch bedeutend zu. Täglich kam der Doktor zwei oder drei Mal und blieb so lange, als er nur vermochte. Der Graf und die Gräfin mußten sich überzeugen, daß er mit rastlosem Eifer Alles that, was nur in seinen Kräften stand; es kam ihnen daher auch gar nicht in den Sinn, noch einen anderen Arzt herbeizurufen, was Dr. Reichardt auch nicht wünschte; — wenn ihr Kind noch zu retten war, so gelang ihm dies gewiß.

Dabei sah man ihm deutlich an, wie sehr ihn selbst die übermäßigen Anstrengungen angriffen; sein Gang war langsamer geworden, sein Gesicht bleicher, aus seinen Augen sprach die körperliche Erschöpfung, die indessen den Geist nicht zu beugen vermochte.

Feodora's Worte noch einmal zu belauschen, hatte er nicht wieder Gelegenheit gehabt, denn mit der zunehmenden Heftigkeit des Fiebers waren ihre Reden ganz unverständlich geworden.

Alles deutete jetzt an, daß die Krisis bald eintreten werde. Der Graf und die Gräfin schwebten in Todesangst; Dr. Reichardt tröstete zwar und versuchte, ihnen Muth einzusprechen,

aber man sah ihm dabei an, daß er selbst nicht von aller Besorgniß frei war, und wer ihn, wenn er einsam in seiner Stube war, beobachtet haben würde, hätte den schmerzlichsten Ernst in seinen Zügen gelesen.

Der siebente Tag kam, und gegen Abend desselben steigerte sich das Fieber der Comtesse zu einer Höhe, daß man glauben mußte, der zarte Körper werde diesen furchtbaren Angriffen gar nicht widerstehen können. An diesem Abende saß Dr. Reichardt stundenlang an ihrem Bette, denn er hatte dem ältesten ihm untergebenen Unterarzte zum ersten Male seine Funktionen übertragen unter dem Vorwande, daß er sich zu erschöpft fühle, und war dann ganz heimlich aus dem Kurhause fortgeschlichen.

Während die Kranke wilder als je rasete, hielt der Doktor ihre Hand, um den Puls zu fühlen, in der seinigen, der Graf stand zu Fußenden des Bettes, den umflorten Blick fest auf die Tochter heftend, die Gräfin, die den schrecklichen Anblick nicht länger ertragen gekonnt, ruhte in einem an der gegenüberliegenden Wand stehenden Sessel und weinte und schluchzte leise.

Zuweilen sah der bekümmerte Vater den Doktor fragend an; hierauf nickte dieser nur stumm mit dem Kopfe, eine Geberde, die ungefähr sagen sollte: „Es geht Alles seinen gewöhnlichen Gang, man konnte nichts Anderes erwarten." Der alte Herr ging dann gewöhnlich auf den Zehenspitzen zu seiner Gemahlin hin, küßte sie auf die Stirn und sprach ihr Trost zu, den er selbst nicht empfand.

So kam Mitternacht heran; Dr. Reichardt sah fast alle Minuten mit sichtlicher Ungeduld nach seiner Taschenuhr. Jetzt schien nach einem der heftigsten Stürme die Kranke von ihren Kräften ganz verlassen zu werden; schwach stöhnend sank sie in die Kissen zurück und schloß die Augen. Ein paar heftige Schauer durchliefen noch ihren Körper, dann blieb sie unbeweglich, wie leblos.

Der Doktor beugte sich über sie und horchte auf ihre Athemzüge, und der Graf, der seine angstvolle Ungeduld nicht

länger zu bezähmen vermochte, trat leise, aber schnell zu ihm und faßte ihn an dem Arm.

„Ist das die Krisis?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Sie ist hoffentlich schon vorüber," erwiederte Dr. Reichardt; „wenn jetzt ein ruhiger Schlaf eintritt, so ist die Comtesse gerettet."

Und es trat nach Verlauf von einiger Zeit wirklich ein ruhiger Schlaf ein; die schnellen, keuchenden Athemzüge wurden langsamer und sanfter, die glühende Hitze wich allmälig vom Antlitze.

Nachdem der Doktor seine Patientin lange beobachtet hatte, erhob er sich vorsichtig und sagte dem Grafen und der Gräfin, daß er die beste Hoffnung habe, jede Störung des Schlafes sorgfältig zu vermeiden sei und daß er jetzt überflüssig zu sein glaube; nur im Falle eines plötzlichen Erwachens der Kranken möge man sofort zu ihm schicken.

Er erhielt in dieser Nacht aber keine Botschaft, und als er am frühen Morgen wiederkehrte, schlummerte Feodora noch ruhig fort.

„Es ist die größte, fast gewisse Hoffnung vorhanden," sagte der Doktor, während sein ernstes Gesicht sich um Vieles aufgeklärt hatte. „Es kommt jetzt Alles auf ihr Erwachen an."

Gegen Abend erst erhielt er die Nachricht, die Comtesse sei erwacht, fühle sich zwar noch sehr ermattet, habe aber schon einige zusammenhängende Worte zu ihren Eltern gesprochen. Er eilte sogleich nach dem Hause.

Der Graf empfing ihn im Wohnzimmer und berichtete ihm mit der größten Freude, daß seine Tochter von dem bösen Fieber gänzlich befreit scheine; sie habe kurz vorher langsam die Augen aufgeschlagen, ihre Eltern angelächelt und sei nur mit Mühe zu bewegen gewesen, nicht zu viel Fragen zu stellen; sie wußte, daß sie krank gewesen sei, hatte aber versichert, daß sie sich, eine große Schwäche abgerechnet, ganz wohl befinde.

Dr. Reichardt konnte sein Herzklopfen nicht unterdrücken,

als er dem alten Herrn in das Krankenzimmer folgte. Zwei Dinge beunruhigten ihn, nämlich wie er seine Patientin finden und welchen Eindruck sein Anblick auf sie machen werde; er wagte nicht den Grafen zu fragen, ob ihr schon gesagt worden sei, welcher Arzt sie behandelt habe.

Als er leise eintrat, hatte Feodora, neben der die Mutter saß, aus deren verweinten Augen jetzt auch eine selige Hoffnung strahlte, die Augen zwar geschlossen, aber die glühende Fieberhitze war vollständig geschwunden und die etwas eingefallenen Wangen sehr bleich geworden. Der Doktor wußte, daß sie gerettet sei, und winkte den fragend auf ihn blickenden Eltern beruhigend zu.

Als er näher an das Bett trat, mußte Feodora doch seinen vorsichtigen Schritt vernommen haben, denn sie öffnete die schweren Augenlider und blickte auf ihn. Eine plötzliche Veränderung ging auf ihrem Gesichte vor; anfänglich schien sie an eine Täuschung zu glauben, denn sie schloß und öffnete die Augen wieder, sah ihn starr an und lächelte dann noch freundlicher, als es vorher bei dem Erkennen ihrer Eltern der Fall gewesen war; in diesem Lächeln lag eine unbeschreibliche Glückseligkeit.

Aber dieser Ausdruck ging so schnell vorüber, wie er gekommen war; das Blut, das ihre Wangen leicht gefärbt hatte, trat wieder zurück, ein sanfter, wehmüthiger Ernst verdrängte jenes Lächeln, und mit halbgeschlossenen Augen schien sie des Doktors Anrede zu erwarten. Sie war bei vollem Bewußtsein, mußte Alles begriffen haben.

Der Graf und seine Gemahlin, hocherfreut über die heitere Miene ihres Töchterchens, verwandten keinen Blick von ihr, und dies war jedenfalls dem Doktor sehr lieb, denn er selbst war durch Feodora's Blick so heftig erregt und befangen gemacht worden, daß ihm das Blut in die Wangen stieg und er kaum im Stande war, ein Wort hervorzubringen.

Hätten der Graf und die Gräfin auch ihn beobachtet, so

wären sie wahrscheinlich auf eigenthümliche Weise überrascht worden.

„Wie befinden Sie sich, gnädigste Comtesse?" fragte der Doktor, indem er dicht an das Bett trat.

Feodora bewegte die Lippen, schien aber nicht antworten zu können; ihre Eltern blickten sich wieder ängstlich an.

„Wollen Sie mir erlauben, Ihre Hand zu nehmen, um den Puls zu fühlen?"

Feodora reichte ihm, immer noch schweigend, mit augenscheinlicher Anstrengung die feine, weiße Hand; sie zitterte, als er sie erfaßte, aber die seinige kaum weniger.

Dr. Reichardt richtete noch einige Fragen an sie, die sie mit leiser Stimme, fast ohne ihn anzusehen, beantwortete; er erklärte sich dann ganz befriedigt von ihrem Zustande, gab den Eltern noch einige neue Verordnungen über die jetzt zu beobachtende Behandlung, und empfahl sich dann, nachdem er Feodora selbst gebeten hatte, sich nicht durch vieles Sprechen oder einen zu lebendigen Gedankengang aufzuregen. Der Graf begleitete ihn bis an die Hausthür und ließ sich seine beruhigenden Versicherungen noch einmal wiederholen.

Inzwischen versuchte Feodora, als die beiden Männer kaum die Thür hinter sich geschlossen hatten, sich aufzurichten, wozu ihr indessen die Kräfte versagten und was ihre Mutter auch mit zärtlichen Bitten verhinderte.

„Wie kommt Dr. Reichardt hierher?" fragte die Comtesse in augenscheinlicher Erregung.

„Er ist Dir doch nicht unangenehm, liebes Kind?" entgegnete die Gräfin. „Wenn Du wüßtest, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Selbstaufopferung — denn er ist noch immer vom Morgen bis zum Abend im Lazarethe in Anspruch genommen — er als Arzt über Dich gewacht hat, wie zart und schonend er Trost und Hoffnung in die verzweifelnden Herzen Deiner Eltern einflößte, Du würdest Deinen Dank für ihn mit dem unsrigen vereinigen."

Feodora's Antlitz hatte sich wieder tiefer gefärbt; sie wiederholte:

„Wie ist nur der Doktor hierhergekommen?"

„Ich will es Dir erzählen, theures Kind, aber erinnere Dich der Mahnung des Arztes und sprich nicht mehr so lebhaft."

Die Gräfin erzählte, wie sie selbst auf die Idee gekommen sei, Dr. Reichardt zu bitten, er möge aus besonderer Rücksicht die Behandlung ihrer Tochter übernehmen, und wie der Doktor dieser herzlichen Bitte sofort auf das Bereitwilligste nachgekommen sei, obgleich er sonst gar keine Civilpraxis betreiben könne; sie erzählte ferner, wie oft er gekommen, wie lange er sich aufgehalten und wie er sichtlich seine eigenen Kräfte fast erschöpft habe.

Und während dieser Erzählung öffneten sich Feodora's Augen immer weiter und nahmen an Glanz und Ausdruck zu, ihre Wangen rötheten sich noch mehr, und das frühere Lächeln trat wieder auf ihre Lippen.

„Regen Dich meine Worte auch nicht auf, theure Feodora?" fragte die Gräfin, welche die mit ihr vorgehende Veränderung wohl bemerkte. „Fühlst Du Dich auch nicht zu matt, so viel zu hören?"

„Nein, liebe Mutter, mir ist ganz wohl. Sprich nur weiter!"

Der Gräfin ging endlich der Stoff aus; als sie schwieg, bat Feodora sie, sie zu küssen, nahm geduldig die verordnete Arzenei und schlummerte dann wieder sanft ein, bewacht von dem liebenden Mutterblicke. Sie mußte wohl schöne Träume haben, denn während des Schlafes blieb ihr Gesicht heiter und lächelnd.

Etwas später, denn er hatte nach seiner Rückkehr noch eine Visite bei den Verwundeten und Kranken gemacht, ging Doktor Reichardt wieder in seinem Zimmer, mit gekreuzten Armen, in seine Gedanken versunken, auf und nieder; aber seine Stirn

war dabei nicht so gefurcht wie in den letzten Tagen, und wenn sein Gesicht auch noch immer den ernsten Ausdruck, der ihm stets eigen gewesen, bewahrt hatte, so leuchtete doch zuweilen die Zufriedenheit daraus hervor.

Dr. Reichardt kämpfte, wie es schien, mit sich selbst, und wir wollen unsere Leser davon in Kenntniß setzen, welcher Art seine Empfindungen und Gedanken waren.

Schon längst hatte er wohl, nachdem er sich eine selbstständige Stellung und ein hübsches Gehalt errungen, daran gedacht, in den Stand der Ehe zu treten, nicht allein um seiner selbst willen, sondern auch, um der zärtlich geliebten Mutter eine treue Pflegerin, eine liebevolle Tochter zuzuführen; die Verkörperung des Ideals, das er sich von einer Frau gemacht, zu finden, war ihm aber schwer geworden, und überdies hatte er auch wohl überlegt, daß sein Gehalt ihm nicht recht erlaube, eine größere Familie standesgemäß zu erhalten. Diesen letzteren Skrupel hatte nun, wie man weiß, schon einmal die Liebe zu Minna von Hofleben besiegt, und dazu war noch gekommen, daß er durch sein schnelles Avancement zum Regimentsarzt pekuniär bedeutend besser gestellt worden. Als er Minna's Geständniß erhalten und von ihr geschieden war, hatte er sich zwar gesagt: „Ich werde nie eine Andere lieben können, also auch nie heirathen" — aber dieser Vorsatz war wohl nur aus der geheimen, wenn auch schwachen Hoffnung entstanden, er könne sich Minna doch noch gewinnen.

Nachdem nun durch ihre Verlobung mit dem Lieutenant von Wettstern diese Hoffnung für immer geschwunden war, würde Dr. Reichardt sich gewiß nicht so schnell zu einer neuen Neigung haben hinziehen lassen, denn dazu war sein Charakter zu ernst, wenn nicht mehrere Umstände zusammentreffen sollten, ihn ohne sein Zuthun darein zu verstricken. Solche Umstände waren aber gerade eingetreten.

Wir sagten schon, daß er sich für die junge Comtesse weniger ihrer Schönheit wegen interessirte, als weil ihre sorglichen

Bemühungen um die Verwundeten ihn zu einem Vergleiche ihrer Person mit Minna von Hofleben führten. Dieses Interesse war mit jedem Tage wärmer geworden, aber von Liebe war Dr. Reichardt gewiß noch sehr fern; wie hätte es ihm auch in den Sinn kommen sollen, daß das schöne, junge und vornehme Mädchen ihm, dem ernsten, kalten Manne, eine Neigung zutragen könne? wie durfte er daran denken, daß die hochgeborenen Eltern jemals in eine solche Verbindung gewilligt haben würden?

Darum dachte er auch so selten an Feodora, nachdem er sie aus den Augen verloren hatte, und erst die Aufforderung ihrer Mutter, die Behandlung der kranken Tochter zu übernehmen, erinnerte ihn wieder daran, daß diese Krankheit eine Folge ihrer Anstrengungen im Lazarethe sein könne; deshalb hielt er es sowohl für Pflicht, sich zu ihr zu begeben, wie er den dringenden Bitten der geängstigten Mutter nicht zu widerstehen vermochte.

Der Anblick des kranken jungen Mädchens erfüllte ihn mit der innigsten Theilnahme, und er war sofort entschlossen, keine Anstrengung zu scheuen, um den Eltern diese liebliche Tochter zu erhalten, deren Schönheit selbst unter den Erschütterungen des Fiebers ihm zum ersten Male recht in die Augen fiel. Die Mittheilungen des Grafen über ihr Verhältniß zu dem Cousin Theodor berührten ihn unangenehm, so viel ihm sein Verstand auch sagen mochte, daß er ja gar kein Recht und keine Veranlassung habe, sich darum zu bekümmern; es war ihm, als könne ein Anderer ihr unmöglich das Glück zubringen, das er ihr wünschte.

Nun erhielt er Minna's Brief, und sein Herz war wieder ganz frei; er brauchte seine Empfindungen nicht mehr so sorgsam zu beherrschen, wie er es bis dahin für Pflicht gehalten hatte. Das Geständniß, das der Comtesse in ihren Fieberphantasien entschlüpfte, endlich öffnete eine ganz neue Welt in seinem Herzen. Liebte sie ihn wirklich, hatte der Schmerz, von

ihm nicht verstanden zu werden, sie so hoch erregt, sie sogar krank gemacht?

Er zweifelte noch daran und gedachte, sich erst ein sicheres Urtheil zu bilden, wenn Feodora erwachen und ihr Blick zum ersten Male auf ihn fallen würde, und als dies nun geschah, hatte ihn ihr Benehmen im höchsten Grade überrascht; augenscheinlich war sie anfänglich hocherfreut, beglückt gewesen, ihn wiederzusehen, und wenn sich gleich darauf Befangenheit bei ihr zeigte, so sprach diese um so mehr dafür, daß er ihr nicht gleichgültig sei.

Der Gegensatz von Gleichgültigkeit ist nun allerdings bei Weitem noch nicht Liebe, er kann sogar Haß oder Abscheu sein, und wenn diese Gefühle bei Feodora wohl auch nicht vorauszusetzen waren, so konnte sie sich möglicherweise doch noch immer verletzt fühlen, wie sie es damals im Fiebertraume ausgesprochen hatte, und daraus ihre Zurückhaltung entsprungen sein.

Kurz, Dr. Reichardt befand sich in großem Zwiespalte mit sich selbst, einerseits über die Empfindungen, die Feodora verschlossen in ihrem Herzen trug, andererseits über seine eigenen. Er wollte sich nicht gestehen, daß sein Interesse für die Comtesse schon den Namen einer wirklichen Neigung verdiene, denn einmal hielt er es für unmöglich, wenigstens für höchst unwahrscheinlich, daß eine solche jemals zu einem Ziele führen könne, dann aber warf er sich selbst vor, daß sie von einer großen Unbeständigkeit seines Herzens zeugen würde. Und dennoch vermochte er sich von diesen Gedanken nicht zu trennen, sie nicht mit Aufbietung aller seiner Kräfte gewaltsam zu verscheuchen.

Er sah jetzt die Comtesse, die sich schnell erholte, täglich ein oder zwei Mal, aber immer nur in Gegenwart ihrer Mutter. Ihm gegenüber war sie sanft und freundlich, aber, wie er wohl bemerkte, doch etwas scheu zurückhaltend, und er mußte sich gestehen, daß er selbst ihr nicht so sicher gegenübertrete, wie es sonst immer bei seinen Patienten der Fall gewesen war.

Nach ungefähr acht Tagen durfte Feodora das Bett wieder

verlassen und saß nun am Tage gewöhnlich im Lehnsessel an einem Fenster der Wohnstube, wenn das Wetter recht schön und milde war, bei geöffnetem Fenster. Ihre Augen waren wieder klar geworden, aber sie drückten noch immer eine träumerische Mattigkeit aus, die ihre Eltern für eine natürliche Folge der Krankheit hielten, worin sie Dr. Reichardt auch bestärkte, obgleich er eine ganz andere Vermuthung hatte, und ihre Wangen schienen die frühere frische Röthe nicht wiedergewinnen zu wollen, wenn sich die krankhafte Farbe auch schon gänzlich verloren hatte.

Dr. Reichardt kam jetzt täglich nur einmal, ließ manchmal auch einen Tag ausfallen. Der Graf nahm ihn eines Tages bei Seite und fragte ihn, ob es jetzt nicht gerathen sein dürfte, die früher projektirte Reise anzutreten.

Der Doktor wurde blaß und zögerte mit der Antwort, dann sagte er entschieden:

„Nein, es ist noch zu früh dazu."

Auch Feodora, bei der die Mutter auf eine solche Absicht angespielt hatte, war derselben durchaus abgeneigt.

Graf Herrendorf hielt es nun für Pflicht, sich seiner Schuld gegen den Arzt, der seiner Familie so viel Zeit und Kräfte geopfert hatte, zu entledigen; er schrieb sehr höflich und mit aufrichtigem Dankgefühle an ihn, bat ihn, seine Besuche noch fortzusetzen, so weit dies sein Dienst erlaube, und legte als Honorar eine recht hübsche Summe in Gold bei.

Noch an demselben Tage antwortete ihm der Doktor ebenso höflich, indem er seinen Dank aussprach, daß seine dienstliche Stellung ihm zur Zeit eigentlich nicht erlaube, Privatpraxis zu treiben, und daß er sich deshalb nicht für berechtigt halte, ein Honorar anzunehmen; da er den Grafen aber nicht durch Zurücksendung des letzteren verletzen wolle, habe er es, gewissermaßen um seinen Kranken und Verwundeten einen Ersatz für die kleine Vernachlässigung von seiner Seite zu geben, — es braucht wohl nicht wiederholt zu werden, daß er sich in der That eine solche Vernachlässigung nie hatte zu Schulden kommen

lassen — unter diese Leute, die zum Theil sehr hülfsbedürftig seien, vertheilt.

Der Graf und die Gräfin wunderten sich über diese uneigennützige Handlungsweise des Doktors, fanden sie aber doch sehr zartfühlend und taktvoll; er stieg dadurch noch in ihrer Achtung.

Die Gräfin konnte nicht unterlassen, ihrer Tochter von dem Briefe des Vaters und der Antwort des Doktors Mittheilung zu machen; bei dem ersten Theile ihrer Erzählung erröthete Feodora stark, bei dem zweiten athmete sie höher auf, und auf ihrem Antlitze malte sich die vollste Befriedigung.

„Es ist eigentlich sehr peinlich für uns, daß wir dem vortrefflichen Manne unsere Dankbarkeit auf gar keine Weise erzeigen können," meinte die Gräfin.

„Ich glaube ein Mittel dazu gefunden zu haben," erwiederte Feodora nach einer kleinen Pause, in der sie weniger nachgedacht, sondern nur gezögert zu haben schien, einen bereits gefaßten Entschluß auszusprechen. „Was meinst Du dazu, liebe Mutter, wenn ich selbst für Dr. Reichardt eine recht hübsche und kunstvolle Handarbeit, in der ich ja gerade nicht ungeschickt bin, fertigte?"

„Das wäre ebenso zart wie sein Benehmen," antwortete die Gräfin, „und möchte ihm gewiß viel Freude machen, aber eine solche Arbeit würde Dich jetzt jedenfalls zu sehr anstrengen, liebe Feodora."

„Im Gegentheil," sagte die Comtesse lebhaft, „ich fühle mich stark genug dazu, und eine solche Beschäftigung würde mir die Langeweile vertreiben, die mich jetzt fast täglich quält."

Mutter und Tochter beriethen noch hin und her, und endlich blieb der Wille der Letzteren entscheidend. Der Graf hatte auch Nichts dagegen einzuwenden, und es wurden nun alle Materialien, Muster u. s. w. zu einer sehr mühsamen und künstlichen Stickerei beschafft, die zu einem Ruhekissen für den Doktor dienen sollte.

Es ist schon früher erwähnt worden, daß die Comtesse Feodora bei der Herrenwelt in dem Badeorte Epoche gemacht und daß diese ihr vor der kriegerischen Katastrophe viel Huldigungen zugetragen hatte; in ein näheres freundschaftliches Verhältniß zu irgend Jemandem war die Familie aber nicht getreten, weil dies der Graf nicht wünschte, und man empfing weder, noch machte man Besuche.

Obgleich nun jetzt die meisten Fremden bereits abgereist waren, gab es doch immer noch genug stille Anbeter der schönen und reichen Comtesse, die ihre Erkrankung lebhaft bedauerten und, sobald sie wieder am Fenster erschien, nicht unterlassen konnten, ihr Fensterpromenaden zu machen und, sich auf die alte flüchtige Bekanntschaft stützend, höflichst zu grüßen. Feodora, die jetzt weniger Werth als je auf diese Aufmerksamkeiten legte, dankte gewöhnlich kühl und gleichgültig. Seit einiger Zeit aber durften sich die galanten Herrchen auch dieser kargen Gunst nicht mehr erfreuen, denn die Dame ihrer Liebe und Sehnsucht blickte gar nicht mehr auf die Straße hinaus, sondern war auf das Eifrigste mit einer Stickerei beschäftigt; Vater und Mutter mußten oft vor zu anhaltender Arbeit und übergroßer Anstrengung warnen, gewöhnlich ohne Erfolg. Nur, wenn Dr. Reichardt die Straße heraufkam oder sie ihn in das Haus treten hörte, verschwand der Stickrahmen blitzschnell, und auf die bleichen Wangen trat dann stets die Röthe lieblicher Verschämtheit.

Es kam nur selten, daß der Doktor Feodora allein traf, und doch brannte er vor Ungeduld, in einem Gespräche unter vier Augen ihre Empfindungen zu erforschen; je länger es ihm versagt war, Gewißheit zu erlangen, desto lebhafter wurde sein Wunsch, desto höher stieg seine innere Unruhe.

Endlich war ihm einmal das Glück günstig; der Graf und die Gräfin, die doch zuweilen der Bewegung bedurften und ihre Tochter jetzt schon ohne Besorgniß allein lassen konnten, hatten an einem schönen Abende einen Spaziergang gemacht. Ihren Arzt, dem sie so vielen Dank schuldete, konnte Feodora doch

nicht abweisen lassen, obgleich sie diesem Besuche mit Verlegenheit und Angst entgegensah.

Dr. Reichardt hatte sich neben sie auf einen Stuhl gesetzt und erkundigte sich anfänglich nur nach ihrem Befinden, wie es jeder Arzt thut; da sich aber darüber nicht mehr viel sagen ließ, ging das Gespräch bald auf andere Dinge über.

„Meine gnädigste Comtesse," begann der Doktor, mit einem leichten, vielleicht etwas gezwungenen Lächeln, „ich habe Ihnen ein Geständniß zu machen."

Feodora blickte ihn überrascht an und konnte ihre Verwirrung nicht verbergen.

„Während Ihrer Krankheit," fuhr er ruhig fort, „zwang mich meine Pflicht als Arzt zu einer Indiskretion, die Sie wohl in richtiger Würdigung der Verhältnisse vergeben werden. Sie fieberten damals sehr stark und sprachen theilweise unverständliche, theilweise aber auch zusammenhängende Worte, und ich, dem es daran liegen mußte, die eigentliche Ursache Ihrer großen Nervenerregung zu erfahren, um danach die richtigen Mittel zur Heilung finden zu können, habe Sie belauscht."

Es zuckte wie ein Blitzstrahl über das Gesicht der Comtesse; sie wandte die Augen, aus denen Scham und Angst sprachen, auf den Doktor und schlug sie sogleich wieder nieder. Wenn sie in ihren Fieberphantasien zu viel verrathen hätte, vielleicht gar das ganze Geheimniß, das sie vor Jedermann auf das Sorgsamste zu verdecken bestrebt war, besonders aber Dem, der die Hauptrolle darin spielte!

Dr. Reichardt hatte Mitleid mit ihrem Schreck, der ihr übrigens auch nachtheilig werden konnte, und beeilte sich daher, weiterzusprechen:

„Sie beklagten sich damals auch bitter über mich, Comtesse, und ich würde mir nicht erlauben, darauf zurückzukommen, wenn ich nicht untröstlich darüber wäre, von Ihnen falsch verstanden worden zu sein, und den dringenden Wunsch hegte, mich zu rechtfertigen. Wollen Sie mir Ihre Erlaubniß dazu geben?"

„Ich weiß wirklich nicht, Herr Doktor, welchen Grund ich gehabt haben sollte, mich über Sie zu beklagen," stotterte Feodora, ohne ihn anzusehen; „Sie werden mich nicht für Das verantwortlich machen, was ich in der Bewußtlosigkeit des Fiebers gesprochen habe."

„O, verstehen Sie mich ja nicht falsch; ich bin weit entfernt, Sie anzuklagen, ich bin der unschuldig Angeklagte."

Feodora schwieg erwartungsvoll; sie verstand den Doktor wirklich nicht, aber bisher bestätigten seine Worte ihre bange Vermuthung noch nicht, sie fühlte sich dadurch einigermaßen beruhigter.

„Um zur Sache zu kommen," fuhr Dr. Reichardt, immer noch lächelnd, fort, „Sie sprachen die Vermuthung aus oder verriethen vielmehr Ihre wirkliche Meinung, ich habe einen anderen Grund als den Ihnen damals mitgetheilten gehabt, Sie zu bitten, sich aus dem Krankensaale des Lazareths nach Hause zu begeben. Nun aber, meine gnädigste Comtesse, versichere ich Sie aus dem aufrichtigsten Herzen und bei meiner Ehre, daß Sie sich in dieser Annahme getäuscht haben. Ich gebe zu, daß einige Damen, welche der freiwillig übernommenen Mühe nicht gewachsen waren und durch ihre Mißgriffe den mir anvertrauten Kranken mehr schadeten als nützten, sich in ihrer Pflege derselben grobe Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen ließen oder die Armen durch übelgewählte Worte nur noch mehr aufregten, von mir unter ähnlichem Vorgeben oder, wenn dies keinen Erfolg hatte, geradezu veranlaßt wurden, ihre Besuche einzustellen — und ich that damit gewiß nur meine Pflicht als Arzt, der für das Wohl seiner Patienten verantwortlich ist. Ihre edle Aufopferung, Ihre übergroße Hingebung, strenge Pflichterfüllung und Geschicklichkeit in Behandlung der Kranken habe ich aber vom ersten Tage an, als ich sie sah, auf das Höchste bewundert und schätzte Diejenigen glücklich, deren sich eine so hochherzige Pflegerin angenommen hatte. Hat Ihnen je eine Miene von mir den Verdacht einflößen können, daß ich

Ihr Verfahren mißbillige? Mußte Ihnen der dankbare Blick der armen Verwundeten, der Gehorsam, mit dem sie sich Ihren Anordnungen fügten, nicht schon überzeugend sagen, daß Sie das schöne christliche Werk richtig begonnen und durchgeführt hatten? Und wie konnten Sie annehmen, ich als Arzt sei für das Alles blind gewesen, ich hätte Ihnen nicht die höchste Verehrung und Dankbarkeit für Ihre Unterstützung in meinem oft sehr schwierigen Berufe zugetragen? — Nein, Comtesse, ich schätzte mich sehr glücklich, an Ihnen eine treue Gehülfin zu haben, die in die Wunden der Armen heilsameren Balsam goß, als ihn unsere Wissenschaft zu bereiten vermag. Aber mit tiefer Besorgniß, mit innerer Angst, die Ihnen ein Beweis von meinem hohen Interesse an Ihrer verehrten Person sein mag, sah ich mit jedem Tage eine Veränderung Ihres blühenden Antlitzes, die ich nur für eine Folge dieser ungewöhnten Anstrengungen halten konnte, und deshalb würde ich eine schwere Verantwortung vor Ihnen selbst und Ihren Sie so zärtlich liebenden Eltern auf mich geladen haben, hätte ich Ihnen nicht den von Herzen wohlgemeinten Rath ertheilt, sich zu schonen und wenigstens für einige Zeit diesen Ihre Kräfte übersteigenden Mühen zu entsagen. Das ist die volle Wahrheit, wie sie ein Ehrenmann nur sprechen kann, gnädigste Comtesse, es ist meine Rechtfertigung, die Sie, woran ich nicht zweifle, jetzt bei ruhigerer Ueberlegung gelten lassen werden, und daß ich mich in meinen Annahmen, in meinem durch die Erfahrung geschärften Blicke damals nicht täuschte, das hat die schwere Krankheit bewiesen, die Sie jetzt — Gott sei Dank — glücklich überstanden haben."

Der Doktor hatte sehr warm und innig gesprochen und seine Worte Feodora jedenfalls überzeugt, denn bald schien es, als wollten ihr Thränen in die Augen treten, die sie aber glücklich bekämpfte, bald blickte sie wieder vertrauungsvoll zu ihm auf. Als er geendet, reichte sie in ihrer überwallenden Empfindung ihm die Hand und sagte mit leiser, bebender Stimme:

„Ja, ich will offen sein und Ihnen gestehen, daß ich mich sehr unglücklich fühlte, als ich Ihre gute Absicht, an der ich nun nicht mehr zweifle, mißverstanden hatte. Verzeihen Sie mir!"

„O, Comtesse," entgegnete der Doktor, die ihm gereichte Hand ehrfurchtsvoll küssend, „ich war nie beleidigt, nur traurig, von Ihnen verkannt worden zu sein."

Als er ihre Hand an seine Lippen führte, erglühten Beide. Um ihre Verwirrung zu verbergen, suchte Feodora das Gespräch schnell wieder in Gang zu bringen.

„Ich glaube übrigens, Herr Doktor," sagte sie, „daß meine Krankheit doch nicht eine Folge dieser Anstrengungen, wie Sie es nennen, gewesen ist, denn einmal versichere ich Sie nochmals, daß ich mich dadurch nicht im Mindesten angegriffen fühlte, und dann trat der Ausbruch des Fiebers ja erst viel später ein."

„Es läßt sich aber gar nicht leugnen, daß dieses Fieber nur aus übermäßiger Anspannung der Nerven und tiefer Gemüthserregung entstanden ist," sagte der Doktor, sie forschend anblickend.

Feodora fühlte, daß sie unvorsichtiger Weise die Unterhaltung in eine für sie sehr peinliche Bahn gelenkt habe, und erschrak darüber.

„Sie haben Ihren Arzt vor sich, Comtesse," sagte sehr ernst der Doktor, „und Ihr eigenes Wohl erfordert, daß Sie ihm volles Vertrauen schenken. Glauben Sie mir sicherlich, daß ich unfähig wäre, jemals dieses Vertrauen zu täuschen, daß Ihr Geheimniß, das ich nie zu berühren wagen würde, wenn mich nicht meine Pflicht dazu aufforderte, für ewige Zeiten in meiner Brust verschlossen ruhen würde. Krankheiten wie die Ihrige sind mehr Krankheiten der Seele als des Körpers, und ich habe schon längst die Ueberzeugung gewonnen, daß Ihr Herz von einem Leiden bedrückt wird, das Sie nicht aussprechen wollen oder nicht aussprechen zu dürfen glauben. Wie leicht ist oft die Hülfe, wenn der Mensch die falsche Scheu von sich abwürfe, seine

Krankheit zu offenbaren! Wie ist es dem Arzte möglich, ein Leiden richtig zu behandeln, dessen Sitz und Natur er gar nicht kennt? — Und wenn Sie sich Ihrem Arzte nicht anvertrauen können und wollen, Comtesse, sollte es dann nicht noch ein anderes Herz geben, das eine heilige Berechtigung auf Ihre Mittheilung hat, das sich in Kummer und Gram verzehrt, während es Sie langsam dahinwelken sieht — ich meine das Mutterherz? — Hören Sie mich geduldig und aufmerksam an, vertrauen Sie meiner Erfahrung. Sie glauben diese Krankheit jetzt überwunden zu haben, weil Sie sich körperlich wohler und stärker befinden als noch vor wenigen Tagen, aber Ihr ganzes Wesen, das ich aufmerksam beobachtet habe, sagt mir, daß das Leiden der Seele noch nicht bekämpft ist; es schmerzt mich, Ihnen erklären zu müssen, daß diese Krankheit wiederkehren wird, wenn Sie ihre Wurzeln nicht energisch aus dem Herzen reißen, und der Rückfall wird dann um so schlimmer sein. Es giebt selten ein Leiden, für welches Gott nicht auch ein Heilmittel gegeben hat, und Pflicht jedes Menschen ist es, sich desselben zu bedienen; kann er selbst es nicht finden, dann braucht er den Rath Anderer, schon die Mittheilung allein ist der erste Schritt zur Genesung. Ich beschwöre Sie, sich mitzutheilen, ganz offen zu sein; Ihre Eltern lieben Sie so zärtlich, daß sie Nichts unversucht lassen werden, ihr einziges Kind zu retten und wieder glücklich zu machen. Sprechen Sie mit Ihrer Frau Mutter, ich bitte Sie darum, ich verlange es als Ihr Arzt."

Feodora befand sich in der peinlichsten Lage. War es wohl möglich, daß sie Dr. Reichardt die Wahrheit sagte? Gewiß nicht. Aber ihrer Mutter hätte sie sich anvertrauen können, wie er ihr rieth, und sie würde es gethan haben, hätte sie nur gewußt, nur hoffen dürfen, daß er ihre Neigung erwiedere. Ihre Eltern waren nicht adelsstolz, das Vermögen des zukünftigen Schwiegersohnes konnte bei ihnen nicht in Betracht kommen, es genügte, daß er ein braver Mann sei und daß Feodora ihn liebe. Ihre Liebe würde ihr Muth gegeben haben, alle etwaigen Ein-

wendungen zu besiegen, aber zu diesem Muthe gehörte das Bewußtsein, geliebt zu werden. Wenn Vater und Mutter sie nun gefragt hätten: „Liebt er Dich denn?" und sie hätte antworten müssen: „Ich weiß es nicht!" Das war auch unmöglich; es konnte nicht einmal ein Resultat haben, denn die Eltern hätten ihr Kind doch nicht einem Manne förmlich anbieten können, der ihnen darauf vielleicht voll Verwunderung erwiedert haben würde: „Aber ich liebe Ihre Comtesse Tochter nicht, ich habe nie nach ihrer Hand gestrebt."

Endlich wollte sie dem Doktor, der es gewiß so gut und aufrichtig mit ihr meinte, den sie so hoch achtete, fast anbetete und um keinen Preis hätte kränken mögen, doch auch nicht kalt und stolz erwiedern: „Ja, ich habe mein Geheimniß, aber ich folge Ihrem Rathe nicht, ich will es Niemandem offenbaren." Was blieb ihr also Anderes übrig, als zu einer Unwahrheit, die sie doch immer so sehr verabscheut hatte, ihre Zuflucht zu nehmen?

Sie konnte kaum noch ihre Thränen zurückhalten, aber sie bot alle Kräfte auf, ruhig zu erscheinen, nur die Augen vermochte sie nicht zu dem Doktor aufzuschlagen, als sie erwiederte:

„Sie täuschen sich — ich habe kein Geheimniß, keine Last auf dem Herzen."

Sie bemerkte, da sie ihn nicht ansah, nicht, daß er eine unmuthige, beinahe unwillige Miene machte. Eine Weile schwieg er, dann veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts wieder; er mußte Mitleid für sie fühlen und betrachtete sie mit wehmuthsvollem Ernste.

„Comtesse," begann er wieder in sehr sanftem Tone, „wollen Sie mich nicht für unbescheiden halten, mich nicht abermals verkennen, wenn ich noch einige Fragen an Sie richte? Gott ist mein Zeuge, daß ich dabei Nichts als Ihr Wohl im Auge habe."

„Sprechen Sie nur," flüsterte sie kaum hörbar.

„Was ich Ihnen vorher über Ihre Fieberphantasien gestand, war nicht Alles, was ich belauscht habe."

Feodora wurde todtenblaß und wandte das Gesicht dem Fenster zu. Wie sehnlich wünschte sie jetzt, ihre Eltern möchten zurückkehren und dem Gespräche ein Ende machen — und doch fühlte sie eine ängstliche Ungeduld, zu erfahren, was Dr. Reichardt wisse.

„Sie nannten mehrere Male einen Namen, der Ihnen zweifellos theuer ist; darf ich ihn wiederholen? Vielleicht giebt dies Anlaß dazu, daß Sie Ihr Herz öffnen."

Feodora machte nur mit dem Kopfe ein Zeichen der Zustimmung.

„Dieser Name war Theodor — Cousin Theodor," sagte Dr. Reichardt ganz leise.

Sein Herz klopfte nicht weniger stürmisch als das des jungen Mädchens.

Im ersten Augenblick war es Feodora, als falle eine Centnerlast von ihrem Herzen, denn sie hatte einen ganz anderen Namen zu hören gefürchtet, nämlich den des Doktors selber; sie wandte sich dem Letzteren rasch wieder zu und rief, ihn mit ungekünstelter Offenheit anblickend:

„Ich habe von dem Cousin Theodor geträumt?"

„Ja, Comtesse, und um Sie aller Verlegenheit zu überheben, will ich hinzufügen, daß mir dieser Name nicht mehr unbekannt war, als er über Ihre Lippen ging, obgleich ich den Herrn nie gesehen habe, denn Ihr Herr Vater hatte mir, um mich über Ihren Gemüthszustand aufzuklären, bereits Mittheilung über die Verhältnisse, in denen Jener zu Ihrer Familie steht, und den Grund seiner Reise hierher gemacht."

Diese Worte schienen Feodora, wie der Doktor wohl bemerkte, durchaus nicht in Verlegenheit zu setzen; sie athmete im Gegentheil leichter auf, behielt den Blick ruhig auf ihn gerichtet, und in viel festerer Weise, als es kurz vorher geschehen, entgegnete sie:

„Was könnte Cousin Theodor wohl mit einer tieferen Erregung meines Gemüthes zu thun haben?"

Es lag so viel Ueberzeugung in dieser Frage, daß der Doktor sofort begriff, der alte Graf habe sich sehr falschen Vermuthungen hingegeben und wider seinen Willen auch ihn selbst getäuscht. Daß Feodora liebe, unglücklich liebe, war ihm schon längst klar geworden; wem galt nun diese Neigung? Ihm selbst? — er hatte allerdings noch keine Gewißheit darüber, aber es sprach so Vieles dafür. Sein Herz schwoll höher; er wäre jetzt nicht im Stande gewesen, Worte zu finden, die seine Gefühle ausdrückten.

Aber auch die Comtesse hatte sich wieder abgewandt, denn sie dachte nun erst daran und schloß es aus dem plötzlichen Verstummen des Doktors, daß er in ihr Herz geblickt haben könne und müsse. Was würde er nun thun? fragte sie sich; würde er ein entscheidendes Wort sprechen? Wenn er sie wirklich liebte, war ja jetzt die beste Gelegenheit dazu. Ihr Herz stand fast still vor banger Erwartung.

Wer weiß, was geschehen wäre, — denn Dr. Reichardt suchte, wenn er auch nicht eine stürmische Liebeserklärung zu machen gedachte, nach Worten, um Feodora ahnen zu lassen, was auch ihn bewegte — wenn nicht in diesem Augenblicke der Graf und die Gräfin zurückgekehrt wären?

Die Beiden, deren Herzen schon im Begriff waren, sich einander zu öffnen, mußten sie wieder verschließen, und einen gleichgültigen Ton annehmen.

Bald darauf empfahl sich Dr. Reichardt.

IV.

Krankheit und Trennung.

In dem bescheidenen Zimmer, das die beiden barmherzigen Schwestern, Minna von Hofleben und deren Kollegin, zu Liebau bewohnt hatten, brannte matt eine kleine Lampe, deren Lichtschein kaum bis auf das einfache Bett reichte, in dem eine Schwerkranke lag. Vor diesem Bette saß eine andere barmherzige Schwester, in einen Halbschlummer versunken, aus dem sie zuweilen erschrocken in die Höhe fuhr, sich die müden Augen rieb und, als ob sie die Versuchung des Schlafes von sich zu scheuchen bemüht sei, sich mit den Medizinflaschen zu thun machte, die auf einem kleinen Tische hinter ihr standen.

Man konnte es der Armen nicht verargen, wenn ihr das Wachen schwer wurde, denn ihre Kräfte waren als Pflegerin und Wächterin an den Krankenbetten in letzter Zeit fast übermäßig in Anspruch genommen worden und die Natur hatte sie gerade nicht mit einem allzu starken Körper begabt.

Die Kranke schien so erschöpft, daß man kaum einen Athemzug von ihr vernahm und sich schwer unterscheiden ließ, ob sie schlafe oder bewußtlos daliege; nur hin und wieder zuckte die ganze Gestalt unter der Bettdecke schmerzlich zusammen.

Die Kranke war Minna von Hofleben, die, wie man sich wohl noch erinnern wird, an dem Bette eines mit der Cholera

hart kämpfenden österreichischen Soldaten plötzlich von derselben schrecklichen Krankheit so heftig ergriffen worden war, daß der Doktor kopfschüttelnd gesagt hatte: „Es ist wenig Hoffnung für sie vorhanden.“

Aber die medizinische Wissenschaft hat sich gerade dieser Krankheit bis jetzt so wenig zum Herrn zu machen gewußt, daß dabei die Berechnung selbst des gescheidtesten Arztes nur zu oft Schiffbruch erleidet, und so stark auch der Anfall gewesen war, so schwächlich Minna's Körperkonstitution erschien, hatte der Tod doch dieses Mal, wider alle Erwartung, seine Knochenhand wieder von ihr zurückgezogen, die Krämpfe hatten nachgelassen, und es war nur eine Abspannung aller Nerven zurückgeblieben, welche die Kranke regungs- und empfindungslos machte.

Es bestätigte sich hier wieder die alte Erfahrung, daß das schwankende Rohr sich vor dem Sturme beugt, der die fest in die Erde gewurzelte, starkstämmige Eiche niederreißt.

Mit freudigem Blicke hatte Dr. N— seinen früheren Ausspruch dahin abgeändert: „Es ist Hoffnung vorhanden.“

Aber Hoffnung, auch nicht mehr als diese! Der Choleraanfall konnte mit verstärkter Gewalt wiederkehren, und wenn auch dies nicht geschah, so pflegt ihm doch sehr oft ein Nervenfieber oder gar der Typhus zu folgen. Die Gefahr war deshalb noch immer sehr groß und Dr. N—, ein vortrefflicher, kenntnißreicher und gewissenhafter Arzt, sehr auf seiner Hut. Fast von Stunde zu Stunde besuchte er die Kranke, der er, wie man weiß, die freundschaftlichsten und achtungsvollsten Gefühle zutrug, und da sich ihr Zustand während der Nacht nicht veränderte, wurde seine Zuversicht auf ihre Wiederherstellung immer größer.

Diese Nacht wurde wohl Niemandem zu einer so qualvollen Ewigkeit wie dem Lieutenant von Wettstern; er schloß in ihr kein Auge. Welche beruhigenden Versicherungen Dr. N—, der natürlich das Wort „Cholera“ gar nicht erwähnte, ihm auch geben mochte, so begriff er doch, daß das Unwohlsein der Ge-

liebten kein leichtes sein könne, denn sonst hätte sie sich gewiß nicht abhalten lassen, an sein Lager zurückzukehren. Unter solchen Umständen und besonders zur Nachtzeit, wo die Gedanken, durch keine äußere Anregung gestört, den weitesten Spielraum haben, zaubert die Phantasie gewöhnlich die schwärzesten Bilder hervor.

Wenn er jetzt, wo er sich dem Ziele seiner so lang gehegten heißen Wünsche, seines ganzen Lebens beinahe schon so nahe geglaubt hatte, wieder eine solch' grausame Täuschung erfahren sollte, wie ihm das Schicksal deren schon viel bereitet hatte, wenn er die Geliebte durch den Tod verlor, dann sah er voraus, daß seine Kraft gänzlich brechen werde, dann mußte, wie er überzeugend fühlte, sein Muth sinken, um sich nie wieder aufzurichten. Was hatte er dann noch von dem Leben zu erwarten? wie elend würde er es dennoch vielleicht noch jahrelang hinschleppen müssen!

Unwillkürlich legte er die Hand auf seine Wunde, die ihn wieder zu schmerzen begann, und ebenso unwillkürlich drängte sich ihm der finstere Gedanke auf: „Wenn sie stirbt, so liegt es ja in meiner Hand, für immer mit ihr vereinigt zu werden; ich brauche nur gewaltsam diese Binde abzureißen, und mein Leben wird mit meinem Blute ausströmen."

Wettstern erschrak selbst über diesen Gedanken; auch der muthigste, der unglücklichste Mann schaudert vor dem Selbstmorde zurück; mit kalter Besonnenheit und Seelenruhe hat wohl noch Niemand die Hand an sich selbst gelegt, wenn man auch Beispiele hat, daß diese Maske sehr geschickt vorgenommen wurde; nur das Fieber der Verzweiflung kann einen solchen Entschluß zur Ausführung bringen. Wie hart, wie unverständig sind die Menschen — und gerade in den Klassen, die ihren Mitmenschen Lehrer und Beispiele der christlichen Liebe zu sein berufen sind, findet man diese Mitleidslosigkeit und dieses Nichtverzeihen am meisten — welche den Selbstmörder verdammen, sich vermessen, ihm Gottes Gnade und Verzeihung abzusprechen, und selbst noch

an dem seelenlosen Körper Rache nehmen, indem sie ihm die letzten äußerlichen Ehren versagen! Man ist in neuerer Zeit immer mehr von dieser barbarischen Vernunftlosigkeit zurückgekommen, aber wie viele empörende Beispiele davon bringen nicht noch die heutigen Tage!

Wettstern zwang sich, diese finsteren Ideen von sich zu werfen, und da er augenblicklich auch keinen Trost darin fand, sich eine glückliche Zukunft an Minna's Seite auszumalen, richteten sich seine Gedanken auf Hugo von Mohrfeldt, seinen besten Freund, von dem er schon seit mehreren Tagen einen Brief erwartete. Wer weiß, wie es jetzt dem lieben Freunde erging? ob derselbe nicht, wie er, auf dem Schmerzenslager der Verwundeten seine Gedanken auch zu ihm hinfliegen ließ, ob ihn nicht gar schon die kühle Erde deckte?

Auch hier fand er also keinen Trost, und ruhelos warf er sich in seinem Bette umher, bis er zu dem Vorsatze gelangte, anderen Tages trotz seiner Schwäche, falls es der Arzt nur erlaube, an Hugo zu schreiben und ihm mitzutheilen, was er erlebt habe und wie er sich befinde; schon im Voraus fand er eine Beruhigung darin, sich vollständig aussprechen zu können.

Darüber war der Morgen herangekommen, und als Dr. N— sich sehen ließ, war Wettstern's erste Frage natürlich nach dem Befinden Minna's.

Der Doktor sah ziemlich heiter aus, was mehr als seine Worte sagte; er versicherte, die barmherzige Schwester befinde sich außer aller Gefahr, obgleich er davon noch keineswegs überzeugt war, setzte aber auch hinzu, er werde unter keinen Umständen zugeben, daß sie ihr Zimmer verlasse, bevor sie ihre Kräfte vollständig wiedererlangt habe. Gegen Wettstern's Bitte, einen Brief schreiben zu dürfen, hatte er Nichts einzuwenden, denn er sah wohl ein, daß dem Kranken die Zerstreuung jetzt ebenso nothwendig sei als die vorher verordnete vollkommene Ruhe.

Der Verwundete schrieb also, so gut er es auf seinem Lager vermochte, an Hugo, theilte Diesem mit, was er in dem Laza-

rethe zu Liebau ausgestanden und wie ihm in Minna von Hofleben plötzlich ein Engel des Trostes erschienen sei, daß das theure Mädchen ihm jetzt für das Leben anzugehören versprochen habe und welches seine Pläne seien, um sich möglichst bald nach seiner vollständigen Wiederherstellung verheirathen zu können. Der Schluß dieses Briefes war allerdings ein trauriger, denn er handelte von der plötzlichen Erkrankung Minna's.

Dieser Brief ging noch an demselben Tage mit der Feldpost ab, begleitet von den sehnlichsten Wünschen Wettstern's, daß er Hugo von Mohrfeldt bald und beim besten Wohlsein erreichen möge.

Inzwischen nahm die Krankheit des jungen Mädchens einen so über alle Erwartung günstigen Verlauf, daß Dr. N— zu seiner herzlichen Freude schon nach ein paar Tagen mit gutem Gewissen erklären konnte, sie befinde sich außer aller Gefahr; wie sehr sie aber auch versicherte, daß sie sich schon wieder ganz stark fühle, um ihr Amt von Neuem übernehmen zu können — eine Behauptung, die ihre blassen Wangen und ihr unsicherer Schritt nur zu deutlich Lügen straften — wie dringend sie auch bat, ihren Verlobten nur einmal wiedersehen zu dürfen, ließ sich Dr. N— doch nicht bewegen, ihr eine solche Erlaubniß zu ertheilen, welche die Gefahr von Neuem hätte heraufbeschwören können, und gestattete ihr nicht, das Zimmer zu verlassen. Dagegen übernahm er es mit der größten Freundlichkeit und Bereitwilligkeit selbst, eine tägliche schriftliche Korrespondenz zwischen den beiden Liebenden zu besorgen, welche denselben zum großen Troste gereichte und sie die erzwungene Trennung leichter ertragen ließ.

In dieser Zeit wurde Minna eine Ueberraschung zu theil; sie erhielt nämlich eines Tages einen Brief von der Oberstin von Tannenburg.

Es sei hier noch nachträglich erwähnt, daß die Oberstin, als sie nach Liebau gekommen war, um die Leiche ihres Sohnes mit sich zu nehmen, sich zu kurze Zeit in dem Lazarethe auf-

gehalten hatte und zu erregt gewesen war, um dem anderen kranken Offiziere, dem Stubenkameraden des Verstorbenen, Aufmerksamkeit zu schenken, zumal derselbe um jene Zeit ganz leblos dalag; sie hatte auch nicht einmal nach seinem Namen gefragt und konnte unmöglich ahnen, daß die barmherzige Schwester in irgend einem näheren Verhältnisse zu ihm stehe.

So kam es denn auch, daß Hugo von Mohrfeldt, der, sobald er vernahm, die alte Dame sei in Liebau gewesen, sich bei ihr erkundigt hatte, ob sie vielleicht daselbst zufällig von einem Lieutenant von Wettstern gehört habe, keine Auskunft von ihr erhalten konnte; da sie nicht annahm, daß er auch mit Minna von Hofleben bekannt sei, hatte sie auch deren Namens nie in seiner Gegenwart erwähnt.

Die Oberstin, sich des Wohlgefallens, das sie damals an der barmherzigen Schwester gefunden, erinnernd, schrieb nun in der freundlichsten Weise an dieselbe und bot ihr noch einmal ihre Hülfe an, falls die Umstände sie in eine ungünstige Lage versetzen sollten; auch ihre Kollegin — die nun leider nicht mehr unter den Lebenden war — ließ sie grüßen und forderte zum Schlusse Minna auf, sie, sobald ihr Amt sie nicht mehr fesselte, jedenfalls auf dem Bergschlosse zu besuchen, um sich dort längere Zeit hindurch von den überstandenen Strapazen zu erholen. Sie bat so dringend, bot dem jungen Mädchen, das, wie sie wußte, arm und verlassen war, auf so zarte Weise die Mittel, diese Reise machen zu können, an und schrieb überhaupt so freundschaftlich und mütterlich zärtlich, daß Minna beim Lesen dieses Briefes die Thränen in die Augen traten und sie gewiß gern so bald als möglich von dem Anerbieten Gebrauch gemacht haben würde, wenn sie nicht Verpflichtungen für das Lazareth überhaupt gehabt und Wettstern in demselben gefunden hätte.

Einen neuen Trost schöpfte sie aber doch aus diesem Briefe der Oberstin. Wenn ihr Verlobter seinen Plan ausführte und dabei vom Glücke begünstigt wurde, so mußten doch jedenfalls Wochen und Monate vergehen, bis er eine Stellung im bürger-

lichen Leben gefunden hatte, die ihm das Heirathen ermöglichte. Er würde bestimmt auch in dieser Zwischenzeit für sie gesorgt haben, hätte es aber gewiß nicht vermocht, ohne sich selbst die größten Entbehrungen und Sorgen aufzuerlegen. Da bot ihr nun die freundliche Einladung der Oberstin ein Asyl an, gegen das Wettstern gewiß Nichts einzuwenden haben würde, und eine große Last war von ihrem Herzen genommen.

Bevor sie der Oberstin antwortete, schickte sie durch den Doktor ihrem Verlobten deren Brief und fragte ihn um Rath; derselbe fiel ganz so aus, wie sie ihn erwartet. Zwar sprach er nicht aus, was sie gedacht hatte, aber in Erwägung mochte er dies auch wohl gezogen haben; er rieth ihr, die Einladung für die Zeit anzunehmen, wenn sie ihre Stellung als barmherzige Schwester aufgeben würde, weil, wie er schrieb, sie dann jedenfalls einer gründlichen Erholung bedürfte. Natürlich setzten Beide dabei ein baldiges Ende des Krieges voraus, denn auch in Liebau hatte man damals schon Nachrichten von dem Abschlusse des Waffenstillstandes, dem voraussichtlich der Frieden folgen mußte.

Minna schrieb nun sogleich in diesem Sinne an die alte Frau von Tannenburg und machte dieselbe auch mit ihrer Verlobung und deren näheren Umständen bekannt.

Nach Verlauf von ungefähr acht Tagen gab Dr. N— der Sehnsucht der beiden Liebenden nach und gestattete ihnen das Wiedersehen; er hatte übrigens auch dafür zu sorgen gewußt, daß Minna für die nächste Zeit, in der sie noch nothwendig der Schonung bedurfte, Nichts mit den anderen Kranken zu thun habe.

Erst jetzt erfuhr Wettstern die ganze Gefahr, in der die Geliebte geschwebt hatte, aber die Vergangenheit lag ja hinter ihnen und wurde über die glücklichen Stunden der Gegenwart bald vergessen oder erhielt durch sie wenigstens eine mildere Färbung.

Wettstern erholte sich nun immer schneller; er durfte schon

das Bett verlassen und, auf Minna's Arm sich stützend, bis zu einem am Fenster stehenden Sessel wanken, an schönen Tagen auch die freie Luft einathmen.

Dr. N— vermochte jetzt schon ein bestimmtes Prognostikon zu stellen.

„Die Wunde ist schon so gut wie geheilt," sagte er, „und es läßt sich mit Gewißheit voraussetzen, daß sie für die Dauer keine dem Körper schädlichen Folgen haben wird, besonders wenn dieser noch längere Zeit hindurch sorgfältig geschont wird. Dies ist aber unumgänglich nothwendig, und es können Monate und Jahre vergehen, bis die Schwäche in Arm und Schulter vollständig gehoben ist. So lange würden Sie als Soldat dienstunfähig sein, worüber ich Ihnen, Ihrem Wunsche gemäß, mit bestem Gewissen ein ärztliches Attest ausstellen kann. Auf Grund desselben wird der Staat für Sie sorgen müssen, und ich zweifle nicht daran, daß es Ihren Bemühungen gelingt, eine Stellung, wie Sie sie wünschen, zu erhalten; vielleicht behält man Ihnen auch Ihre Stelle im Regimente auf, und Sie haben dann später immer noch freie Wahl, wieder in den aktiven Dienst zu treten."

Daran dachte Wettstern nun allerdings nicht, denn er hatte ja ein ganz anderes Ziel vor Augen.

Was dagegen Minna anbetraf, so war Dr. N— mit der Besserung ihres Gesundheitszustandes nicht so zufrieden wie bei dem Lieutenant. Die Lazarethluft schien ihr einmal nicht zu bekommen, und obgleich sie sich jetzt wieder einer fast vollkommenen Gemüthsruhe erfreuen durfte, wollten ihre Wangen doch nicht die lebendige Frische gewinnen, und sie klagte manchmal über Beengungen der Brust.

Ihr Verlobter sah dies mit großer Sorge, so viel sie sich auch bemühte, es ihm zu verschweigen, und auch der Doktor schüttelte den Kopf, wenn er sie manchmal längere Zeit hindurch scharf und heimlich beobachtet hatte.

Eines Tages — es war schon zu Anfang des August — trat Dr. N— wieder in Wettsterns Zimmer, der gerade allein

war, und setzte sich zu ihm. Er schien Etwas auf dem Herzen zu haben, das ihm nicht ganz leicht auszusprechen wurde. Nach den ersten Begrüßungen begann er:

„Ich weiß nicht, Herr von Wettstern, ob die Nachricht, die ich mitbringe, Ihnen angenehm sein wird. Gestern Abend habe ich den Befehl erhalten, alle Herren Offiziere und Mannschaften, die im hiesigen Lazarethe sich befinden und transportfähig sind, baldigst nach Breslau zu senden, weil die Verwundeten, die in den Dörfern und auf dem böhmischen Kriegsschauplatze liegen, hierher geschafft werden sollen. Da werden Sie sich nun auch wohl auf die Abreise vorbereiten müssen."

Diese Worte trafen den Lieutenant zuerst wie ein Donnerschlag. An dem Lazarethe von Liebau hing er gerade nicht, aber er erschrak über die bevorstehende Trennung von Minna, denn es ließ sich doch kaum annehmen, daß sie es würde möglich machen, ihm zu folgen.

Dr. N— verstand ihn jedenfalls, schien aber auch keinen guten Rath zu wissen, denn er schwieg.

„Sie begreifen, bester Doktor," sagte Wettstern, nachdem er sich von seiner Ueberraschung erholt, „weshalb mir diese Anordnung sehr unangenehm ist?"

„Ich konnte mir Das wohl denken," erwiederte der Doktor achselzuckend. „Uebrigens wollte ich wegen Fräulein von Hofleben noch besondere Rücksprache mit Ihnen nehmen, bevor ich mich an sie selbst wende."

„Nun?" fragte Wettstern gespannt.

„Seit längerer Zeit schon bin ich, nach genauer Beobachtung und Prüfung, zu der Ueberzeugung gekommen, daß Ihr Fräulein Braut nach dem schweren Krankheitsfalle, der sie betroffen hat, nicht mehr im Stande ist, in der Stellung, die sie jetzt inne hat, ohne Gefahr länger zu bleiben. Sie bedarf durchaus der Erholung, des Lebens in frischer, gesunder Luft, mäßiger Bewegung und innerer Ruhe, die sie hier bei den oft so schrecklichen Bildern der Krankheit und des Todes nicht finden

kann. Beunruhigen Sie sich nicht; ich stehe dafür, daß sie ihre vollständige Gesundheit bald wiedererlangt, wenn meine Rathschläge befolgt werden und nicht unvorhergesehene aufregende Ereignisse eintreten — im anderen Falle bin ich allerdings um sie besorgt. Ich wünschte, daß Fräulein von Hofleben selbst um ihre Entlassung bäte, was sich durch die überstandene Krankheit recht gut rechtfertigen ließe, sogar geboten wird, und ich werde ihr Gesuch jedenfalls in einer Weise unterstützen, daß seiner Erfüllung keine Schwierigkeiten entgegenstehen und man ihre Aufopferung anerkennt."

Wettstern dachte eine Weile mit gefalteter Stirn nach; er selbst wünschte sehnlichst, daß Minna jetzt diesen Ort verlasse, er hielt dies nach dem Ausspruche des verständigen Arztes sogar für eine Nothwendigkeit, aber woher sollten er oder sie die Mittel nehmen, einen standesgemäßen Aufenthalt in Breslau zu finden? Minna hatte ihm zwar von dem freundlichen Anerbieten des Onkels Hohmann, sie in der Noth zu unterstützen, erzählt, wie es ihr aber widerstrebt hatte, bisher davon Gebrauch zu machen, besonders, weil sie fürchtete, den guten, aber schwachen Mann in ärgerliche Kollisionen mit seinem bösen Weibe zu bringen, so war er auch zu stolz, Der, für welche er nächstens alle Sorgen des Lebens zu übernehmen gedachte, den Rath zu geben, daß sie sich hülfebittend an Andere wenden möge.

Da fiel ihm zu rechter Zeit die mütterliche Einladung der Oberstin von Tannenburg ein, und er athmete leichter auf, denn er war sogleich entschlossen, seine Braut zur Annahme derselben zu bewegen. Die Aussicht auf eine längere Trennung war ihm allerdings schmerzlich, aber die Nothwendigkeit und Minna's Wohl geboten sie.

Auch Dr. N— war sehr erfreut darüber, daß sich eine so gute Lösung aller Schwierigkeiten gefunden hatte, und stimmte ganz mit Wettstern überein.

„Sprechen Sie nun bald mit Ihrem Fräulein Braut darüber," sagte er, „und bewegen Sie sie, mir noch heute ihr Gesuch

einzureichen, das ich sofort befördern will. Fünf bis sechs Tage haben Sie noch Zeit, hierzubleiben, und bis dahin kann die Entscheidung schon eingetroffen sein; das Fräulein würde sich unglücklich fühlen, wenn es sich nach Ihrer Abreise noch längere Zeit hier aufhalten müßte."

Die arme Minna! — Sie war, als sie eine Stunde später ihren Verlobten besuchte und von ihm die Mittheilung erhielt, daß er nach Breslau gehen müsse, anfänglich wie versteinert und nahe daran, in bittere Thränen der Verzweiflung auszubrechen, aber Wettsterns liebevolle Zureden und sein Versprechen, Alles daranzusetzen, um sich bald wieder für immer mit ihr vereinigen zu können, beruhigten sie allmälig wieder. Sein Vorschlag, jetzt zu der Oberstin zu reisen, war auch ihrer Meinung nach der beste und allein ausführbare; jedenfalls wollte sie aber noch einmal brieflich anfragen, ob sie auch zu dieser Zeit gerade dort willkommen sei.

An demselben Tage noch führte sie dies aus; die Eisenbahnzüge und Posten waren wieder im Gange, es ließ sich also bald eine Antwort und dann eine sichere Reise erwarten. Auch dem Doktor übergab sie ihr Gesuch, das sie nicht ohne eine Art von Wehmuth niedergeschrieben hatte. Der Beruf, dem sie bisher vorgestanden, erschien ihr jetzt heiliger und schöner als jemals, und wie schwer er ihr auch oft geworden war, trennte sie sich jetzt doch nicht ohne ein gewisses Widerstreben von ihm. Aber sie fühlte selbst, daß ihre Gesundheit dies verlange, und wenn sie auf die letztere vor einiger Zeit auch noch wenig Gewicht gelegt hatte, so schuldete sie dies jetzt doch dem Geliebten, dem sie Glück, Frieden und Heiterkeit in die bescheidene Häuslichkeit, die er sich gründen würde, bringen wollte.

Das Antwortschreiben der Oberstin traf umgehend ein, auch Selma hatte einige herzliche Worte hinzugefügt. Beide baten Minna, nachdem sie ihr Glück zu ihrer Verlobung gewünscht hatten, auf das Dringendste, recht schnell den ungesunden Ort zu verlassen und bald zu kommen, um ihre ländliche Einsamkeit

zu theilen; sie solle wie eine Tochter des Hauses angesehen werden.

Die Oberstin schrieb unter Anderem:

„Meine liebe Tochter — erlauben Sie mir, Sie fortan so zu nennen, worauf meine sanfte Selma nicht eifersüchtig sein wird — Sie brauchen den Ausdruck „ländliche Einsamkeit" nicht ganz buchstäblich zu nehmen; ich hoffe, daß es Ihnen hier nicht an Zerstreuung fehlen soll. Obgleich ich überzeugt bin, daß Sie jetzt auf der ganzen Welt nur einen Mann sehen, will ich Sie doch darauf vorbereiten, daß Sie hier Gesellschaft finden werden, und zwar die zweier sehr liebenswürdigen preußischen Offiziere, die schon seit einigen Wochen auf unserem Bergschlosse in Quartier liegen, des Major von B— und seines Adjutanten, des Lieutenant von Mohrfeldt. Der Letztere hat zwar das Unglück gehabt, vor Kurzem bei einem Gefechte verwundet zu werden, und befindet sich auf dem nahegelegenen Gute einer unserer Freundinnen, der Frau von Liebow, wohin man ihn zuerst schaffte, aber wir haben alle Hoffnung, ihn bald nach dem Bergschlosse zurückkehren zu sehen, da seine nicht bedeutende Wunde bereits in der Heilung begriffen ist. Es wird Ihnen gewiß angenehm sein, hier Landsleute zu finden."

Man mag sich Minna's Ueberraschung vorstellen, als sie die Namen der beiden ihr wohlbekannten Offiziere gelesen hatte. Sie eilte mit dem geöffneten Briefe in der Hand sogleich zu Wettstern und kam ganz athemlos bei ihm an. Er blickte sie besorgt an, als er ihre Aufregung bemerkte.

„Lies nur diese Stelle!" sagte sie mühsam. „Der Brief ist von der Oberstin von Tannenburg."

„Ich will nicht hoffen, daß Du eine Nachricht erhalten hast, die Deinen Erwartungen nicht entspricht," meinte der Lieutenant, mit augenscheinlicher Unruhe das Papier nehmend.

„O nein," erwiederte sie lächelnd; „die Oberstin und ihre Nichte schreiben sehr gütig und freuen sich, mich zu empfangen. Aber da sind Nachrichten von Deinem Freunde Mohrfeldt. Denke Dir, daß er auf dem Bergschlosse im Quartier ist."

Wettstern blickte sie ganz ungläubig an und durchlas dann schnell die bezeichnete Stelle. Er erschrak, als er Hugo's Verwundung vernahm, aber schon die nächsten Worte beruhigten ihn wieder, denn sie besagten ja, daß seine Wunde unbedeutend und schon in der Heilung begriffen sei. Was hätte ihn mehr erfreuen sollen, als daß er die Geliebte jetzt gewissermaßen dem Schutze seines besten Freundes vertrauen konnte? — Auch Minna war sehr zufrieden damit, daß sie dort einen alten Bekannten wiedertreffen solle, der schon früher den aufrichtigsten Antheil an ihrem Verhältnisse zu Wettstern genommen hatte.

Die letzten Tage vor Absendung der Verwundeten brachten die beiden Liebenden nun in gerade nicht fröhlicher Stimmung zu, wie man sich leicht denken kann. Ihre Zukunft war ja noch immer so tief verschleiert; aber es ist ein Glück, daß die Liebe, so bang sie fürchtet und zagt, denn sie hat viel zu verlieren, auch ebenso stark in der Hoffnung ist, deren Erfüllung ihr den höchsten Gewinn bringen soll.

Noch hatte Dr. N— keine Antwort auf das an seine oberen Behörden in Betreff der barmherzigen Schwester gerichtete Schreiben erhalten, und das junge Mädchen wie Wettstern befanden sich deshalb in großer Unruhe. Der Vorstand des Lazareths hatte unter gewissen Umständen wohl die Berechtigung, Mitglieder des Personals zu entlassen, aber er machte nicht gern davon Gebrauch und dieses Mal besonders nicht Minna's selbst wegen, die nur einen ehrenvollen Abschied in aller Form wünschen konnte.

Erst in der letzten Stunde, am Abende vor dem Morgen der Trennung, langte der erwartete Bescheid an, und Dr. N— beeilte sich, ihn der Betreffenden mitzutheilen. Minna's Gesuch

war genehmigt worden, und sie erhielt ein schmeichelhaftes Dankschreiben für ihre Bemühungen.

Jetzt beeilte auch sie sich, ihren Koffer zu packen, wobei manche heimliche Thräne floß, die sie in ihres Verlobten Gegenwart unterdrückt hatte. Ein Abschied fällt dem Herzen immer schwer, selbst von einem Orte, der uns gerade nicht viel Glück und Freude gebracht hat, denn die Gewohnheit, wie Schiller sagt, nennt der Mensch seine Amme. Und neben den mannigfachen Leiden und Anstrengungen hatte Minna doch in diesen Räumen ihr höchstes Glück wiedergefunden und manche selige Stunde an der Seite des Geliebten verlebt.

Wir wiederholen nicht, was die Beiden sich an diesem Abende und dem folgenden Morgen noch Alles zu sagen hatten, als wären sie nicht wochenlang beisammen gewesen. Minna blieb wenigstens äußerlich stark, denn ihr Verlobter hatte sie darum gebeten, und als er den Wagen besteigen mußte, der ihn und einige andere seiner Kameraden nach dem Bahnhofe bringen sollte, nahmen sie in seinem Zimmer von einander einen wehmüthigen und zärtlichen Abschied.

Auch Dr. N— schien es schwer zu werden, sich von dem Paare zu trennen, das sein ganzes Interesse gewonnen hatte, und er unterstützte Minna, die bald darauf ihre Reise nach Süden antrat, auf das Freundlichste und Zuvorkommendste.

Sie achtete wenig auf die Gesellschaft, die sie in dem Eisenbahn-Coupé um sich hatte, und erregte, da sie ihre Kleidung als barmherzige Schwester bereits abgelegt hatte, auch kein Aufsehen. Ganz ihren Gedanken hingegeben, vermied sie jede Unterhaltung.

Minna hatte einen Weg von mehr als vierzig Meilen auf der Eisenbahn zurückzulegen, und da diese zu militairischen Zwecken noch immer stark in Anspruch genommen wurde, entstand oft ein Aufenthalt, so daß sie erst am Morgen des nächsten Tages auf der einige Meilen vor Olmütz gelegenen Station anlangte, wo sie nach der Anweisung der Oberstin aussteigen

und durch einen Wagen aus dem Schlosse empfangen werden sollte.

Ihr Herz klopfte doch ein wenig, als sie um die Mittagszeit dieses Ziel erreicht hatte, und unentschlossen stand sie, nachdem sie ausgestiegen war, an der von der Oberstin bezeichneten Ausgangsthür des Perrons, den Boten, den die alte Dame ihr geschickt haben würde, erwartend.

Sie sollte nicht lange in Ungewißheit bleiben; ein kleiner, alter, ziemlich sonderbar aussehender Mann, den wir unseren Lesern nicht mehr näher zu beschreiben brauchen, da sie in ihm sofort den Hausmeister vom Bergschlosse, Franz Welker, erkennen würden, näherte sich ihr, zog seinen Hut und fragte, ob er das gnädige Fräulein von Hofleben vor sich habe. Als Minna bejahend antwortete, machte er ihr noch ein paar sehr ehrerbietige Komplimente und gab sich als der Abgeordnete der Frau Oberstin von Tannenburg zu erkennen, der mit dem Wagen gekommen sei, um das Fräulein abzuholen. Die gnädige Frau Oberstin und ihr Fräulein Nichte, setzte er hinzu, würden gern selbst bis hierher gekommen sein, aber Erstere fühle sich nicht ganz wohl und Fräulein Selma habe sie deshalb nicht verlassen wollen.

Der Alte, der für Minna ein recht Vertrauen erweckendes Aussehen hatte, geleitete sie zu einer geschlossenen Kutsche, die mit zwei ausgezeichneten Pferden bespannt war, und Minna, die es abgeschlagen hatte, vorher ein Frühstück auf dem Bahnhofe einzunehmen, rollte bald, auf bequemen Polstern ruhend, dem Bergschlosse zu, das, wie ihr der alte Diener auf ihre Frage gesagt hatte, von der Eisenbahnstation ungefähr drei Meilen entfernt war.

Das klare und warme Sommerwetter, sowie die schöne bergige Gegend machten einen angenehmen Eindruck auf sie, und mit ruhiger Zuversicht sah sie dem Kommenden entgegen; sie sollte ja nicht in ein ihr ganz fremdes Haus eintreten — die Oberstin trug ihr eine so herzliche Freundschaft entgegen, die dem tiefsten

Unglücke entsprossen und deshalb gewiß wahr und aufrichtig war, Selma hatte so freundlich an sie geschrieben, den Major kannte sie noch aus dem elterlichen Hause als einen biederen, allen Menschen wohlwollenden Mann, und Hugo von Mohrfeldt war ja der beste Freund ihres Geliebten — war das nicht genug?

Die Sonne war schon ihrem Untergange nahe, als der alte Franz, der seinen Platz auf der sogenannten Schoßkelle oder dem Bedientensitze an der hinteren Seite der Kutsche genommen hatte, leise an das kleine Fensterchen klopfte, das von inwendig zu öffnen war und die Kommunikation zwischen der Herrschaft und dem Diener vermittelte.

Minna wandte sich schnell um und erblickte das Gesicht des alten Mannes an der kleinen Scheibe. Sie öffnete dieselbe und fragte ihn, was er ihr mitzutheilen habe.

„Das gnädige Fräulein wolle entschuldigen," erwiederte der Alte mit seiner gewöhnlichen ceremoniellen Wichtigkeit, „wir sind nur noch eine gute Viertelstunde von dem Bergschlosse entfernt, und da oben von der Höhe herab sah ich soeben die Frau Oberstin und unser gnädiges Fräulein dem Wagen entgegenkommen."

Minna's Herz begann wieder heftiger zu schlagen; sie beugte sich aus dem schon herabgelassenen Wagenfenster und konnte denselben bergauf laufenden, in den Wald gehauenen Weg übersehen, auf dem, wie sich unsere Leser vielleicht noch erinnern werden, die Leiche des Lieutenants von Tannenburg dem Bergschlosse von seiner Mutter zugeführt worden war.

Dem Wagen entgegen kamen wirklich zwei Damen, die jetzt noch ungefähr zweihundert Schritte von ersterem entfernt waren. Beide trugen einfache Trauerkleider, und in der einen, größeren, erkannte Minna sofort die Oberstin.

Sogleich rief sie dem Kutscher zu, er möge anhalten, und mit für sein Alter ungewöhnlicher Behendigkeit kletterte der alte Franz von seinem Sitze und öffnete den Wagenschlag. Minna

sprang, nur leicht seine ihr dargereichte Hand berührend, auf den Boden und eilte den Damen, die ebenfalls ihre Schritte beschleunigten, entgegen.

Die Oberstin breitete wie eine Mutter, die ein liebes Kind nach langer Trennung wiedersieht, die Arme gegen sie aus und war keines Wortes mächtig; die hellen Thränen standen ihr in den Augen. Zweifellos trat die Scene in dem Lazareth zu Liebau, als sie das junge Mädchen zum ersten Male gesehen hatte und den todten Sohn fand, ihr bei Minna's Anblick jetzt wieder recht deutlich vor Augen und riß die alte, tiefe Wunde, die wohl für den Rest ihres Lebens nicht mehr vernarben sollte, von Neuem auf.

Auch Minna vermochte nicht zu sprechen; dieser herzliche Empfang rührte sie bis auf's Tiefste, er erinnerte sie an das elterliche Haus, das ihr längst verloren gegangen war.

Auch Selma trocknete heimlich eine Thräne; um aber der erschütternden Scene ein Ende zu machen, reichte sie Minna ihre Hand und sagte im einfachsten, aber herzlichsten Tone:

„Willkommen! — Wir wollen fortan Schwestern sein, liebe Minna."

Letztere machte sich sanft aus den Armen der alten Dame los, und die jungen Mädchen küßten sich, als ob sie längst Bekannte gewesen seien.

„Sie haben gewiß eine sehr beschwerliche Reise gehabt, beste Minna," meinte, während alle Drei langsam nach dem Schlosse hinaufgingen, die Oberstin, die sich wieder erholt hatte; „denn ich finde, daß Sie viel bleicher und angegriffener aussehen, als bei unserer ersten Begegnung."

„Ich habe die Reise als eine Erholung betrachtet," erwiederte Minna; „denn seit Wochen konnte ich dabei zum ersten Male wieder frische Luft schöpfen; meine Blässe rührt wohl noch von meiner Krankheit her. — Aber," setzte sie, die Oberstin recht innig anblickend, hinzu, „Sie haben mir versprochen, Frau Oberst, mich als ganz zu Ihrem Hause gehörig zu betrachten'

lassen Sie alle kalten Formen, die das Verständniß der Herzen so sehr erschweren, und nennen Sie mich Du."

„Wie Du es wünschest, mein Kind," antwortete die Oberstin ohne weitere Umstände. „Aber ich habe ganz vergessen, Dir meine liebe Nichte Selma vorzustellen."

„O, ich erkannte sie ja sogleich," sagte Minna, die Hand ihrer neuen Freundin drückend; „nach den Zeilen, die ich von Dir in Liebau erhielt, hatte ich mir kein anderes Bild von Dir machen können, als wie ich es jetzt vor mir habe."

Die drei Damen unterhielten sich in dieser Weise, bis sie nahe an dem Bergschlosse waren. Der vertrauliche Empfang, das einfache, freundliche Haus in der tiefen Waldeinsamkeit, Alles machte den wohlthuendsten Eindruck auf Minna, und sie hatte darüber bisher den Major und Hugo von Mohrfeldt ganz vergessen. Sie erschrak förmlich darüber.

„Ich kann Ihnen gleich eine Ueberraschung bereiten," sagte sie lebhaft, „die Sie gewiß nicht im Voraus vermuthet haben. Der Major von B— und sein Adjutant sind doch noch hier?"

Die Oberstin und Selma blickten sie etwas verwundert über diese angelegentliche Erkundigung an.

„Der Major wird uns wohl schon erwarten," antwortete die Oberstin, „aber der Lieutenant von Mohrfeldt ist noch immer nicht vollständig hergestellt und befindet sich noch in der Pflege unserer Freundin auf Schloß Glücksburg; wie gesagt, ist seine Wunde aber nicht bedenklich."

„Das freut mich aufrichtig. Haben die Herren nie meinen Namen von Ihnen gehört?"

„Daß ich nicht wüßte," meinte die Oberstin; „es hat sich erst in den letzten Tagen entschieden, daß Du uns besuchen würdest, und wir haben dem Major gegenüber wohl kurz erwähnt, daß wir eine Freundin als Gast erwarteten, aber so viel ich mich noch besinne, wurde er gerade in demselben Augenblicke dienstlicher Geschäfte wegen abberufen, und seit gestern haben wir ihn gar nicht gesehen, denn er besuchte einen Bekannten in

der Umgegend und wollte erst heute zurückkehren. Vielleicht treffen wir ihn bereits."

„Aber kennst Du denn Major von B—, liebe Minna?" fragte Selma neugierig.

„O sehr gut, auch seinen Adjutanten von Mohrfeldt, denn dieser ist der beste Freund meines Bräutigams, und früher habe ich Beide sehr oft im elterlichen Hause oder in anderen Gesellschaften gesehen."

„O, das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, das mich recht freut," sagte die Oberstin.

Selma schwieg; sie dachte daran, daß sie von Minna wohl Näheres über das Verhältniß Hugo's in seiner Heimath, dessen er auf jenem einsamen Waldspaziergange erwähnt hatte, werde erfahren können.

Man langte im Schlosse an, und während die Oberstin noch einige Vorbereitungen zu dem heute später angesetzten Diner traf, führte Selma ihre neue Freundin nach dem für dieselbe bestimmten Zimmer, das an das ihrige stieß, sehr hübsch eingerichtet und jetzt reichlich mit Blumen geschmückt war. Hier küßte sie Minna noch einmal und wiederholte den Wunsch, daß sie sich auf dem Bergschlosse gefallen und ihre Gesundheit vollständig wiedererlangen möge.

Das junge Mädchen fühlte sich ganz zu Hause, so recht glücklich in dieser friedlichen Umgebung und unter diesen guten Menschen.

Nachdem sie eine kurze Toilette gemacht hatten, gingen die beiden Freundinnen nach dem Speisezimmer, wo sie bereits die Oberstin und den Major trafen. Erstere hatte die Ueberraschung nicht stören wollen und dem alten Herrn zwar gesagt, daß die erwartete junge Dame eingetroffen sei, aber nicht deren Namen genannt. Als Minna und Selma eintraten, erhob sich Major von B— und machte ihnen eine tiefe Verbeugung, dann sah er auf die Fremde und stutzte. Sie lächelte so eigenthümlich.

„Eine sonderbare, frappante Aehnlichkeit!" dachte der Ma-

jor, der mit Minna's Vater sehr befreundet gewesen war, und seine kleinen Augen vergrößerten sich immer mehr.

„Herr Major von B—," stellte die Oberstin, ebenfalls lächelnd, vor.

„Ein sehr guter alter Bekannter," entgegnete Minna, dem Major die Hand reichend.

„Alle zehntausend Teufel!" brach der alte Herr los. „Bitte tausendmal um Entschuldigung, meine hochverehrten Damen! — Sind Sie es denn wirklich, Fräulein Minna, oder träume ich?"

Die Damen brachen in ein lautes, heiteres Lachen aus. Die Erklärung war schnell gegeben, der Major herzlich erfreut über dieses unvermuthete Wiedersehen und die guten Nachrichten, die er über seinen Lieutenant von Wettstern erhielt, und bedauerte nur, daß Hugo von Mohrfeldt nicht zugegen sei.

Bald saß man bei Tische, und die Unterhaltung war eine recht belebte, vertrauliche geworden.

V.

Emma von Mohrfeldt.

Mögen unsere Leser nicht ungeduldig werden, wenn wir sie von einem Krankenbette zum anderen führen! Es wird dies kaum auffallen können, wenn man sich erinnert, welche reiche Ernte Krankheit und Tod in dem verhängnißvollen Jahre 1866 hielten, sowohl auf den Schlachtfeldern, in den Lazarethen, als in den Privathäusern selbst der Gegenden, die gar nicht vom Kriege berührt wurden. Es giebt wohl in Deutschland nicht viele Familien, die nicht von diesen furchtbaren Geißeln entweder an ihren nächsten oder entfernteren Verwandten, wenigstens an lieben Freunden betroffen worden wären; noch jetzt legen die vielen Trauerkleider davon Zeugniß ab, die vielen Krüppel mit oder ohne Uniformen, die man auf den Straßen erblickt, die Aufrufe in den Zeitungen, die Noth unverschuldeten Unglücks in christlicher Liebe zu mildern und den tapferen Soldaten, die für König und Vaterland ihr Blut verspritzt und erwerbsunfähig geworden sind, ein sorgenfreies Alter zu bereiten.

Der Staat kann beim besten Willen nicht Alles thun, die Privatmildthätigkeit hat zu ihrer Ausübung noch ein weites Feld vor sich.

Kugeln, blanke Waffen und ansteckende Seuchen sind es auch nicht allein, die so viele Opfer gefordert haben; die Angst

um ferne Lieben, die diesen Gefahren ausgesetzt und nicht im Stande waren, von ihrem Wohlbefinden rechtzeitig Nachricht zu geben, die Kunde oder gar der Anblick ihrer Leiden haben manches Herz auf das Empfindlichste verwundet oder gebrochen; es ist eine fest in einander gegliederte Kette von Unglücksfällen, die ganz Deutschland umschlossen hat; lange Jahre werden noch vergehen, ehe sie sich löst, und die Meisten von uns werden es wohl nicht mehr erleben, daß in ihrer Umgebung kein Herz mehr schlägt, das nicht noch in der Erinnerung an dieses traurige Jahr blutete.

Es ist schon lange her, daß wir Emma von Mohrfeldt in Dresden verließen, als sie durch die ihr ohne alle Vorbereitung zu Augen gekommene unselige Zeitungsnachricht, ihr Verlobter, der Oberlieutenant Günther, sei, nach der Schlacht bei Königgrätz vermißt, wahrscheinlich gefallen, in ein schweres Nervenfieber versetzt worden war.

Wochenlang flackerte die schwache Lebensflamme hin und her, in jedem Augenblicke zu verlöschen drohend; der Oberst war durch den Arzt auf das Schlimmste vorbereitet worden, es schien fast keine Hoffnung mehr vorhanden zu sein. Ein Glück für die Kranke selbst war es noch, daß sie in dieser ganzen Zeit nicht zum vollen Bewußtsein kam, um die ganze Größe ihres Unglücks zu fühlen.

Desto mehr litt ihr Vater. Er hatte sich sofort bei dem preußischen Militairkommando erkundigt, ob der sächsische Ober-Lieutenant Günther sich unter den Gefangenen oder in einem Lazareth befinde, aber nach einiger Zeit die Antwort erhalten, daß dies nicht der Fall sei. Dadurch gewann die Zeitungs-Nachricht an Wahrscheinlichkeit, aber der alte Herr, der in dieser Beziehung früher schon seltsame Erfahrungen gemacht hatte, hing doch noch fest an der Hoffnung, Hermann werde schon wieder bei seiner Truppe sein oder verwundet in einem einsamen, vergessenen Hospitale, vielleicht im Hause mitleidiger Privatleute liegen.

Was half aber dieser Trost, da er ihn nicht einmal seiner unglücklichen Tochter in deren Bewußtlosigkeit geben konnte? Und wäre dies auch möglich gewesen, so würde Emma doch gewiß seine Unhaltbarkeit erkannt haben, denn er stützte sich ja nur auf Vermuthungen, während die Zeitungsnachricht eine thatsächliche Basis hatte.

Mit dem sächsischen Kommando konnte Oberst von Mohrfeldt jetzt nicht in Verbindung treten; man wußte ja nicht einmal genau, wo die Sachsen eigentlich standen; auf die Idee, an die Juden von Nechanitz, die Hermanns Brief besorgt hatten, zu schreiben, kam er auch nicht, denn wie ließ sich annehmen, daß sie ihn nach der Schlacht in der von den Preußen eroberten Stadt wiedergesehen hätten?

Gott mag wissen, wo der zweite Brief Hermanns, dessen Besorgung Isaac Wolff ebenfalls übernommen, geblieben war; er gelangte nie an seine Adresse, wo er großen Trost hätte bringen können.

Der alte Oberst sank immer mehr zusammen; man sah ihm den Gram recht deutlich auf dem Gesichte an; sein Haar und Bart wurden immer weißer. Er ging jetzt nur noch selten aus, sondern brachte fast den ganzen Tag an dem Bette seiner Tochter sitzend zu.

Solch' ein alter inaktiver Offizier ist meistentheils schlimm daran; während seiner Dienstzeit hat er sich gewöhnlich — es giebt allerdings auch Ausnahmen — weder wissenschaftlich noch mit einer Handarbeit beschäftigt; es fehlte ihm dazu an Zeit und an Lust — in der Jugend lebte er dem Vergnügen, in späteren Jahren dem Dienste. Wenn er den letzteren nun quittirt hat, gleichviel ob freiwillig oder gezwungen, dann sind seine geistigen Kräfte schon größtentheils abgestumpft, und es wird ihm unmöglich, jetzt noch zu lernen, was er früher vernachlässigt hat — er sehnt sich nach Beschäftigung, aber er findet an keiner Gefallen. Das macht mürrisch und unzufrieden, wenn man nicht liebende Personen um sich hat, welche die

trüben Gedanken und die Wolken auf der Stirn zu verscheuchen wissen.

So erging es auch dem Obersten von Mohrfeldt. Es ist schon früher erwähnt worden, daß und aus welchen Gründen er sich von seinen bisherigen Bekannten in Dresden zurückgezogen hatte; Emma's Unterhaltungen und die Zeitungen, die er während des Krieges mit einer wahren Gier verschlang, zerstreuten ihn allein noch einigermaßen; nun fehlte ihm auch Emma, und die Zeitungen waren seit Abschluß des Waffenstillstandes lange nicht mehr so interessant als vorher.

Eine große Freude war dem alten Herrn aber doch in dieser schweren Zeit vorbehalten. Es war dies ein Brief von seinem Sohne Hugo, den dieser bald nach seiner Ankunft auf dem Bergschlosse geschrieben hatte und in dem er ausführlich seine weiteren Kriegsabenteuer erzählte; das Interessanteste und Freudigste daran für den Vater war jedenfalls, neben der Nachricht von dem vollständigen Wohlbefinden Hugo's, die Mittheilung, daß er den rothen Adlerorden mit Schwertern erhalten habe; da Hugo wußte, wie viel Werth sein Vater gerade darauf legte, hatte er es bald zu Anfange seines Briefes erwähnt.

Oberst von Mohrfeldt war so entzückt, daß er für einen Moment die Gegenwart ganz vergaß, ohne weiter zu lesen, hastig und mit der Behendigkeit eines Jünglings aufsprang und zu seiner Tochter eilen wollte, um ihr die freudige Nachricht mitzutheilen; aber wie vom Blitze gerührt, blieb er plötzlich stehen, stieß einen tiefen, schmerzlichen Seufzer aus und ließ sich wieder in den Sessel zurücksinken; die arme Emma konnte ihn ja nicht verstehen und sollte vielleicht nie seine Freude theilen.

Er las weiter, und sein Auge blitzte bei den Kriegsschilderungen, die ihm Hugo ohne jede Uebertreibung oder Anmaßung machte; ein paar Mal unterbrach er seine Lektüre, indem er murmelte:

„Ein prächtiger Junge! — Er macht seinem Vater und

seinem Namen Ehre! — Wird es noch zu Etwas bringen — ist ja noch so jung und schon auf das Ehrenvollste dekorirt!"

Dann wurde der gleichzeitig glückliche und unglückliche Vater aber stiller und sein Gesicht nachdenklicher, beinahe sorgenvoll; er begann während des Weiterlesens hin und wieder den Kopf zu schütteln, und sein Selbstgespräch nahm einen anderen Ton an.

„Das sieht ja aus, als ob er sich in dem frischen, fröhlichen Kriegsleben doch nicht ganz glücklich fühle; er wird ja ordentlich melancholisch, und das kenne ich sonst doch gerade nicht an ihm. Der Junge wird sich doch nicht gar verliebt haben! — Aber nein, dazu ist er zu gescheidt! — Ein Soldat im Felde darf wohl liebeln, aber sich nicht verlieben; nicht einmal im Frieden taugt's viel, das weiß ich aus Erfahrung. Eine gute, sanfte Frau ist ein Schatz, das ist wahr, aber Freiheit und Sorgenlosigkeit sind es auch. — Hm! hm! auf dem Neste, dem Bergschlosse, wo er jetzt im Quartier liegt, sind also doch Weiber! „Ein reizendes junges Mädchen, das die Leute der Umgegend seiner Schönheit und Mildthätigkeit wegen das Engelsfräulein nennen," schreibt er. Das klingt ganz hübsch, aber es will mir doch nicht recht gefallen; da steckt Etwas dahinter. Der Hugo ist sonst durchaus kein Schwärmer, und heute kommt mir sein Brief ganz melancholisch vor. Da will ich doch bei Zeiten einen Dämpfer darauf zu setzen versuchen; mit einer Frau macht man nicht Carriere — es ist eine Kugel, die man an Ketten hinter sich herschleppt, wie die Baugefangenen — pfui! welch' häßlicher Vergleich!"

Der Oberst erhob sich, legte den Brief in seinen Sekretair und ging zunächst in das Nebenzimmer zu seiner Tochter, die von der treuen Anna, dem Dienstmädchen, bewacht wurde. Er trat sehr leise auf, hörte nicht weiter auf das halbschluchzende: „Alles beim Alten, Herr Oberst!" des Mädchens, betrachtete mit ernster, trauriger Miene ein paar Minuten lang

das bleiche, abgezehrte Gesicht der Kranken und kehrte dann schweigend in seine Stube zurück.

„Es ist traurig, sehr traurig!" sagte er zu sich. „Wenn mir Gott das gute Kind nimmt, würde ich sehr unglücklich sein. Daß mich auch der Teufel verleiten mußte, auszugehen, während gerade das verd— Zeitungsblatt in das Haus gebracht wurde! Hätte ich es zuerst in die Hand bekommen, dann hätte ich sie langsam vorbereiten können, und es wäre gewiß Alles besser abgelaufen."

Er irrte sich; er würde die böse Nachricht wohl einige Zeit lang verheimlichen gekonnt haben, aber es giebt Schicksalsschläge, die, wenn sie unerwartet kommen, nicht so oder wenigstens nicht weniger zerstörend auf das Herz fallen, als dieses durch eine sogenannte schonende Vorbereitung auf eine langsam quälende Folter gespannt wird, die einen noch schrecklicheren Tod zur Folge hat.

Der Oberst setzte sich jetzt nieder und schrieb an seinen Sohn Hugo. Er gratulirte ihm herzlich, lobte ihn und gab ihm väterliche Lehren, die sich meistens auf seine alten militairischen Erfahrungen bezogen; dann theilte er ihm die Krankheit Emma's und deren Grund, sowie seine eigene Hoffnungslosigkeit ohne Rückhalt mit.

„Wenn es wirklich zum Friedensabschlusse kommen sollte, was ich nicht wünsche, bevor Ihr in Wien eingerückt seid und alle Festungen des Landes in Eurer Hand habt, bis also Oesterreich auf Gnade oder Ungnade kapituliren muß, dann wünschte ich, daß Du versuchtest, einen Urlaub hierher zu erhalten, denn sowohl wirst Du Dich selbst sehnen, Deine gute Schwester, die Du immer zärtlich geliebt hast, noch einmal wiederzusehen, als es Deinem schon halbgebrochenen alten Vater großer Trost und Erholung sein würde, Dich an seine Brust zu drücken."

Der alte Herr verheimlichte in seinem Schreiben aber auch nicht, daß ihm der eigenthümliche Ton, der Hugo's Brief stellenweise durchwehte, unangenehm aufgefallen sei, und mit seiner gewöhnlichen Derbheit und Offenheit, die er dem Sohne gegenüber einzuschränken nie für nothwendig befand, sprach er geradezu die Vermuthung aus, Hugo möge dem schönen Engelsfräulein zu tief in die Augen geblickt und darüber die Ruhe seines Herzens verloren haben, in dem jetzt nichts Anderes wohnen dürfe, als der Gedanke an König und Vaterland.

So schrieb der Oberst und fügte noch eine längere Abhandlung über dasselbe Thema hinzu, das er vorher zum Thema seines Selbstgesprächs gewählt hatte.

Mit sich selbst zufrieden, siegelte er den Brief und trug ihn selbst auf die Post, denn einen kleinen Spaziergang erforderte täglich seine Gesundheit.

Vierzehn Tage bis drei Wochen nach dem Ausbruche der Krankheit Emma's waren vergangen, als sich dieselbe endlich zu brechen schien und der Arzt eine schwache Hoffnung faßte; das junge Mädchen wurde allmälig ruhiger und hatte zu Zeiten lichte Augenblicke, in denen es die Umstehenden wiedererkannte und ihnen matt zulächelte. Diese Momente mehrten sich und wurden von immer längerer Dauer; damit kehrte ihr freilich die Erinnerung an das Unglück, das sie betroffen hatte, zurück, aber war es nun die geistige und körperliche Erschöpfung, die einen wilden Ausbruch des Schmerzes nicht zuließ, oder erweckten die sanften Vorstellungen des Obersten und des Arztes wieder eine leise Hoffnung in Emma, sie fiel nicht in die alte Krankheit zurück und zeigte eine stille Resignation.

Der Oberst war sehr glücklich darüber, aber der Arzt dachte anders.

„Es thut mir leid," sagte er eines Tages vertraulich zu dem alten Herrn, „Ihnen eine Täuschung benehmen zu müssen, Herr Oberst, in der Sie Trost gefunden zu haben scheinen; ich halte dies aber für meine Pflicht, denn ein plötzlicher Umschlag

würde zu bitter für Sie zu ertragen sein. Dieser Zustand scheinbarer Ruhe bei Ihrem Fräulein Tochter ist nicht natürlich, ist krankhaft und kann einen sehr gefährlichen Ausgang nehmen. Ich will das nicht mit Bestimmtheit behaupten, aber es ist zu befürchten und besser, sich auf alle Fälle vorzubereiten. Dieser Zustand kann leicht in Melancholie, in ein schleichendes Fieber, in eine Schwindsucht übergehen; dann ist Rettung unmöglich. Wenn sie lieber Thränen hätte! sie würden die schwere Last von ihrem Herzen lösen."

Der Oberst war über solche Worte sehr erschrocken.

„Sprechen Sie zuweilen liebevoll und sanft mit ihr von dem Oberlieutenant," fuhr der Arzt fort. „Sie müssen selbst beurtheilen, wie weit Sie gehen dürfen, ohne eine heftige Aufregung zu verursachen; suchen Sie nur sanfte Thränen herbeizuführen. Wir wollen sie allmälig zu zerstreuen suchen; obgleich sie noch sehr kraftlos ist, will ich gestatten, daß sie aufstehe und ihren Platz in einem bequemen Lehnsessel am Fenster nehme, wo ihr Auge hin und wieder gezwungen sein wird, sich von innen nach außen zu kehren. Aber wachen Sie über Ihre Tochter wie über ein Kind, lassen Sie es nicht zu der geringsten Gemüths- und Nervenerregung kommen, es sei denn eine freudige, und selbst dabei ist große Vorsicht nothwendig."

Emma widerstrebte nicht, als sie die Anordnung des Arztes erfuhr; sie war ganz theilnahmlos und ließ Alles mit sich geschehen, was von ihr verlangt wurde. Als sie zum ersten Male am Fenster saß, ruhte ihr matter Blick ebenso gleichgültig auf dem Grün der Bäume und Sträucher wie auf den vorübergehenden Menschen. Sie sprach kein Wort und blickte starr vor sich hin oder zum Fenster hinaus; nie kam eine Thräne in ihr Auge, nie hob ein Seufzer ihre Brust.

Emma, die nie sehr stark gewesen, war jetzt vollständig abgezehrt; die Wangen waren eingefallen, die matten Augen lagen tief in ihren Höhlen; für schön hätte sie Niemand mehr halten können, nur die unvergleichliche Sanftmuth war auf ihrem

Antlitze zurückgeblieben und erregte jetzt nur um so mehr Rührung.

Sie wollte nicht lesen, keine leichte Arbeit in die Hand nehmen; es schien ein langsames Dahinsterben zu sein. Der Oberst gab sich alle Mühe, den Vorschriften des Arztes nachzukommen; er hatte seinen Hang zur Beweglichkeit, sein lebhaftes Temperament besiegt und konnte stundenlang neben seiner Tochter sitzen, eine ihrer Hände in den seinen haltend und auf das Sanfteste zu ihr sprechend. Der alte Soldat zeigte eine unbeschreibliche Geduld dabei und führte seine Aufgabe besser durch, als der Doktor erwartet hatte, aber er erreichte dadurch leider weiter Nichts, als daß Emma ihm zuweilen einen dankbaren Blick zuwarf und leise seine Hand drückte; ihre Thränen ließen sich nicht heraufbeschwören, und fast die einzigen Worte, die man von ihr vernahm, waren:

„Hermann ist todt, und ich hoffe, bald mit ihm vereinigt zu sein.“

Und zwei so engverbundene, treuliebende Herzen hatte der Oberst trennen wollen! Er machte sich jetzt die bittersten Vorwürfe darüber — und er hatte es ja nicht einmal ernstlich gemeint.

„Sprich nicht ein so hartes Wort aus, mein Kind!“ bat er, beinahe zu Thränen gerührt. „Du glaubst nicht, wie schmerzlich es in mein Herz eindringt.“

Ein stummer Händedruck Emma's war wieder die einzige Antwort.

Es war ungefähr um die Mitte des Augusts, als Anna dem Obersten heimlich zwei soeben angekommene Briefe übergab; sie hatte dahin ihre Weisungen erhalten, denn der alte Herr fürchtete, es könne einmal in Gegenwart seiner Tochter ein Brief eintreffen, der die amtliche Bestätigung von des Ober-Lieutenants Tode brächte.

Der erste Brief, den er ansah, war von Hugo; in seiner

Freude und Ungeduld beachtete er den anderen gar nicht, sondern warf ihn auf den Tisch.

Hugo schrieb aus dem Schlosse Glücksburg. Er berichtete über sein Abenteuer auf Vorposten, über seine Verwundung, derenthalben er seinen Vater vollständig zu beruhigen suchte, und daß er damals nach dem Schlosse der Frau von Liebow gebracht worden sei, die ihm die sorgsamste Pflege angedeihen lasse. Ueber diese Dame selbst äußerte er kein weiteres Wort.

„Gut, daß er nicht mehr auf dem Bergschlosse ist!" dachte der Oberst. „Das Engelsfräulein hätte vielleicht seine Pflege übernommen, und dann — Gnade ihm Gott! — Ich kenne das! — Nein, eine österreichische Schwiegertochter soll mir nie in die Familie und das Haus kommen!"

Die Nachricht von Hermann Günther's Tode und der Krankheit seiner Schwester hatte Hugo augenscheinlich tief ergriffen; in seinen Beileidsworten zeigte sich das innigste und trauervollste Mitgefühl; auch versicherte er, daß er um den Urlaub nach Dresden einkommen werde, sobald dies nur die dienstlichen Verhältnisse und seine Verwundung erlaubten.

Die Warnung seines Vaters in Betreff Selma's von Tannenburg beantwortete er ziemlich heiter; er versicherte, daß es ihm gar nicht in den Sinn gekommen sei, dem jungen Mädchen den Hof zu machen, wozu ihn dasselbe auch keineswegs aufgemuntert hätte, und fügte zum Beweise dessen eine Schilderung ihres Charakters bei, die dem Obersten dennoch in sehr warmem Tone gehalten zu sein schien. Aber er wußte recht gut, daß sein Sohn zu stolz und zu ehrenwerth sei, um zu lügen, und hätte er wirklich geliebt, so würde er sich gewiß geschämt haben, dies zu verleugnen.

Der Oberst war also mit Hugo's Brief recht zufrieden, und nachdem er denselben zweimal durchgelesen hatte, erinnerte er sich erst wieder, daß das andere eingegangene Schreiben noch unberührt vor ihm liege. Er nahm es gleichgültig auf und betrachtete die Adresse.

Da veränderte sich plötzlich seine Miene; das Blut stieg ihm in die Wangen, seine Augen blitzten hell auf, und die große Gestalt durchlief ein leises Zittern. Er hatte die Handschrift Hermann Günther's erkannt.

„Habe ich doch Recht gehabt?" war der alte Herr im Begriffe, laut und jubelnd auszurufen, aber er erinnerte sich noch rechtzeitig, daß Emma im Nebenzimmer ihn hören könne. „Hermann lebt! Er konnte nicht gefallen sein — Gott würde das schon meines armen Kindes wegen nicht zugegeben haben."

Plötzlich verstummte er wieder und der Ausdruck tiefschmerzlicher Enttäuschung trat auf sein Gesicht.

„Alter Narr, der ich bin!" murmelte er. „Der Brief kann schon Wochen alt sein und sich, wer weiß wo, umhergetrieben haben. Da ist ja auch der Poststempel Rechanitz."

Mit bebender Hand erbrach er das Siegel und blickte zuerst nach dem Datum, das in der oberen Ecke des Blattes stand. Er hielt sich die Hand vor die Augen, fuhr sich über die letzteren, vielleicht nur um eine hervorquellende Thräne zu unterdrücken, deren er sich selbst ohne Zeugen schämte, dann flüsterte er in einem Tone, der so recht aus dem Grunde des Herzens kam:

„Gott, Du bist ein gnädiger und gütiger Herr, Du hast drei Menschen das Leben wiedergegeben!"

Der Brief war von Hermanns Hand, mit festen, sicheren Zügen geschrieben, aus Olmütz vor etwa 14 Tagen datirt. Damals war schon ziemlich ein Monat nach der Schlacht bei Königgrätz verflossen.

Es war dies derselbe Brief, den der Oberlieutenant dem jungen Juden bei dessen Abschied in der Festung anvertraut und den Isaac Wolff, nachdem er seine Heimath glücklich erreicht, daselbst zur Post gegeben hatte.

Der Oberst wäre am liebsten sofort zu seiner Tochter geeilt, um ihr die Freudenbotschaft zu bringen, von der allein er noch Heilung erwartete, aber er erinnerte sich der Warnung des

Arztes und begann zu überlegen, wie er die Mittheilung am besten einleiten könne; ein scharfer Denker aber war der alte Herr gerade nicht und seine Ungeduld zu groß, als daß er nach dem Arzte hätte senden mögen, um diesem das schwierige Geschäft zu übertragen. Kurz entschlossen stand er auf und trat in das Zimmer, in dem Emma am Fenster saß.

Als sie die Thür öffnen hörte, wandte sie den Kopf nur ein wenig um und ein mattes Lächeln ging über ihre Züge, als sie den Vater erblickte, der eine ungewöhnlich heitere Miene machte.

Der Oberst, der die beiden Briefe in der Tasche trug, setzte sich neben sie nieder und nahm wieder ihre Hand. Es wurde ihm doch schwerer, die richtigen Worte zu finden, als er gedacht hatte; in seiner Verlegenheit begann er:

„Ich habe soeben einen Brief von Hugo erhalten."

Emma's Blick wurde etwas lebhafter und sie fragte, was bei ihrem Zustand schon viel sagen wollte:

„Sind es gute Nachrichten?"

„Ja, mein Kind; er befindet sich ganz wohl und hofft, uns bald zu besuchen, wenn der Friede geschlossen ist und er Urlaub erhält."

Der Oberst verschwieg absichtlich Hugo's Verwundung.

„Freust Du Dich nicht, ihn wiederzusehen?" fuhr er fort.

„Gott gebe, daß er nicht zu spät komme!"

„Ich habe auch noch eine andere Nachricht für Dich, meine liebe Tochter, ebenfalls durch Hugo erhalten. Ich bin überzeugt, daß sie Dir Freude machen wird."

An Emma's Ohr schienen die Worte spurlos vorübergegangen zu sein, denn ihre Mienen veränderten sich nicht und sie gab keine Antwort; die Arme war wohl fest überzeugt, daß ihr keine Freude mehr erblühen könne.

„Du mußt mich aber ruhig anhören, mein Kind, Dich nicht aufregen, nicht heftig werden. Willst Du mir das versprechen?"

Sie nickte nur stumm mit dem Kopfe.

„Hugo hat Nachrichten über Hermann, Deinen Verlobten.“

Die feine Gestalt zuckte zusammen; dann richtete Emma ihren Blick auf den Vater, und jetzt erst mußte sie bemerken, daß er ungewöhnlich erregt, dabei aber heiter war. Eine kaum merkliche Röthe trat auf ihre Wangen, ihre Augen bekamen einen lebendigeren Ausdruck und die stumpfe Theilnahmlosigkeit schien im Begriffe, von ihr zu weichen. Aber diese Veränderung dauerte nur ein paar Sekunden lang, dann hatte der alte Ausdruck wieder von dem bleichen Gesichte Besitz genommen.

„Hermann ist todt!“ flüsterte sie. „Ich weiß es ja.“

„Aber Hugo hat noch nach der Schlacht von Königgrätz sichere Kunde erhalten, daß er wohlbehalten am Leben sei.“

Emma schüttelte den Kopf.

„Ich würde Dein Herz nicht mit unsicheren Hoffnungen erregen, liebes Kind, wenn jene Nachrichten nicht ganz zuverlässig wären; das wäre eine unnütze Grausamkeit und ein Unverstand, die Du Deinem Vater nicht zutrauen kannst. So viel steht fest, meine Tochter, daß Hermann in der Schlacht bei Königgrätz zwar von seinem Truppentheile abgesprengt worden ist, woher jene Zeitungsnachricht kam, daß er aber glücklich und unverwundet die Festung Olmütz erreicht hat. Ich gebe Dir mein Wort darauf.“

Emma war doch schon viel aufmerksamer geworden, aber noch malte sich der entschiedene Unglaube auf ihrem Antlitze.

„Und dann?“ fragte sie fast tonlos.

„Mein einzig geliebtes Kind, ist das nicht Grund genug zur Hoffnung?“ fragte der Oberst, der kaum seine Rührung zurückzuhalten vermochte. „Die Festung Olmütz ist nicht von unseren Truppen bestürmt, kein Mann in ihr getödtet oder verwundet worden.“

„Er würde längst geschrieben haben, wenn er noch am Leben wäre,“ sagte Emma, die sich immer mehr ihrem Vater zugewandt hatte.

„Ich habe Dir schon oft gesagt, daß Briefe im Kriege leicht

verloren gehen, und übrigens kommt auch kein Brief aus einer belagerten Festung heraus. Wenn er es nun doch möglich gemacht hätte, an Deinen Bruder zu schreiben, der, wie Du weißt, mit seinem Regimente gerade vor dieser Festung steht?"

Emma blickte ihren Vater starr an, dann preßte sie beide Hände auf ihr Herz und sagte in unbeschreiblich schmerzlichem und wehmüthigen Tone:

„O, warum versucht Ihr noch immer, mich mit Hoffnungen hinzuhalten, die sich doch nie erfüllen können? Das ist die schwerste Qual für mein Herz."

„Aber Emma," rief der Oberst, der über diese Worte und ihren Ausdruck erschrocken war, „ich sage Dir die volle Wahrheit, ich habe die feste Ueberzeugung, daß Hermann noch unter den Lebenden ist."

Das Zittern des jungen Mädchens nahm zu, aber sie machte eine gewaltige Anstrengung über sich selbst und entgegnete mit festerer Stimme, als der Oberst sie seit ihrer Krankheit gehört hatte:

„Vater, gieb mir Hugo's Brief."

„Sogleich; aber ich verlange erst vollständige Ruhe von Dir."

„Gott, ich bin ruhig, aber ich muß Gewißheit haben; ich ersticke sonst."

„Mein liebes Kind, Du sollst erfahren, daß Hermann am Leben ist, daß er selbst geschrieben hat, und zwar erst vor vierzehn Tagen. O, warum hast Du meinen Worten nicht geglaubt und Dich der Verzweiflung hingegeben, die Dich beinahe in das Grab gebracht hätte? — Aber jetzt ist Alles wieder gut; Du bist es nun auch Deinem Verlobten schuldig, Dich zu erhalten; vergiß das nie! Da hast Du Hermanns Brief, er ist an Dich gerichtet; verzeihe, daß ich ihn dieses Mal selbst erbrochen und gelesen habe."

Emma war wie durch einen Zauberschlag verändert; ein eigenthümliches Feuer blitzte in ihren Augen, der schwache, in

sich zusammengesunkene Körper hatte auf einmal seine Federkraft wiedergewonnen, ihre Bewegungen waren rasch und sicher. Sie nahm hastig den Brief aus der Hand ihres Vaters und richtete den Blick auf die Stelle, die er ihr mit dem Finger bezeichnete, das Datum der Absendung.

„Ist es auch kein Mißverständniß?" fragte sie noch einmal. „Das wäre für mich sicherer Tod."

„Nein, mein vielgeliebtes Kind, der Himmel hat Dir Deinen Verlobten wiedergegeben."

Emma drückte mit einer Heftigkeit, die den alten Herrn doch etwas beunruhigte, das Papier wiederholt an ihre Lippen, dann las sie, und dabei rötheten sich ihre Wangen immer mehr, wurden ihre Augen immer heller. Als sie geendet hatte, lehnte sie sich mit einem tiefen Seufzer, der gewiß ihre Brust erleichterte, im Sessel zurück, und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen.

Der Oberst wußte nicht recht, ob er dies für ein günstiges Symptom halten solle, aber er neigte sich dieser Ansicht zu, denn der Arzt hatte ja wiederholentlich gesagt: „Wenn sie nur erst Thränen fände!"

„Bist Du nun zufrieden, mein Kind? Fühlst Du Dich auch ganz wohl?" fragte der alte Herr in der zärtlichsten Besorgniß.

Emma umschlang seinen Hals und zog ihn näher zu sich; sie küßte ihn auf den Mund und barg dann das nasse Gesicht an seiner Brust, leise fortschluchzend.

Der böse Zauber, der sie so lange belastet, schien nun gebrochen; sie beantwortete wieder die Fragen des Vaters und zeigte sich überhaupt theilnehmender. Auf seine Bitten legte sie sich wieder zu Bett, wobei sie Hermanns Brief mit sich nahm, um ihn immer wieder zu lesen, und er schickte indessen heimlich nach dem Arzte.

Als der Doktor kam und in das Krankenzimmer trat — er hatte den Obersten noch nicht allein gesprochen und fürchtete, der Zustand seiner Patientin möge sich verschlimmert haben —

lächelte ihn, zu seinem großen Erstaunen, Emma an, reichte ihm die Hand und sagte:

„Ich werde nun Ihrer Arzneien nicht mehr bedürfen, Herr Doktor, hierin liegt meine Genesung."

Sie hob dabei den zusammengefalteten Brief in die Höhe.

Der Doktor wußte gar nicht, was er sagen, ob er in dem veränderten Benehmen des jungen Mädchens wirklich einen Schritt auf dem Wege zur Besserung oder ein letztes Aufflackern des erlöschenden Lebenslichtes erkennen solle; er war ja schon längst fest überzeugt, daß der Oberlieutenant Günther todt sei. Aber der Oberst, der auch ganz freudestrahlend aussah, legte sich jetzt in's Mittel, nahm seinen Arm und führte ihn in das Nebenzimmer, wo er ihm das Vorgefallene erzählte.

„Gott sei gedankt!" sagte auch der Doktor; „nun zweifle ich nicht mehr an des Fräuleins baldiger Wiederherstellung. — Aber," setzte er sehr ernst hinzu, „es war auch die höchste Zeit, daß diese Freudenbotschaft eintraf."

Von jetzt an war Emma geduldig wie ein Kind und nahm ohne Einwendung oder Widerstreben jede Arzenei, die der Doktor verordnete, während sie sich Dem früher öfter widersetzt hatte. Sie wünschte sehnlichst, sogleich an Hermann zu schreiben, aber theils erlaubten dies ihre Kräfte noch nicht, und dann stellte ihr der Vater, der dieses Geschäft selbst zu übernehmen versprach, auch vor, daß Briefe während des Waffenstillstandes zwar durch einen Parlamentär in die Festung befördert würden, daß sie aber offen sein und vorher von Andern gelesen werden müßten. Seiner Ansicht nach — der sie beistimmte — sollte Hermann gar nichts von ihrer Krankheit erfahren, denn, abgesehen von der Unruhe, die er sich deshalb machen mußte, ließ sich auch befürchten, daß er dann wieder ein Wagestück unternehme, wie er es zu Anfange des Feldzuges gethan.

Schon am folgenden Tage sandte der Oberst diesen Brief, sowie den an seinen Sohn ab, welchem Letzteren er die glückliche Kunde, daß Hermann geschrieben habe und das Leiden

Emma's einen so günstigen Ausgang zu nehmen scheine, mittheilte.

Von dieser Zeit an trat in dem Befinden der Kranken nun wirklich eine sichtlich schnelle Veränderung ein; von Tag zu Tag gewann sie wieder mehr Kräfte und ruhigere Gemüthsstimmung, wozu nicht wenig beitrug, daß alle Zeitungen den Abschluß des definitiven Friedens in nahe Aussicht stellten. Damit hatte sich auch schon der Oberst versöhnt, denn um keinen Preis hätte er noch einmal diese böse Zeit, die so tief in die Ruhe und den Frieden seines Hauses eingegriffen und sein geliebtes Töchterchen an den Rand des Grabes gebracht hatte, erleben mögen. Preußens Kriegsruhm stand ja auch vor der ganzen Welt strahlend da, und daß es bei dem Friedensschlusse große Ansprüche machen und auch durchführen werde, ließ sich gar nicht bezweifeln.

Bald war Emma so weit hergestellt, daß sie im Zimmer, dann, auf den Arm des Vaters oder den der treuen Anna sich stützend, im Garten umhergehen konnte. Allerdings hatte sie viel von ihrer früheren Frische und Schönheit eingebüßt, und es waren wohl noch lange Monate erforderlich, bis die Spuren der Krankheit sich ganz verwischt hätten; aber die jetzt wieder glückliche Braut war nicht eitel, und wenn sie, ihr Bild im Spiegel betrachtend, auch eine leise Wehmuth empfand, so tröstete sie sich doch jedesmal schnell mit dem Gedanken: „Hermann liebt mich ja nicht meines Gesichtes wegen, und mein Herz ist das alte geblieben.“

VI.

Die Diplomatin.

Um die Mitte des Augusts war Hugo von Mohrfeldt von seiner Verwundung so weit hergestellt, daß er füglich nach dem Bergschlosse zurückkehren und seinen Dienst wieder antreten konnte. Er gestand sich aufrichtig, daß er Glücksburg nicht gern verließ, denn er brachte dort an Theresens Seite sehr glückliche Stunden zu, und auch sie wollte durchaus Nichts von Trennung wissen.

Die fremden Offiziere, deren Gegenwart ihnen störend sein mußte, waren nicht mehr da, und Hugo konnte nun ihre Zimmer besuchen und mit ihr im Garten und Park promeniren, wenn schöne Tage waren; hatte man schlechtes Wetter, so lasen sie zusammen oder Frau von Liebow, die das Fortepiano recht gut spielte und etwas sang, musizirte, eine Unterhaltung, die gewöhnlich nicht lange anhielt, denn die beiden Liebenden wußten eine bessere für sich und fanden in den unbedeutendsten Plaudereien den größten Reiz.

Es ist schon gesagt worden, daß dieses mehr als freundschaftliche Verhältniß der Dienerschaft des Schlosses nicht verborgen bleiben konnte und daß darüber von ihr mancherlei Glossen gemacht wurden; das geschah aber nur mit der größten Vorsicht und Heimlichkeit, denn die Herrin war, trotzdem sie ihre

Untergebenen nicht schlecht behandelte, doch sehr gefürchtet; sie unterstützte diese Leute auf das Freigebigste, wenn es erforderlich war, zeigte aber auch jedem Fehler, der aus bösem Willen oder Nachlässigkeit entsprang, gegenüber unerbittliche Strenge.

Frau von Liebow wußte, daß sich im Schlosse nicht so leicht ein Verräther finden werde, und ließ sich deshalb mehr als früher gehen. Sie war schon fest entschlossen, Hugo ihre Hand zu bewilligen, wenn er sie nach Schluß des Friedens darum bitten würde; es schien das Geheimniß daher nicht mehr lange bewahrt werden zu müssen.

Beide sprachen natürlich sehr oft von ihren Plänen. Hugo hatte den bestimmten Wunsch ausgesprochen, die militairische Carrière in seinem Vaterlande nicht zu verlassen; er hatte mehrfache Gründe dafür, nämlich seine eigene Neigung und den Ehrgeiz, der der Jugend immer wohl ansteht, zweitens den festen Entschluß, sich von seiner zukünftigen, sehr reichen Gattin nicht abhängig zu machen, und endlich wußte er recht gut, daß sein Vater es ihm nicht verzeihen würde, wenn er den preußischen Soldatenrock ausziehen würde, um zu heirathen, obenein eine Oesterreicherin. Der Brief des alten Herrn, in dem dieser ihn vor einem zu innigen Verhältnisse mit Selma von Tannenburg warnte, sprach sich deutlich genug darüber aus; Hugo hatte diesen Brief, wenigstens die betreffende Stelle desselben auch Theresen gezeigt und Beide darüber gelächelt, denn augenblicklich war Frau von Liebow nicht eifersüchtig.

Sie machte auch gar keine Einwendung gegen den Plan des Geliebten. Der Bruch mit dem Rittmeister ließ sich schwerlich auf gütliche Weise bewerkstelligen — sie hatte schon viel darüber nachgedacht, ohne zu einem Resultate zu kommen, und befand sich deshalb in großer Sorge — sie hatte also von dieser Seite die größten Unannehmlichkeiten, sogar Gefahren zu erwarten. Da schien ihr denn nichts Anderes übrig zu bleiben, als daß sie ihre Verlobung mit Hugo bis zur Hochzeit geheim halte; er sollte mit seinem Regimente in seine Garnison zurück-

kehren, sie wollte ihm bald dahin folgen, möglichst, ohne daß man in der Gegend erfahre, wo sie geblieben sei, und dort sollte die Vermählung stattfinden; vielleicht verkaufte sie dann auch ihre Güter in Böhmen und Mähren und wandte für immer einem Lande den Rücken, in dem der Rittmeister vielleicht, von Rachegefühl getrieben, nicht Anstand nehmen würde, die nachtheiligsten Gerüchte über ihren Ruf zu verbreiten.

Das waren kühne Pläne, auf sehr unsicheren Grund gebaut, aber sie paßten ganz zu dem abenteuerlichen Charakter dieser Frau, die übrigens keine andere Wahl hatte, um ihr Ziel zu erreichen. Sie hatte es verstanden, Hugo's Einwilligung dafür zu gewinnen, denn er war zu edel, um mißtrauisch zu sein, und unter dem Blicke ihrer Augen zu abhängig von ihr.

Der Arzt, der noch zuweilen nach dem Schlosse kam, um Hugo zu besuchen, mochte wohl schon bemerkt haben, wie es mit dem Lieutenant und der Dame stand, und nahm daher so lange als möglich Anstand, zu erklären, daß sie an die Trennung denken müßten, aber endlich konnte er dies doch nicht mehr verschweigen und sagte dem Adjutanten, er sei jetzt wieder als dienstfähig zu betrachten.

Zufällig kam auch an demselben Nachmittage Major von B— herüber und überzeugte sich, zu seiner großen Freude, durch den Augenschein, daß Hugo wieder vollständig hergestellt sei.

„Nun, Mohrfeldt," sagte er unter vier Augen bedeutungsvoll zu ihm, „das Bataillon vermißt schon seinen Adjutanten."

Hugo verstand den Wink und fühlte sich dadurch etwas beschämt.

„Haben Sie die Güte, mir morgen meinen Ungar herüberzuschicken," antwortete er; „es war bereits meine Absicht, Sie darum zu bitten. Morgen Abend werde ich auf dem Bergschlosse sein."

„Wo Ihrer eine angenehme Ueberraschung wartet," setzte der Major lächelnd hinzu.

„Was könnte das sein?"

„O, ich plaudere nicht aus der Schule; haben Sie nur noch vierundzwanzig Stunden Geduld; vielleicht erleichtert Ihnen die Neugierde ein wenig den Abschied."

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau," redete er nachher Frau von Liebow an, „wenn ich Ihnen eine Hiobspost bringen muß; Mohrfeldt hat mir versprochen, morgen zu seinem Dienste und nach dem Bergschlosse zurückzukehren."

Anfänglich wollte Frau von Liebow davon allerdings Nichts hören, indem sie behauptete, Hugo bedürfe noch der Erholung, aber er selbst stellte sich auf die Seite des Majors, und sie mußte schließlich gute Miene zum bösen Spiele machen.

Am andern Tage gegen Mittag kam Hugo's Bursche mit dem Ungar; der ehrliche Füsilier freute sich herzlich über das Wohlaussehen seines Lieutenants, und selbst das Thier schien diesen wiederzuerkennen, denn es wieherte ihm lustig entgegen.

Der Abschied von Therese war für Hugo natürlich nicht leicht und auch sie dabei sehr aufgeregt; Beide gaben sich das feste Versprechen, sich gegenseitig zu besuchen, wenn dies ohne Aufsehen geschehen könne.

In etwas melancholischer Stimmung bestieg Hugo seinen Ungar und blickte sich, als er den Schloßhof verlassen hatte, noch oft nach dem Hause um, an dessen einem Fenster er Therese bemerkte, die ihm ihr letztes Lebewohl mit dem Taschentuche zuwehte.

Wie er dem Major versprochen hatte, traf er gegen Abend bei dem Bergschlosse ein und begab sich sogleich nach seinem und seines alten Vorgesetzten Zimmern; hier traf er denselben aber nicht, sondern erfuhr von Johann, der ihn einerseits freudig, andererseits aber auch etwas mißtrauisch betrachtete — denn die biedere Seele hatte sich, sobald er erfahren, der Adjutant sei auf dem Schlosse der Frau von Liebow untergebracht worden, des Gedankens nicht entschlagen können, er sei in die Krallen des Teufels gerathen — daß Major von B— im Gesellschafts-

zimmer bei den Damen sei und daß man auch Hugo nach seiner Rückkehr dort erwarte.

Nachdem der Lieutenant etwas Toilette gemacht hatte, ging er dahin.

Bei seinem Eintritt fand er die kleine Gesellschaft um den Theetisch versammelt. Der Major sprang sogleich auf, drückte ihm mit heiteren Begrüßungsworten beide Hände, ergriff dann seinen Arm und führte ihn den Damen zu. Obgleich Hugo wohl bemerkte, daß er, statt der zwei erwarteten, drei Damen vor sich habe, wandte sich seine ganze Aufmerksamkeit doch zuerst auf die Oberstin und deren Nichte, die sich ebenfalls von ihren Plätzen erhoben hatten.

Die Oberstin empfing ihn auf das Herzlichste, Selma schien ebenso zu fühlen, aber ihre tiefgerötheten Wangen und stockenden Worte verriethen Befangenheit; Hugo, der dies wohl bemerkte, übersah deshalb ganz die dritte Dame.

„Aber wir vergessen ja ganz, Ihnen, Herr von Mohrfeldt, unsere neue Hausgenossin vorzustellen," sagte die Oberstin plötzlich, auf Minna deutend, die etwas zurückgezogen im Schatten stand.

„Passen Sie auf, Mohrfeldt," flüsterte ihm der Major scherzend in's Ohr, „nun kommt die Ueberraschung."

„Es wird wohl kaum noch einer förmlichen Vorstellung zwischen Herrn von Mohrfeldt und mir bedürfen," sagte eine sanfte Stimme, die dem Adjutanten sehr bekannt vorkam, obgleich er sie seit langer Zeit nicht gehört zu haben sich erinnerte.

Verwundert blickte er die Sprecherin an und erkannte die Geliebte seines Freundes Wettstern.

Die Ueberraschung war natürlich groß, klärte sich aber bald auf, denn nachdem die beiden jungen Leute sich als alte Bekannte bewillkommnet hatten, erzählte ihm Minna in Kürze, von wo und wie sie hierhergekommen sei, und berichtete ihm

über das Schicksal seines Freundes, als dessen Verlobte sie sich zu seiner Verwunderung vorstellte.

Die Gesellschaft war an diesem Abende recht heiter; Hugo wandte seine Aufmerksamkeit besonders Minna zu, da diese ihm so viel Interessantes von sich selbst und Wettstern zu erzählen hatte, und bemerkte dabei ebenso wenig wie die Anderen, daß Selma sehr einsylbig war und eine traurige Miene machte, da sie es wohl schmerzlich empfand, von ihm etwas vernachlässigt zu werden. Erst später wurde die Unterhaltung wieder ganz allgemein, und nun mußte der Adjutant, der die Grüße Frau von Liebow's überbracht hatte, von seiner Kur und der Aufnahme auf Schloß Glücksburg erzählen.

Auch dabei umflorte sich Selma's Blick immer mehr, und sie schien auf glühenden Kohlen zu sitzen. Nur Minna bemerkte diese Anzeichen innerer Unruhe, die sie sich nicht zu deuten vermochte, und da sie mit ihrer neuen Freundin, mit welcher sie schon ein Band recht herzlichen Vertrauens verknüpfte, Mitleid fühlte, beugte sie sich zu ihr und fragte leise:

„Befindest Du Dich nicht wohl, liebe Selma?"

Das junge Mädchen zuckte zusammen und sah sich scheu um, ob nicht die Blicke der Anderen auf sie gerichtet seien; darüber beruhigt, antwortete sie ebenso leise, indem sie die Hand ihrer Freundin nahm:

„Ich danke Dir, Minna, ich bin ganz wohl, nur etwas ermüdet."

Das war leicht glaublich, denn beide Mädchen hatten an diesem Nachmittage schon einen Gang nach dem Dörfchen im Walde gemacht, um daselbst die an der immer noch schwach herrschenden Cholera Erkrankten zu besuchen; Minna hatte es sich nicht nehmen lassen, das Engelsfräulein bei diesem frommen Werke zu begleiten und zu unterstützen; sie hatten wohl auch den heimlichen Wunsch gehabt, Hugo, der erwartet wurde, unterwegs zu begegnen.

„Wer ist denn diese Frau von Liebow eigentlich?" fragte Minna; „Mohrfeldt spricht ja in recht warmen Ausdrücken von ihr."

Selma erröthete noch tiefer, aber sie hatte Fassung genug, ihrer Freundin Auskunft zu geben.

„Er macht der schönen Frau wohl ein wenig den Hof?" fragte Minna weiter.

„Das glaube ich kaum, er ist ja verlobt," antwortete Selma kleinlaut.

„Mohrfeldt verlobt? Das ist das Erste, was ich höre!" rief Minna überrascht. „Hat sich sein den Frauen gegenüber so kaltes und stolzes Herz endlich in Fesseln schlagen lassen, sogar während des blutigen Kriegsspieles?"

„Er sagte mir, daß er in seiner Heimath verlobt sei."

„In seiner Heimath? Mit wem denn aber? — Das ist ja gar nicht möglich, Wettstern würde mir doch ein Wort davon gesagt haben!"

„Wenn er seine Verlobung vor der Welt noch als ein Geheimniß bewahren will, so bitte ich Dich, beste Minna, kein Wort davon zu erwähnen; ich wußte das nicht, und er hat mich nicht um Stillschweigen gebeten."

„Mag es ein Geheimniß vor der Welt sein," meinte Minna lebhaft, „vor seinem besten Freunde Wettstern hat er kein Geheimniß und dieser wieder nicht vor mir."

„Aber ich versichere Dich, daß ich es aus seinem eigenen Munde habe," flüsterte Selma, die sich eigenthümlich bewegt fühlte.

„Hm, dahinter steckt etwas Besonderes; ich werde die nächste Gelegenheit benutzen, ihm auf den Zahn zu fühlen."

„O, ich bitte Dich, theure Minna!"

„Fürchte Nichts, liebes Kind, ich bin vorsichtig und werde Dich nicht kompromittiren."

Minna von Hofleben versank in Nachdenken; ganz frei von aller weiblichen Neugierde war sie doch nicht und hätte gern

gewußt, wer von ihren Bekannten das starre Herz Hugo's endlich gerührt habe — sie nahm als selbstverständlich an, daß diese Glückliche der guten Gesellschaft ihrer Vater- und des Lieutenants Garnisonsstadt angehören müsse, und diese jungen Mädchen waren ihr ja alle bekannt; sie ließ sie nun vor ihrem geistigen Auge die Revue passiren, ohne dem Geheimnisse auf die Spur kommen zu können. Nebenbei war sie auch ein bischen unmuthig darüber, daß Wettstern, den Hugo doch gewiß zum Vertrauten gemacht, ihr dieses wichtige Ereigniß in dem Leben seines Freundes verschwiegen habe.

An diesem Abende kam sie aber nicht mehr dazu, Hugo „auf den Zahn zu fühlen", wie sie gesagt hatte.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und die Offiziere hatten keinen Dienst; man blieb zu Hause und promenirte, da das Wetter sehr schön war, im Walde.

So ernst man Minna von Hofleben während ihrer traurigen Lebensverhältnisse kennen gelernt hat, konnte sie doch recht gut, wenn sie sich glücklich fühlte, wie es augenblicklich der Fall war, den Schalk herauskehren, und Hugo von Mohrfeldt war ein so guter alter Bekannter von ihr, daß sie ihn, besonders nachdem sie zu Wettstern in ein öffentliches Verhältniß getreten war, beinahe wie einen Bruder betrachten durfte.

„Wenn wir heute im Walde spazieren gehen," hatte sie schon am Morgen lächelnd zu Selma gesagt, „so mußt Du mir Mohrfeldt eine Weile allein überlassen, damit ich meine diplomatischen Unterhandlungen führen kann."

Selma nickte zustimmend; sie war in diesem Falle wohl noch neugieriger als ihre Freundin, obgleich sie dies derselben gewiß nicht gestanden haben würde.

„Ich glaube nicht, daß er die Wahrheit gesprochen hat," fuhr Minna, die heute sehr heiter zu sein schien, fort, „obgleich ich noch nicht begreifen kann, welchen Zweck er bei einem solchen Vorgeben gehabt haben könnte. Doch halt, Selma! Ich hab's jetzt — ganz gewiß irre ich mich nicht! — Willst Du

mir aber auch nicht böse sein, wenn ich es Dir entdecke?" fügte sie lächelnd hinzu.

„Warum sollte ich deshalb böse sein?" fragte das Engelsfräulein mit niedergeschlagenen Augen.

„Ich kenne Hugo von Mohrfeldt schon seit Jahren, theils aus eigener Beobachtung, theils durch meinen Verlobten, der seine Jugendjahre mit ihm verlebt hat. Er hat die sonderbare Marotte, nie heirathen zu wollen, weil er dadurch seine Freiheit zu verlieren fürchtet; aber man weiß ja, daß solche vermessene Fischchen unter Umständen am leichtesten in das Netz gehen. Nun, man muß gestehen, daß er sich während meiner Anwesenheit in K— brav gehalten hat; keine Schönheit konnte sich rühmen, den hübschen Lieutenant zum Erröthen oder zu einem schmachtenden Blicke gebracht zu haben. Dennoch wurde er oft damit geneckt, daß auch einmal für sein Herz die Stunde schlagen werde, und ich bin nun fest überzeugt, daß der Scherz zum Ernste geworden ist. Willst Du wissen, wo, beste Selma?"

„Ich kann es wirklich nicht errathen," flüsterte Selma, während sie ihrer Freundin den Rücken zuwandte, um sich eine sehr überflüssige Beschäftigung zu machen.

Minna lachte lustig auf, eilte auf sie zu, schloß sie in ihre Arme und sagte ihr in's Ohr:

„Wo anders als auf dem Bergschlosse, liebes Kind?"

„Ach, Minna, Du spottest recht häßlich!" rief das junge Mädchen, dem eine tiefe Purpurglut die Wangen färbte.

„Spotten? Gott bewahre mich davor! — Nein, mein Engel, ich hatte schon, bevor Mohrfeldt eintraf, eine kleine Ahnung davon, daß er unmöglich Dich gesehen, mit Dir so lange unter einem Dache gewohnt haben könne, ohne Deine Vorzüge anzuerkennen; er müßte ja ganz blind sein —"

„Ich bitte Dich, Minna," unterbrach sie Selma sehr ernst, „von dieser Unterhaltung abzubrechen; ich kann Dich versichern, daß Du Dich irrst."

„Höre mich nur zu Ende!" fuhr Minna, welcher der be-

wegte Ton Selma's entgangen war, lebhaft fort. „Mohrfeldt kämpft noch zwischen den Empfindungen, die sich ihm mächtig und unwiderstehlich aufgedrängt haben, und dem Stolze, seinem alten Grundsatze getreu zu bleiben; wie schwach er sich schon dabei fühlt, beweist, daß er zu jener Unwahrheit seine Zuflucht genommen hat, um Dich zu täuschen. Nein, er ist nicht verlobt, sonst hätte ich es gewiß durch Wettstern erfahren!"

Selma erwiederte Nichts; als Minna sie aber zufällig ansah, bemerkte sie auf dem hübschen Antlitze den schmerzlichsten Ausdruck und sah in den unschuldsvollen Augen eine Thräne zittern. Da schwieg sie davon und sagte schnell, ihre Freundin zärtlich umarmend:

„Vergieb mir, liebe Selma — ich scherzte ja nur."

Aber sie war scharfsichtig genug, um jetzt mit Bestimmtheit zu wissen, was auf dem tiefsten Grunde des Herzens dieses lieblichen, schüchternen Kindes ruhe.

Die beiden Mädchen sprachen nicht mehr über das bisherige Thema, wenn Minna's Blick aber zufällig auf ihre jüngere Freundin fiel, dann senkte diese jedesmal die Augen zu Boden.

Am Nachmittage promenirten Alle im Walde; Selma hatte den Wink Minna's beachtet und ließ diese mit Hugo allein.

Beide sprachen zuerst von Wettstern's Plänen für die Zukunft. Allerdings sah Hugo wohl ein, daß sein Freund, wenn er sich verheirathen wolle, — und er wünschte ihm von Herzen Glück dazu, denn er kannte ja jetzt die Beständigkeit seiner Liebe und hatte selbst andere Ansichten über die Heirath gewonnen, als seine früheren waren — seinen Abschied nehmen müsse, denn bei dem Mangel an jedem Vermögen würde er nie den königlichen Consens erhalten haben, indessen war es ihm ein schwer zu tragender Gedanke, daß Wettstern sich von ihm trennen sollte, um vermuthlich in einem abgelegenen kleinstädtischen Neste eine mehr als bescheidene Beamtenstellung anzunehmen, deren er mit der Zeit gewiß überdrüssig wurde, welch' glückliche Häuslichkeit

ihm Minna auch bereiten mochte. Das zu ändern, sah er aber keinen Weg vor sich und wurde deshalb ziemlich verstimmt. Minna, die dies recht gut bemerkte, ließ dieses Gespräch fallen. Auch über sie selbst war wieder ein tieferer Ernst gekommen, wenn sie an die Zukunft dachte; derselbe paßte aber so wenig zu dem herrlichen Sonnenschein, der erquickenden, das Herz erweiternden Waldesluft, überhaupt der ganzen Glückseligkeit, die sie seit ihrer Anwesenheit auf dem Bergschlosse, wie ein dem Käfige entschlüpfter Vogel, empfand, daß sie ihn gewaltsam abzustreifen beschloß.

„Darf man denn wagen, Ihnen zu gratuliren, Herr von Mohrfeldt?" fragte sie plötzlich, ihn mit forschendem Lächeln anblickend.

Hugo erwiederte diesen Blick mit offenbarer Verwunderung.

„Wozu?" fragte er.

„Nun, zu Ihrer Verlobung," erwiederte Minna sehr ruhig.

Der Adjutant wechselte die Farbe; er konnte nur annehmen, daß die Frage sich auf Frau von Liebow beziehe, — die Oberstin und Selma mußten mehr, als er wünschte, bemerkt und dies Minna mitgetheilt haben, oder Major von B—, — nein, das war ganz unmöglich!

„Zu meiner Verlobung?" wiederholte er in sichtlicher Verlegenheit; „Sie scheinen mehr davon zu wissen als ich selbst, Fräulein Minna."

„Wie, Herr von Mohrfeldt? Sie wollen doch nicht Ihre Braut verleugnen?" fragte das junge Mädchen scherzend.

„Wollen Sie mir nicht zunächst mittheilen, wer Ihnen dieses Geheimniß anvertraut hat?"

„Warum nicht? Ich habe es durch einen Brief einer alten Bekannten aus K— erfahren."

„Aus K—?" wiederholte Hugo, der noch immer nicht begriff, ob sie im Ernste oder Scherze rede.

„Nun ja, die ganze Stadt soll entzückt darüber sein, daß

der stolze, kalte Lieutenant von Mohrfeldt, der so lange jeden Triumph über die Frauenherzen verachtet hatte, von einer ihrer Töchter für das Leben gefesselt worden ist."

Von Frau von Liebow war also nicht die Rede; das beruhigte Hugo einigermaßen.

Leicht die Stirn runzelnd, sagte er;

„Das ist ein großer Irrthum oder ein seltsamer Scherz von Ihnen, Fräulein Minna."

„Sie haben sich also wirklich nicht in K— oder dessen Umgegend verlobt?" meinte das junge Mädchen, sich ganz erstaunt stellend.

„Ich kann Ihnen mein Wort darauf geben, daß davon nie die Rede gewesen ist."

„Nun, ich bezweifelte es eigentlich sogleich, da mir sonst wohl Wettstern darüber Mittheilung gemacht haben würde," sagte Minna, anscheinend sehr ernst. „Da bitte ich um Verzeihung — ich bin falsch berichtet worden."

„Aber ich bitte Sie um des Himmelswillen," rief Hugo, der die Sache jetzt von der scherzhaften Seite zu nehmen begann, denn er dachte gar nicht an seine Unterredung mit Selma auf dem Rückwege von Tyschnowitz, „wer sollte denn die Unglückliche sein, mit der man mich nolens volens verlobt hat?"

„O, es wäre undelikat, das jetzt zu verrathen, nachdem man sich von dem Ungrunde des Gerüchts überzeugt hat!"

„Ich bin aber doch sehr neugierig, Fräulein Minna!" bat Hugo.

„Ein Fehler, dessen sich ein Mann nie schuldig machen sollte! — Aber sehen Sie, da blickten sich der Major und die Oberstin schon nach uns um — man vermißt uns. Lassen Sie uns schneller gehen."

Und sie nahm einen so raschen Schritt an, daß der Lieutenant beinahe Mühe hatte, ihr zu folgen.

Als er Selma erblickte, fuhr es ihm plötzlich durch den

Sinn, daß er dieser in Betreff seiner Verlobung eine Unwahrheit, allerdings in guter Absicht, gesagt; möglicherweise hatte sie davon zu Minna gesprochen, diese ihn auf die Probe gestellt und würde nun dem Engelsfräulein lachend mittheilen, es sei von ihm mystifizirt worden. Das war eine fatale Geschichte; wie sollte er sich rechtfertigen, was thun, um die Sache wieder gutzumachen?

Minna's Blick schien sich oft mit gutmüthigem, heiterem Spotte auf ihn zu richten; dem Selma's begegnete er gar nicht, sie schien den seinigen zu vermeiden. Das bestärkte ihn in seinem Verdachte und machte ihn mißgestimmt und verlegen.

Als die beiden Mädchen bald darauf ganz unbeobachtet waren, flüsterte Minna, dieses Mal nicht lachend, der Anderen zu:

„Mohrfeldt ist nicht verlobt — er hat mir sein Ehrenwort darauf gegeben. Denke davon, was Du willst — ich habe doch Recht gehabt."

Hugo beruhigte sich wieder, als er im weiteren Verlaufe des Tages von Keinem in der Gesellschaft beobachtet zu werden schien; es war ja doch möglich, daß Minna die volle Wahrheit gesprochen hatte. Sie sprach noch öfter zu ihm und kam dabei mit keiner Sylbe auf die frühere Unterredung zurück, ihr ganzes Benehmen war auch vollständig unbefangen. Was Selma anbetraf, so hätte ihr schüchternes, zurückhaltendes Wesen ihm eher Anlaß zu einem Verdachte geben können, indessen mußte er sich erinnern, daß sie früher nicht anders gewesen sei.

Hugo täuschte sich, wenn er glaubte, Niemand schenke ihm besondere Aufmerksamkeit.

In Selma's Herzen hatten die Worte ihrer Freundin doch einen tiefen Eindruck zurückgelassen, und wenn sie sich auch gestellt hatte, als ob sie darüber betrübt oder unmuthig sei, so war sie doch von Beidem weit entfernt. Als Hugo ihr damals im Walde die Eröffnung gemacht, daß er verlobt sei, hatte sie sich vorgenommen, die in ihrem Herzen aufgekeimte Neigung um

jeden Preis zu ersticken; aber schon der erste Versuch dazu hatte sie belehrt, daß ein solcher Vorsatz leichter gefaßt als ausgeführt sei, und mit jedem Tage, besonders während der längeren Trennung von dem Adjutanten, für dessen Leben sie fürchtete, obgleich sie Alle versicherten, die Wunde sei nur unbedeutend, hatte sie sich fester davon überzeugt, daß sie den Schmerz unglücklicher Liebe noch jahrelang, vielleicht bis zu ihrer letzten Stunde mit sich werde herumtragen müssen. Hoffnung gab es nicht mehr für sie — sie war gewiß, daß sie nicht wiedergeliebt werde und nie wiedergeliebt werden könne.

Minna's Worte an diesem Morgen hatte sie für einen munteren, unüberlegten Scherz ohne Bedeutung gehalten; als die Freundin ihr jetzt aber so bestimmt und ernst sagte, Hugo selbst habe zugegeben und versichert, daß er nicht verlobt sei, da trat Jener Vermuthung über den Grund, aus dem er sie getäuscht hatte, wieder deutlich vor ihren Geist, und jedes Wort schien ihr die ganz unzweifelhafte Wahrheit zu enthalten. Das Herz täuscht sich so gern mit seinen Wünschen; auch Selma begann die Hoffnung wieder in sich aufzunehmen.

Mit ängstlicher Heimlichkeit beobachtete sie deshalb den Lieutenant, begierig, irgend einen Blick von ihm aufzufangen, der eine Bestätigung der Vermuthung Minna's zuließe.

Diese Letztere glaubte wirklich, was sie ausgesprochen hatte, faßte aber jetzt die Angelegenheit mit um so größerem Ernste auf. Frauen und verlobte Bräute, wenn sie nicht kokett sind und es sich an der einen rechtmäßigen Eroberung, die sie gemacht haben, genügen lassen, pflegen stets ein warmes Interesse daran zu nehmen, daß ihre Freundinnen ebenso glücklich werden als sie selbst. Ein guter glücklicher Mensch möchte Alle, zu denen er in irgend einer Beziehung steht, ebenfalls glücklich sehen. So dachte und fühlte auch Minna von Hofleben.

In der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft hatte sie die bescheidene, vertrauungsvolle, überhaupt engelsgute Selma von ganzem Herzen liebgewonnen und wäre selbst bereit gewesen,

dem Glücke derselben Opfer zu bringen. Die erste Bedingung dieses Glückes schien ihr, mit Recht, die Gegenliebe Hugo's zu sein, und da sie dieselbe bei ihm vermuthete, sah sie gar nichts Böses oder Undelikates dabei, die Rolle einer Vermittlerin zwischen diesen beiden sich entgegenschlagenden Herzen zu übernehmen.

„Hugo von Mohrfeldt," sagte sie sich, „bedarf nur eines Anstoßes, um einen Entschluß zu fassen, für den sein Herz spricht, gegen den sich aber eine Art von Stolz sträubt; diesen Anstoß wird die bescheidene Selma ihm nie zu geben wagen, denn sie ist, Gott sei Dank, keine Kokette. Sie wird sich lieber in stummem Grame verzehren, ehe sie ihn ihre Empfindungen ahnen läßt, und während er noch zögert, sie deshalb zu befragen, kann und wird eines schönen Tages der Befehl eintreffen, daß sein Regiment weitermarschiren soll. Es ist sehr fraglich, ob in der letzten Stunde dann noch das Eis bricht, viel wahrscheinlicher dagegen, daß Selma ihrer Liebe und ihrem Schmerze treu bleibt und sich dadurch eine gramerfüllte, traurige Zukunft bereitet, daß er seinerseits zu spät bereut, nicht zu ihr gesprochen zu haben, daß er dann vergißt und endlich eine andere Partie macht, die ihm viel weniger Glück verspricht. Das ist der alte Lauf der Welt; die Herzen brechen oder versteinern darüber, und ein offenes Wort hätte doch Alles gut machen und zwei Glückliche schaffen können! — Nein, da ist es meine Pflicht, mich in das Mittel zu legen; ich muß Hugo die Augen öffnen, ehe es zu spät ist."

So philosophirte Minna, gewiß von den edelsten Gefühlen der Freundschaft für zwei nahestehende Personen geleitet; dabei war gewiß nichts Böses, nur das Schlimme, daß sie ihre Berechnungen auf eine zur Hälfte wenigstens falsche Grundlage gebaut hatte. An Frau von Liebow dachte sie gar nicht — sie hatte diese Dame ja noch nicht einmal gesehen und konnte sich keinen Begriff von dem Zauber machen, den sie auf die meisten Männer ausübte.

Um sich noch mehr Gewißheit zu verschaffen und einen Anhaltepunkt für die beabsichtigten diplomatischen Unterhandlungen zu gewinnen, beobachtete sie Hugo und nicht minder Selma sehr scharf, und bald triumphirte sie, denn die heimlichen Blicke, die Beide auf einander warfen, waren ihr nicht entgangen.

„Es kann kein schöneres Paar geben,“ dachte sie freudig, „und Alles begünstigt dieses Herzensbündniß: Selma ist reich, auch Hugo hat Vermögen, die Oberstin liebt ihre Nichte zärtlich und wird keine Einwendungen gegen die Wahl ihres Herzens machen, zumal Selma ja auch unabhängig von ihr ist, Hugo's Vater kann dem Sohne zu einer so vortheilhaften Partie nur gratuliren, — der Krieg naht seinem Ende — was steht da noch ihrer Vermählung entgegen?“

Minna hatte dabei auch nicht den leisesten Gedanken von Neid in ihrem Herzen, als sie sich solchergestalt die glückliche Zukunft des Pärchens ausmalte, und das war gewiß um so mehr anzuerkennen, als über ihrer eigenen Zukunft noch ein sehr trüber Schleier hing; eine recht hell strahlende Sonne ging dahinter vermuthlich nie auf.

Man weiß bereits, daß sie eine große Entschiedenheit im Handeln besaß; schon am folgenden Tage ging sie an die Einleitung ihres Werkes, ohne ihre Absicht Selma mit einem Worte vertraut zu haben.

Am Vormittage war Hugo im Dienste beschäftigt; bei Tische bot sich ihr keine Gelegenheit, unbeobachtet zu ihm sprechen zu können, und erst Nachmittags, als er mit einem Auftrage des Majors zu Fuß nach Tyschnowitz hinunterging, hielt sie die Gelegenheit für günstig.

Selma war nicht recht wohl oder behauptete dies wenigstens; das arme Mädchen fühlte wahrscheinlich das Bedürfniß, mit seinen Gedanken allein zu sein. Das war Minna gerade willkommen, und etwas vor der Zeit, zu der sich die Rückkehr des Adjutanten erwarten ließ, machte sie sich auf den Weg nach dem Dörfchen. Sie hatte richtig gerechnet; Hugo begegnete ihr

und sie traten gemeinsam den Rückweg an; der Braut seines Freundes den Arm zu bieten, zögerte er nicht, und sie nahm denselben ohne Umstände an.

Man konnte es wohl weniger Neugierde als innere Unruhe nennen, daß der Adjutant bald wieder auf das vertraute Gespräch vom gestrigen Tage zurückkam, indem er Minna noch einmal, freilich unter der Maske des Scherzes, bat, ihm zu sagen, woher sie jene Nachricht erhalten habe. Sie antwortete ihm wieder ebenso ausweichend.

„Vielleicht errathe ich es dennoch," meinte er; „sollten vielleicht die Damen vom Schlosse —"

„Wo denken Sie hin, bester Herr von Mohrfeldt? Was sollten diese Damen von Ihrem Leben in K— wissen?"

Hugo wagte nicht zu gestehen, welches Gespräch er vor einiger Zeit fast an derselben Stelle, wo sie sich jetzt befanden, mit Selma von Tannenburg gehabt hatte.

„Sagen Sie mir doch," meinte Minna, als ob sie seine Befangenheit gar nicht bemerkte, „— wir sprechen natürlich unter uns — was halten Sie von Selma von Tannenburg?"

Bei dieser direkt an ihn gerichteten Frage, auf die sich eine Antwort nicht umgehen ließ, erröthete Hugo.

„Ist sie nicht von einer wunderbar reinen, fast himmlischen Schönheit, so sanft und liebenswürdig gegen Jedermann? — Ich muß Ihnen gestehen, daß sie alle meine Erwartungen übertroffen hat, obgleich mich ein Brief von ihr, den ich in Liebau erhielt, schon ganz für sie eingenommen hatte; ich liebe sie wie eine Schwester."

„Ich glaube, daß sie dies auch im vollsten Maße verdient, Sie lassen ihr nur Gerechtigkeit widerfahren; das Fräulein ist nicht nur eine höchst liebliche Erscheinung, sondern die Güte ihres Herzens muß auch zur Bewunderung hinreißen."

„Mit der Bewunderung allein ist uns Frauen nicht immer gedient; an und für sich ist sie ein sehr kaltes Gefühl."

„Ich glaube, Selma ist zu bescheiden — ich möchte sagen: zu schüchtern, um mehr zu beanspruchen."

„Das wäre ja sehr traurig für ihre ferneren Lebensaussichten und übrigens eine Unnatur des weiblichen Herzens. Nein, ich glaube vielmehr, daß diese Schüchternheit nur dem ängstlichen Bestreben entspringt, tiefere Gefühle zu verdecken."

„Meinen Sie das wirklich?" fragte Hugo verlegen.

„Ich bin davon überzeugt, daß Selma's Herz nicht mehr frei ist, obgleich ich Sie versichern kann, daß sie mich in dieser Beziehung nicht zu ihrer Vertrauten gemacht hat. Es wäre entsetzlich, wenn dieses reine, schöne Herz, das eine solche Fülle von Liebe in sich trägt, die Erwiederung derselben gerade da nicht finden sollte, wo sie am meisten, fast einzig danach strebt. Solche Herzen sind, so lange sie schlagen, nur einmal zu lieben fähig, und wird dieser Schatz nicht gehoben, so schließen sie sich für immer oder brechen."

„Glauben Sie denn ernstlich, daß sie unglücklich liebe?" konnte Hugo sich nicht enthalten zu fragen.

„Ich kann es natürlich nur vermuthen, aber es sprechen viele Anzeichen dafür."

„Aber das Fräulein hat, wie die Oberstin versichert, seit Jahren schon nicht Gelegenheit gehabt, in dieser Waldeseinsamkeit Bekanntschaften zu machen."

„Nun, seit einigen Wochen ist das Bergschloß ja nicht mehr so einsam," erwiederte Minna mit einem herausfordernden Blicke auf den Adjutanten.

„Ich verstehe Sie jetzt, Fräulein Minna," sagte Hugo ernst, „aber ich bin nicht eitel genug —"

„Sie sollten lieber sagen, daß Sie sich unterschätzen."

„Ich würde es für ein großes Unglück halten, wenn Sie Recht hätten, aber Gott weiß, daß ich unschuldig daran wäre."

„Ein Unglück?" fragte Minna verwundert.

„Ja, Fräulein Minna, und vielleicht wäre es, da wir einmal auf dieses Gespräch gekommen sind, eine schwere, aber noth-

wendige Aufgabe für Sie — vorausgesetzt, daß Ihre Vermuthungen Sie nicht getäuscht haben — dasselbe zu verhüten. Nur aus diesem Grunde will ich Sie einen Blick in mein Herz thun lassen: es ist nicht mehr frei. Sie werden nicht vergessen, daß wir ganz unter uns gesprochen haben."

Hugo sagte das so ernst, mit einer gewissen Feierlichkeit, daß sich an der Wahrheit seiner Worte gar nicht zweifeln ließ. Minna war ganz erstarrt über dieses Bekenntniß und konnte nicht sogleich Worte finden.

Sie standen vor der Thür des Hauses; soeben öffnete die Oberstin ein Fenster in der unteren Etage, grüßte sie freundlich und rief ihnen, mit dem Finger drohend, zu:

„Aber wo bleiben Sie denn, meine Freunde? Sie vergessen ja ganz unsere Theestunde."

Minna und der Lieutenant mußten eine lächelnde Miene machen. Sie entschuldigten sich mit einigen Worten und eilten nach dem Gesellschaftszimmer, wo sie die Uebrigen schon erwarteten.

„Sein Herz nicht mehr frei?" wiederholte sich Minna, in dem Gedanken an Selma noch ganz erschüttert von diesen Worten. „Arme Selma! — Aber was kann das heißen? Sollte diese Frau von Liebow — wenn ich sie nur erst einmal zusammen gesehen hätte!"

VII.

Eine Entdeckung.

Minna's Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen.

Schon in den nächsten Tagen traf ein reitender Bote von Schloß Glücksburg ein und brachte der Oberstin ein Briefchen, in dem Frau von Liebow ihren Besuch für den folgenden Tag ansagte; die Oberstin schrieb sogleich mit einigen Zeilen wieder, daß sie sehr erfreut darüber sei.

Minna ließ ihre Blicke blitzschnell von Einem zum Anderen der gerade versammelten Gesellschaft schweifen und machte dabei ihr nicht uninteressante Bemerkungen: der Oberstin und deren Nichte schien der Besuch in der That nicht so willkommen zu sein, als sie sich die Miene gaben, was besonders deutlich bei Selma hervortrat, Major von B— machte ein ganz freundliches Gesicht und rieb sich mit einem Seitenblicke auf Hugo, den dieser nicht zu verstehen schien, die Hände, die Wangen des Lieutenants hatten sich tiefer gefärbt, er war aber wohl auf seiner Hut, nicht eine besondere Bewegung zu verrathen.

„Alle interessiren sich für diese Frau, wenn auch in ganz verschiedener Weise," dachte Minna; „der Major muß jedenfalls in Betreff seines Adjutanten eine Vermuthung haben, wie sie sich mir neulich aufdrängte, und Mohrfeldt — hm, ich werde es ja bald sehen."

Als sie Abends mit ihrer Freundin allein war — die beiden Mädchen ließen, während sie sich auskleideten, stets die Thür zwischen ihren Schlafzimmern geöffnet — brachte sie das Gespräch auf Frau von Liebow, deren in der Gesellschaft nicht viel erwähnt worden war, und erkundigte sich genau nach ihren Verhältnissen. Die Auskunft, die sie von Selma erhielt, war ganz vortheilhaft, denn das junge Mädchen erwähnte mit keinem Worte des Rittmeisters oder der Abneigung, die es in letzter Zeit gegen die schöne Wittwe empfand, und dennoch entging die letztere Minna nicht ganz.

Am anderen Tage um die Mittagszeit sah man die elegante Halbchaise Frau von Liebow's schnell auf das Bergschloß zukommen; die Offiziere waren gerade nicht zugegen, und Minna konnte ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Dame wenden. Die Oberstin forderte sie und ihre Nichte auf, derselben bis an die Hausthür entgegenzugehen; darin schien aber mehr gezwungene Höflichkeit als wahre Herzlichkeit zu liegen. Dennoch umarmten sich die bekannten Damen sehr zärtlich, und als Minna der Frau von Liebow vorgestellt wurde, reichte ihr diese die Hand und richtete einige freundliche, ungezwungene Worte an sie.

Therese schien überhaupt an diesem Tage ihre ganze Liebenswürdigkeit aufzubieten, um einen vortheilhaften Eindruck zu machen; sie hatte sich wieder sehr einfach gekleidet, in Schwarz, wie es auch noch die Oberstin und Selma trugen, und dadurch trat ihre blendende Schönheit noch klarer hervor. Ihr ganzes Benehmen war so ungezwungen, so heiter und herzlich, daß sich Minna von ihr ganz entzückt gefühlt haben würde, wenn sie die junge Frau nicht im Verdacht gehabt hätte, der armen Selma das Herz Hugo's fortgenommen zu haben. Was konnte aber eigentlich auch Frau von Liebow dafür, wenn sie geliebt wurde und diese Liebe erwiederte?

„Sie ist sehr schön," dachte Minna, „schöner, als ich es mir vorgestellt hatte, und dennoch würde ich die sanfte Schönheit Selma's an Hugo's Stelle dieser majestätischen vorgezogen

haben. Ja, da ist wahrlich wenig Hoffnung für meine arme Selma vorhanden."

Frau von Liebow hatte jetzt ein unbestreitbares Recht, mehr Interesse als bisher für den Adjutanten an den Tag zu legen, nachdem er so lange und unter so besonderen Umständen ein Gast ihres Hauses gewesen war; sie fragte auch gleich nach seinem und des Majors Befinden, aber dies geschah in einer Weise, die durchaus nicht auf ein näheres Verhältniß zwischen ihr und ihm schließen ließ, und Minna kam zu dem Resultate:

„Entweder habe ich mich getäuscht, oder diese Frau ist eine Meisterin in der Verstellungskunst."

Die Herren erschienen auch bald in dem Gesellschaftszimmer, wohin die Oberstin sie hatte einladen lassen. Der Major begrüßte Frau von Liebow wie eine alte Freundin, was sie in gleicher Weise erwiederte, und Hugo benahm sich ganz so, wie man es nur einer Dame gegenüber erwarten konnte, für die er Gefühle höflicher Achtung und Dankbarkeit hegte; von einer näheren Vertraulichkeit zwischen ihnen war Nichts zu bemerken.

Frau von Liebow gedachte bis zum Abende des folgenden Tages auf dem Bergschlosse zu bleiben. Im Allgemeinen herrschte ein recht heiterer Ton, den besonders ihre Unterhaltung herbeigeführt hatte, und übrigens ging Alles wie bei ihren früheren Besuchen zu.

„Sie ist es nicht, die er liebt," sagte sich Minna mit voller Ueberzeugung. „Seine Worte werden mir immer unerklärlicher."

Für den Nachmittag stand der Gesellschaft eine große Ueberraschung bevor. Man machte sich eben zu einem Spaziergange bereit, als ein Dragoner auf dem Platze vor dem Hause anlangte.

„Da bekommen wir eine Ordre aus dem Hauptquartiere," sagte der Major ziemlich gleichgültig. „Haben Sie doch die Güte, Herr von Mohrfeldt, dem Manne die Depesche abzunehmen, um sie zu erledigen oder mir nöthigenfalls mitzutheilen."

Der Adjutant ging hinaus, empfing den Brief und erbrach ihn, wozu ihn der Major ja ermächtigt hatte. Während des Lesens wich alle Farbe aus seinem Gesichte, aber, sich fassend, quittirte er der Ordonnanz den Empfang des Schreibens und ließ sie zurückkehren.

Inzwischen hatten die Anderen bereits den Spaziergang im Walde angetreten.

„Es wird nichts Wichtiges sein," hatte der Major gemeint. „Mein Adjutant versteht Alles auf das Beste zu besorgen, ich kann mich ganz auf ihn verlassen."

Die Oberstin bedauerte, daß sich kein Garten bei dem Bergschlosse befinde, Frau von Liebow fand den Wald desto romantischer. Etwa fünf Minuten, nachdem sie das Haus verlassen hatten, kam ihnen Hugo schnellen Schrittes nach; er sah etwas aufgeregt aus und eilte an den beiden jungen Mädchen, die eine kleine Strecke hinter den Uebrigen gingen, mit einer kurzen Verbeugung vorüber.

„Auf ein Wort, Herr Oberstwachtmeister!" sagte er mit gedämpfter Stimme zu dem alten Herrn.

„Nun, giebt's etwas Besonderes?"

„Ja wohl."

„Die Damen entschuldigen uns wohl auf einen Augenblick," meinte der Major achselzuckend; „es handelt sich um dienstliche Geschäfte."

Frau von Liebow blickte den Lieutenant etwas ängstlich fragend an, setzte dann aber ihren Weg und die Unterredung mit der Oberstin fort.

„Nun, lieber Mohrfeldt, Sie machen mir ein so sonderbar bestürztes Gesicht," sagte der Major; „es ist doch nichts Unangenehmes im Bataillon vorgefallen?"

„Wir haben soeben Marschbefehl erhalten, Herr Oberstwachtmeister," antwortete der Adjutant; „schon morgen früh sollen wir nach dem Städtchen Proßnitz abrücken, das ungefähr vier Meilen von Olmütz entfernt auf dem Wege nach Brünn

liegt; vermuthlich wird sich bald das ganze Korps in Brünn vereinigen; die Gegend hier bleibt unbesetzt."

„Alle Wetter!" rief der Major aus, dem die Nachricht auch gerade nicht angenehm zu sein schien; „morgen früh schon ausmarschiren? Wer weiß, was es da nun wieder für Quartiere geben wird? Aber da müssen wir sogleich den Bataillonsbefehl an die Kompagnien erlassen; kehren Sie nur nach dem Schlosse zurück und bereiten Sie Alles vor, lieber Hugo; ich komme bald nach, um zu unterzeichnen. Inzwischen will ich unsere Damen, die gewiß sehr überrascht sein werden, auf den Abschied vorbereiten."

„Sie dauern mich, lieber Hugo," setzte er freundlicher hinzu, „denn ich kann mir lebhaft vorstellen, wie ungern Sie von hier fortgehen; aber trösten Sie sich nur, dieses Zurückziehen von der Festung scheint mir auf einen baldigen Friedensschluß zu deuten, und dann stehen Sie ja am Ziele Ihrer Wünsche."

Hugo eilte nach dem Hause zurück; sein Dienst war ihm vielleicht noch nie so peinlich und unangenehm gewesen als jetzt, wo er ihn eines Theiles der kostbaren Stunden, vermuthlich des letzten Zusammenseins für längere Zeit mit Therese beraubte; er hätte auch gern gesehen, welchen Eindruck die Nachricht auf sie machen würde.

Die Damen waren stehen geblieben und erwarteten die Offiziere; sie sahen den Adjutanten wieder umkehren und den Major mit verdrießlicher Miene herankommen.

„Meine verehrtesten Damen," sagte er gerade heraus, „es muß geschieden sein — der Soldat hat auf Erden kein bleibend Quartier. Wir ziehen jetzt wie die Zigeuner im Lande umher; nirgends finden wir ein paar Tage Ruhe, und wenn wir uns gerade am wohlsten befinden, ruft die Trommel wieder. Das ist Soldatenloos!"

„Was ist denn aber geschehen, Herr Major?" fragten die Damen wie aus einem Munde.

„Marschbefehl zu morgen früh eingetroffen, vorläufig nach Proßnitz, von da wahrscheinlich nach Brünn.“

Ausrufe des Erstaunens und Bedauerns folgten; sie kamen aus dem Munde der Oberstin und Minna's; Frau von Liebow und Selma hatten keinen Laut von sich gegeben, sondern blickten mit erblaßten Wangen zu Boden nieder. Minna entging dies nicht, und ihr alter Verdacht gegen die schöne Wittwe regte sich von Neuem. Das tiefste Mitleid für Selma fühlend, trat sie dicht an dieselbe heran und schlang schweigend den Arm um ihren Hals.

Dadurch kam das junge Mädchen wieder zur Besinnung und raffte ihre Fassung zusammen; sie begriff, daß Minna abermals einen Blick in ihr Herz gethan habe, und wagte sie nicht anzusehen.

Auch Frau von Liebow hatte sich schon wieder erholt. Was verlor sie auch im Ganzen durch Hugo's Ausmarsch? Sie war unabhängig und konnte ihm bis an das Ende der Welt folgen, wenn sie wollte; dadurch entzog sie sich sogar der Gewalt des Rittmeisters, der vermuthlich die Entfernung der Preußen aus der Gegend dazu benutzen würde, ihr nächstens wieder einen Besuch abzustatten. Diese Ueberlegung gab ihr schnell den unbefangenen Gesichtsausdruck wieder, und sie mischte sich in das Gespräch der Oberstin und des Majors mit der vollkommensten Ruhe und sprach nur ein mehr förmliches Bedauern darüber aus, daß dieses fröhliche Zusammensein auf so unerwartete Weise gestört worden sei.

Der Major selbst betrachtete sie mit einiger Verwunderung, aber er erinnerte sich bald, daß sie schon öfter bewiesen habe, wie sehr sie äußerlich ihre Empfindungen beherrschen könne.

Die frohe Laune war indessen doch von der ganzen Gesellschaft gewichen, und die Oberstin schlug vor, den Rückweg anzutreten, da die Offiziere wohl noch mancherlei Besorgungen haben würden; der Major widersprach dem nicht, und man kehrte um.

Im Hause angelangt, zog sich der Major nach seinen Zimmern, wo Hugo noch arbeitete, zurück, um die nöthigen Dienstgeschäfte zu erledigen, und auch die Damen trennten sich einstweilen; am Abende wollte man sich wieder im Gesellschaftszimmer zusammenfinden.

Vor dem Hause ging es auch schon lebendig zu; die Ordonnanzen von der Kavallerie und Infanterie, welche der Major bei sich hatte, warteten dort auf die Befehle, die sie den vereinzelten Abtheilungen des Bataillons überbringen sollten, und unterhielten sich mit den Dienstboten des Bergschlosses; auf der anderen Seite des Hauses promenirten des Majors Johann und der alte Hausmeister, in der lebhaftesten Debatte begriffen, denn Ersterer fouragirte bereits wieder.

Minna und Selma waren nach ihren Zimmern gegangen; das Engelsfräulein sprach keine Sylbe und fühlte sich jedenfalls durch die Gegenwart der Freundin genirt, und Minna, die dies recht gut bemerkte, konnte kein Wort des Trostes finden, das Jene nicht hätte verwunden müssen.

„Es ist hier eine drückende Luft in den Zimmern," sagte sie endlich, ein Fenster öffnend.

„Wenn Du vielleicht einen Spaziergang machen wolltest, liebe Minna, da unser vorheriger so bald unterbrochen worden ist —"

„Du solltest mich begleiten; auch Dir wird die frische Luft wohlthun."

Aber Selma schüttelte den Kopf und erklärte bestimmt, daß sie lieber auf ihrem Zimmer bleiben wolle; dabei bat sie Minna aber so dringend, sich nicht durch sie abhalten zu lassen, daß diese ihren Wunsch recht gut begriff und ihm nachzukommen beschloß.

Minna ging also allein, verließ das Haus durch die Hinterthür, wurde von dem alten Franz und des Majors Johann ehrerbietig begrüßt und schlug den Weg in den Wald ein. Derselbe war gerade an dieser Seite sehr dicht, und zwischen den

hohen Stämmen wucherte eine Menge verschlungenen Gebüsches und Gestrüppes; die Oberstin hatte hier in der Nähe des Schlosses einige Wege ausschlagen und ebnen lassen, auch waren hin und wieder an denselben kleine Ruheplätze eingerichtet worden; diese Stelle des Waldes vertrat den Park des Bergschlosses und gab an Romantik dem von Glücksburg gerade nicht viel nach.

Minna entfernte sich ziemlich weit von dem Hause und war mit ihren Gedanken so vollständig bei dem fernen Geliebten, dann wieder bei dem Unglücke ihrer Freundin Selma und dem Geheimnisse Lieutenants von Mohrfeldt, daß sie kaum bemerkte, wie die Dämmerung herabsank und im Walde schon ein ziemlich tiefes Halbdunkel herrschte, als sie den Rückweg antrat.

Die Oberstin und Selma hatten zwar versichert, daß der Wald keine Gefahren irgend welcher Art berge, aber das junge Mädchen konnte sich zu dieser späten Stunde und in der unruhigen Zeit eines unheimlichen Gefühls doch nicht erwehren und beschleunigte den Schritt.

Bald nachdem Minna das Haus verlassen hatte, war der Adjutant mit mehreren versiegelten Briefen in der Hand die Treppe herabgekommen und hatte die Ordonnanzen expedirt.

Im Gesellschaftszimmer saßen die Oberstin und Frau von Liebow, im Gespräch begriffen, auf dem Sopha. Plötzlich erhob sich Therese und verließ unter dem Vorwande, sich auf ihrem Zimmer noch einmal das Haar ordnen zu wollen, ehe die Herren kämen, die Stube. Auf dem Hausflur traf sie gerade mit Hugo zusammen, der sich wieder zu seinem Major begeben wollte; Niemand war Zeuge dieser Begegnung.

„Ich suche Dich, Hugo," flüsterte sie ihm zu, sich nach allen Seiten scheu umblickend; „ich muß Dich heute durchaus noch unter vier Augen sprechen."

„Ich selbst kann keinen sehnlicheren Wunsch haben," erwiederte er. „Aber wie wäre das möglich?"

„Ich gehe sogleich in den Park; folge mir, aber suche zu

vermeiden, daß Dich Jemand sieht; ich werde das Haus durch die Hinterthür verlassen, schlage Du den Weg durch die vordere ein; wir treffen uns in den Anlagen."

„In fünf Minuten werde ich dort sein. Ueber diesen unseligen Marschbefehl, der ohne alle Vorbereitung eintraf!"

„Still! wir werden draußen unsere Verabredungen treffen."

Hugo eilte die Treppe hinauf, um dem Major zu melden, daß die Ordonnanzen abgegangen seien, und sich bei ihm zu beurlauben; Therese, die sich nicht einmal Zeit ließ, einen Shawl umzuschlagen, schlüpfte behende über den schmalen freien Platz, der zwischen dem Hause und Walde lag; sie betrat denselben Weg, den Minna vorher eingeschlagen hatte.

Wenige Minuten später folgte ihr Hugo auf einem Umwege, und Beide hatten sich bald gefunden.

Minna war gar nicht mehr weit von dem Bergschlosse entfernt, als sie plötzlich stutzte und unbeweglich stehen blieb; ihr auf den Weg gerichtetes Auge hatte zwei Gestalten entdeckt, die auf einer der Bänke, welche die Oberstin hatte aufstellen lassen, saßen; sie befand sich kaum noch hundert Schritte von ihnen entfernt, aber es war mittlerweile so dunkel geworden, daß sich in dieser Entfernung Nichts mehr deutlich unterscheiden ließ.

Minna war keineswegs furchtsam, aber höchst auffällig erschienen ihr diese späten Besucher des Ruheplätzchens doch; die Dunkelheit und die ernsten Gedanken, denen sie vorher nachgehangen, hatten ihre Einbildungskraft höher als sonst gespannt; zufällig fiel ihr auch noch ein, daß sie sich in einer Gegend befinde, in der vor Kurzem noch der Krieg gewüthet habe, und daß allerlei nitztsnutziges Gesindel den Spuren desselben zu folgen pflege — kurz, ihr Herz begann unruhiger zu pochen, und sie war unentschlossen, ob sie ihren Weg fortsetzen oder warten solle.

Was sollte man aber im Bergschlosse von ihrem langen Ausbleiben denken, und wie unheimlich war es jetzt nicht im Walde? die Finsterniß nahm ja mit jeder Minute zu. Ein Sei-

tenweg war nicht da; um ihn zu finden, hätte sie umkehren und wieder einen Rückweg von wenigstens zehn Minuten machen müssen, der sie noch mehr in den Wald vertiefte und vom Hause abführte; geradezu an den beiden Personen vorüberzugehen, ohne sie weiter zu beachten, schien ihr auch nicht rathsam.

Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als den Weg zu verlassen und sich hinter dem Rücken Jener mit großer Vorsicht durch das Gebüsch fortzuschleichen, und schnell entschlossen führte sie dies aus.

So sehr sie sich auch bemühte, jedes Geräusch zu vermeiden, streifte ihr seidenes Kleid doch manchmal an einen Zweig; das konnte aber ein nicht gar zu scharfes Ohr für das Rauschen des Windes, der sich mit Untergang der Sonne erhoben hatte, in den Blättern halten. Schlimmer noch war es, überhaupt eine Bahn durch das dichte Gebüsch zu finden, das stellenweise ganz undurchdringliche Hecken bildete; dadurch wurde ihr der Weg, den sie nehmen mußte, vorgezeichnet, und sie bemerkte zu ihrer großen Unruhe, daß sie gezwungen war, sich jenem Ruheplätzchen immer mehr zu nähern.

Jetzt war sie höchstens noch zehn Schritte von den beiden Personen entfernt; ihre Angst stieg, denn selbst wenn sie von Jenen im Falle der Entdeckung keine Gewaltthat zu befürchten hatte, so mußte es ihr doch höchst peinlich sein, in den Verdacht zu kommen, daß sie ein Gespräch, das jedenfalls die Oeffentlichkeit scheute, habe belauschen wollen. Zagend blieb sie stehen.

Sie hörte jene Beiden sprechen, und sie schienen über die Lebhaftigkeit der Unterhaltung die Vorsicht, ihre Stimmen zu dämpfen, vergessen zu haben.

Wie erschrak aber Minna, als sie diese Stimmen erkannte! Kein Zweifel mehr: sie hatte Hugo von Mohrfeldt und Frau von Liebow vor sich!

Sie war wie an den Boden festgewurzelt; nicht die Neugierde hielt sie — sie hätte sich jetzt an das Ende der Welt wünschen mögen — sondern eine wahre Todesangst, daß bei

der geringsten Bewegung das Rauschen ihres Kleides sie verrathen könne. Wider Willen war sie gezwungen, die deutlich zu ihr dringenden Worte zu vernehmen.

„Ich kann alle die großen Opfer, die Du mir zu bringen Willens bist, nicht annehmen, vielgeliebte Therese," sagte Hugo gerade; „Du wirst dabei zu viel Verluste erleiden."

„Kennt denn die wahre, heiße Liebe Opfer?" fragte die schöne Wittwe mit dem Ausdrucke innigsten Gefühls. „Und können denn Verluste an erbärmlichem Gelde, wenn sich solche bei dem schnellen Verkaufe meiner Güter überhaupt herausstellen sollten, was noch sehr fraglich ist, den kummervollen Stunden gegenüber, die ich fern von Dir wenigstens noch Monate lang würde zubringen müssen, in die Wagschaale gelegt werden? Wir werden noch immer Mittel genug besitzen, um ein angenehmes, sogar glänzendes Leben führen zu können — und was ist das? Unser schönster Reichthum wird unsere Liebe sein."

„Theure Therese," sagte der Adjutant wieder, „wenn ich nicht fürchtete, daß Du meine Worte und Gedanken mißdeuten könntest, würde ich sagen: Mein Stolz sträubt sich dagegen, Deine Hand mit materiellen Nachtheilen für Dich zu erkaufen. Aber wir müssen Deinen Plan auch von einer anderen Seite betrachten. Nachdem wir uns auf Schloß Rosenau kennen gelernt hatten, zogst Du nach Glücksburg, in dessen Nähe ich in Quartier lag; das war allerdings Zufall, und doch mag er schon Manchem auffällig erschienen sein. Jetzt, nachdem ich wochenlang als Verwundeter in Deinem Hause gelegen habe, willst Du, sobald ich ausmarschire, das letztere sogleich wieder verlassen, um mir nach Brünn zu folgen, von da vermuthlich bald in meine Heimath. Ueberlege es Dir besonders, beste Therese, was wird die allgemeine Stimme dazu sagen? Werden Deine Neider nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, durch die gehässigsten Klätschereien Deinen bisher so unantastbaren Ruf zu beflecken?"

„Was schadet das?" fragte Frau von Liebow mit einer

gewissen Heftigkeit. „Diese Lästerzungen werden bald verstummen, wenn sie erfahren, daß wir unsere Vermählung vollzogen haben.“

„Aber ich halte es für besser, wenn dies hier geschähe, öffentlich, frei vor aller Menschen Augen. Bist Du nicht vollständig unabhängig? Kann irgend Jemand dagegen Einspruch erheben oder nur den geringsten Anstoß daran nehmen, daß Du nach mehrjähriger Wittwentrauer wieder in den Stand der Ehe, ich möchte sagen: in das Leben zurücktrittst? — Du begreifst ja wohl, wie schwer es mir wird, mich auch nur auf die kürzeste Zeit von Dir zu trennen, aber alle Aussichten sprechen dafür, daß diese letzte Prüfung nur kurz sein wird, und wenn wir uns ihr unterwerfen, so kann auch nicht der leiseste häßliche Schatten unser Glück trüben.“

„Ach, Hugo, ich kann Dich jetzt nicht mehr so weit von mir fortziehen lassen! Mir ist es, als wenn ich Dich dann nie wiedersehen würde!“

„Welche Idee, Therese! Sind denn unsere Herzen nicht unzertrennlich verbunden? Ist das Deinige nicht der Magnet, der meines unwiderstehlich zu sich zurückruft?“

„Bedenke, Geliebter, wie lange Zeit darüber vergehen muß, bis Ihr den Befehl zum Rückmarsche in Eure ferne Garnison erhaltet und diese erreicht habt; dann kann man Dir Hindernisse in den Weg legen, hierher zurückzukehren —“

„Fürchte das nicht, für meinen Urlaub wird schon unser Vertrauter, unser väterlicher Freund, Major von B— sorgen. Uebrigens würde ich jedenfalls auch noch einmal nach Dresden reisen müssen, um mir die Einwilligung und den Segen meines alten Vaters zu holen.“

„Auch dahin will ich Dich begleiten, Du sollst mich ihm zuführen, und es wird mir bald gelingen, sein Herz ganz zu gewinnen.“

„Seine rauhe Außenseite könnte Dich vielleicht abstoßen,“ meinte der Lieutenant in einiger Verlegenheit; es wäre mir lie-

der, wenn ich zuerst mit ihm allein sprechen könnte. Ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß er in letzter Zeit eine entschiedene Abneigung gegen Alles, was österreichisch ist, gefaßt hat."

„Traust Du mir nicht genug Gewandtheit und Liebenswürdigkeit zu, das Vorurtheil des alten Herrn zu besiegen? O, Niemand wird ein so guter Anwalt für mich sein als ich selbst; ich habe ja den höchsten Preis zu gewinnen."

„Nun höre, Hugo," fuhr sie fort, als der Adjutant eine Weile nachdenklich schwieg, „mein Entschluß steht fest, und Du würdest mich tief betrüben, wenn Du mir verbieten wolltest, ihn zur Ausführung zu bringen. Ich werde noch eine kurze Zeit auf Schloß Glücksburg zubringen und abwarten, was Eure nächste Bestimmung ist, denn wenn Ihr in einer kleinen Stadt oder gar in einem Dorfe stehen bleibt, so würde ich daselbst nicht meinen Aufenthalt nehmen können, ohne ärgerliches Aufsehen zu erregen. Solltest Du indessen nach Brünn kommen, so wird mich keine Macht der Erde abhalten können, Dir dorthin zu folgen, denn in der großen Stadt würde sich Niemand um mich bekümmern. Das Weitere wird sich dann finden."

„Aber sieh'," unterbrach sie sich plötzlich, „wie finster es schon geworden ist. Man wird uns im Bergschlosse vermissen, vielleicht suchen, und wenn man uns gar hier auf der Bank im Walde fände!"

Beide standen auf und gingen Arm in Arm dem Bergschlosse zu.

Eine ganze Weile noch stand Minna, auf das Höchste bestürzt, regungslos da; sie glaubte geträumt zu haben. Und doch mußte sie sich fragen, was denn eigentlich so Außerordentliches dabei sei, daß sich bei öfterem Zusammensein ein Liebesverhältniß zwischen der schönen Wittwe und dem Adjutanten entsponnen habe, bei dem Beide ja die reellsten Absichten hatten. Wäre Selma nicht gewesen, der sich hauptsächlich ihr Interesse zuwandte, so würde sie Hugo von Herzen zu einer so glänzenden

Partie gratuliren zu können geglaubt haben. Frau von Liebow schien ihn ja sehr zu lieben, sie reichte ihm ihre Hand ohne eigennützige Interessen — vor einem solchen Verdachte sicherte sie ihr großes Vermögen — kurz, es ließ sich ihr gar kein Vorwurf machen, es sei denn höchstens der gewesen, daß sie ihre Umgebung so geschickt über ihre Empfindungen zu täuschen verstanden habe.

„Jetzt ist es die höchste Zeit, die unglückliche Selma zu warnen," dachte Minna, als sie den gebahnten Weg wieder erreicht hatte und dem Schlosse zuschritt; „es ist dies sogar meine Pflicht, denn, freilich in der besten Absicht, habe ich dazu beigetragen, Hoffnungen in ihr zu erregen, von denen sie für immer Abschied nehmen muß." —

Therese und Lieutenant von Mohrfeldt langten, natürlich auf verschiedenen Wegen, gerade noch zu rechter Zeit im Schlosse und dessen Gesellschaftszimmer an, Minna's Abwesenheit fiel aber auf, denn sie hatte sich zuerst nach ihrem Zimmer begeben müssen, um sich von dem ausgestandenen Schrecke zu erholen. Selma fand sie dort nicht mehr.

Diese war von der Tante nach ihrer Freundin befragt worden und hatte geantwortet, Minna habe noch einen Spaziergang in den Wald gemacht. Man fing an, sich über ihr langes Ausbleiben zu beunruhigen, und davon war gerade die Rede, als Frau von Liebow und gleich darauf der Adjutant eintraten.

Beide warfen sich einen bedeutungsvollen Blick zu; Therese erbleichte.

Einige Minuten später kam auch Minna. Ruhig und heiter, wie immer, entschuldigte sie sich damit, daß sie, in Gedanken versunken, zu weit in den Wald hineingegangen sei; kein forschender Blick von ihr fiel auf die beiden Belauschten, auch zu ihnen sprach sie ganz unbefangen, und Beide fühlten sich wieder beruhigt.

Nichts störte den Abend. Der Major und Hugo, die anderen Morgens schon sehr früh ausrücken mußten, wollten sich,

als die Zeit, zur Ruhe zu gehen, gekommen war, gleich von den Damen verabschieden, aber diese erklärten einstimmig, daß sie mit den lieben Bekannten zum letzten Male das Frühstück einnehmen würden.

Schon mit Sonnenaufgang war es im Bergschlosse sehr lebendig; die Gesellschaft fand sich wieder im Salon zusammen, man sah aber dieses Mal keine heiteren Gesichter.

Die Oberstin verlor ihre Gäste wirklich ungern, die anderen Damen, aus leicht erklärlichen Gründen, nicht minder, und die beiden Offiziere würden es sich gern haben gefallen lassen, wenn der Marschbefehl ein paar Wochen später eingetroffen wäre, wenigstens erst nach dem definitiven Friedensschlusse, wo sie Aussicht gehabt hätten, sofort in die Heimath zurückzukehren.

Hugo hatte noch einige Zeilen an Wettstern geschrieben und übergab sie Minna mit der Bitte, sie in ihren nächsten Brief an ihren Verlobten einzulegen. Er sprach an diesem Morgen überhaupt besonders mit ihr, aber das junge Mädchen konnte dabei eine Art von Zurückhaltung nicht ganz besiegen; sie war unzufrieden mit ihm, wagte ihm dies aber natürlich nicht zu sagen. Jeder Blick auf die bleiche Selma, die fast übermenschliche Anstrengungen machte, ihre Empfindungen zu verbergen, schnitt ihr tief in das Herz.

Frau von Liebow war noch am heitersten, und wenn sie Minna gestern Abend nicht belauscht hätte, würde diese an ihren Vermuthungen wieder ganz irre geworden sein. Die schöne Wittwe wandte sich mit ihren Worten auch zuweilen an den Adjutanten, aber Nichts verrieth ein geheimes Einverständniß zwischen Beiden, denn auch der Letztere benahm sich sehr vorsichtig.

„Ich gebe noch nicht die Hoffnung auf, daß wir uns in nächster Zeit noch einmal wiedersehen," hatte die Oberstin gemeint; „wenn die Herren in Proßnitz länger stehen bleiben, werden sie uns wohl das Opfer bringen, einmal herüber zu reiten."

Auch Frau von Liebow unterstützte diese Bitte auf das Lebhafteste, und ein flüchtiger Blick, den sie, von den Uebrigen unbemerkt, auf Hugo warf, sagte diesem bestimmt, daß sie auf ihre Erfüllung rechne; seine Augen gaben ihr die gewünschte Antwort.

Die Zeit des Aufbruches war gekommen. Die Herren küßten den Damen die Hand, wobei die Selma's heftig zitterte, als sie von Hugo's Lippen berührt wurde; er bemerkte dies wohl, und ein schmerzliches Gefühl durchzog sein Herz, aber er vermied es, zu ihr aufzublicken.

Einige Minuten später war das Bergschloß seiner Einquartierung ledig und hatte wieder ganz den früheren Charakter seiner Einsamkeit angenommen. Die Oberstin forderte die anderen Damen auf, die unterbrochene Nachtruhe nachzuholen, und Alle begaben sich wieder nach ihren Zimmern.

Selma machte keine Anstalten, sich auszukleiden, sondern setzte sich an ein Fenster, von dem sie die Aussicht auf den Wald hatte.

„Willst Du Dich nicht niederlegen, um noch ein wenig zu ruhen?" fragte ihre Freundin.

„Sie schüttelte verneinend den Kopf. In demselben Momente brachen auch die bisher mühsam aufrecht erhaltenen Kräfte und die Thränen stürzten nun unaufhaltsam aus ihren Augen.

Minna eilte besorgt zu ihr und umschlang zärtlich ihren Hals.

„Meine theure Selma," bat sie, „fasse Dich, überwinde den schweren Kampf Deines Herzens, den ich längst verstanden habe."

„Ach, Minna," klagte die Arme, nun nicht mehr im Stande, ihr Geheimniß zu bewahren, „ich kann es nicht! Sein Bild wird nie aus meinem Herzen schwinden!"

„Ich beschwöre Dich, dieses Wort zurückzunehmeu!" rief Minna in großer Angst. „Du mußt in diesem Kampfe siegen,

sonst wirst Du für immer unglücklich sein. Ich weiß jetzt, daß —"

Sie stockte.

„Was weißt Du?" fragte das junge Mädchen heftig.

„Du sollst es später erfahren, jetzt noch nicht! Noch darf ich nicht sprechen; ich kann Dir nur sagen, daß Hugo von Mohrfeldt nie der Deinige sein wird."

„Ich wußte es ja: ich habe keine Hoffnung!"

Selma lehnte den Kopf an die Brust ihrer Freundin, und diese weinte mit ihr.

VIII.

Das Raubgesindel.

Das Füsilierbataillon Majors von B— blieb wirklich vorläufig in Proßnitz stehen, einer hübschen Mittelstadt, in der es nicht an guten Quartieren fehlte. Der Major fand sich daher dort auch bald ganz gemüthlich, traf, da noch andere Truppenkörper in und bei der Stadt lagen, manchen alten Bekannten und vermißte das Bergschloß nicht zu sehr. Daß Hugo durch alle solche Annehmlichkeiten nicht für die weitere Entfernung von Glücksburg entschädigt werden konnte, wird man sich leicht vorstellen; vorläufig fand sich noch keine Gelegenheit, einen Abstecher dahin zu machen, und obgleich er damals Theresen von ihrem Entschlusse, ihm nach Brünn zu folgen, abzureden gesucht hatte, wünschte er jetzt doch recht sehnlich, sein Bataillon möge nach der letzteren Stadt verlegt werden und sie ihren Vorsatz ausführen.

Die Gesellschaft der anderen Offiziere suchte er nicht mehr so gern als früher, was diesen zu mancherlei Schlüssen Veranlassung gab, sie ihm aber doch nicht ganz entfremdete, da er immer für einen sehr guten und liebenswürdigen Kameraden gegolten hatte.

Der Dienst war nicht gerade anstrengend und ließ ihm Zeit genug, seinen Träumereien nachzuhängen. Es wurde wieder

exerziert wie in der Garnison, und man hätte ganz vergessen können, daß man nach einem noch nicht einmal sicher beendigten Kriege auf feindlichem Boden stehe, würde man nicht so oft Verwundete gesehen haben und auf Spuren oder Nachwehen des stattgefundenen Kampfes gestoßen sein.

Zu den letzteren gehörte auch, daß sich in vielen Theilen Böhmens und Mährens Banden aus verarmten Bauern, dem Auswurfe der Städte und selbst versprengten österreichischen Soldaten, die keine Lust hatten, zu ihrer Fahne zurückzukehren, gebildet hatten, welche die allgemeine Verwirrung und Angst der besitzenden Landeseinwohner benutzten, um diese in frechster Weise zu brandschatzen und zu plündern. Preußischerseits suchte man diesem Unwesen allerdings Einhalt zu thun, schickte kleine mobile Kolonnen umher und verfuhr mit dem Gesindel sehr streng, wenn man es erwischte; aber dies war schwer, denn theils kannten diese Leute die waldige und gebirgige Gegend, die so viele Schlupfwinkel darbot, besser als die fremden Soldaten, theils fanden sie bei dem Landvolke, sei es nun aus Sympathie oder aus Furcht des letzteren, Unterstützung. Wo stärkere Truppenmassen standen, hüteten sich die Banden wohl, ihr Wesen zu treiben, aber an von größeren Ortschaften und Straßen entlegenen Plätzen tauchten sie bald hier bald da auf und richteten viel Unheil an.

Hugo war noch nicht lange in Proßnitz, als er den Brief seines Vaters erhielt, in dem dieser ihm von der Krankheit seiner Schwester Emma Mittheilung machte und ihn aufforderte, wenn es möglich sei, Urlaub zu nehmen und schleunigst nach Dresden zu kommen.

Der Adjutant war ein guter Sohn und Bruder, daher sogleich entschlossen, den Wünschen seines Vaters nachzukommen; er setzte Major von B— von seinem Wunsche und dem Grunde desselben in Kenntniß, und der alte Herr, der seiner Dienste bei der Aussicht auf baldigen Friedensabschluß entbehren konnte, unterstützte sein Gesuch auf das Dringlichste.

Hugo fühlte sich tief ergriffen durch das schwere Leiden seiner Schwester, über das der alte Oberst mit so großer Hoffnungslosigkeit geschrieben hatte, sowie durch den vermeintlichen Tod Hermann Günther's, dem er immer sehr zugethan gewesen und in dem er gern seinen Schwager gesehen hätte; darüber vergaß er aber doch nicht ganz seine eigenen Angelegenheiten. Es war jetzt die Zeit gekommen, wo er mit dem Vater wegen seiner beabsichtigten Verheirathung sprechen mußte, zuvor aber wünschte er Therese noch einmal wiederzusehen, um sie von diesem Schritte in Kenntniß zu setzen. Der Major war damit einverstanden.

Einige Tage später traf vom Generalkommando der Bescheid auf das Gesuch des Adjutanten ein; es war ihm ein vierzehntägiger Urlaub nach Dresden bewilligt worden.

Hugo zögerte nicht, davon Gebrauch zu machen; er ließ sich seinen Ungar satteln, nahm Säbel und Revolver außer einigem leichten Gepäcke im Mantelsacke mit sich und ritt, nachdem er sich bei Major von B— verabschiedet hatte, nach dem Schlosse Glücksburg.

Als er in die Nähe von Tyschnowitz, das seitwärts des Weges lag, kam, fiel es ihm ein, Therese, die sich jetzt in ihrer Einsamkeit gewiß sehr langweilte, könne auf den Gedanken gekommen sein, die Damen auf dem Bergschlosse zu besuchen, und da er in diesem Falle wieder hätte zurückreiten müssen, entschloß er sich kurz, sogleich einen Abstecher nach dem Hause der Oberstin zu machen, so peinlich es ihm auch war, Selma daselbst wiederzusehen.

Nun ließ es sich allerdings annehmen, daß die Damen die Frage an ihn richten würden, welche Veranlassung ihn in diese Gegend zurückführe, und daß er ihretwegen allein gekommen, wollte er nicht sagen, da er sich auf dem Bergschlosse nicht lange aufzuhalten gedachte; er mußte also zu einer Nothlüge seine Zuflucht nehmen und wollte vorgeben, er sei mit einem dienstlichen Auftrage an den Kommandanten der Festung gesandt; die in

militairischen Angelegenheiten gänzlich unerfahrenen Frauen glaubten ihm dies gewiß.

Seine Ankunft auf dem Bergschlosse erregte keine geringe Sensation; der alte Franz, der ihm zuerst entgegenkam, machte das freundlichste Gesicht von der Welt und berichtete auf die an ihn gestellten Fragen geschwätzig, daß sich die Herrschaft wohlbefinde, bis auf Fräulein Selma, das seit einigen Tagen leicht kränkele. In einer Beziehung aber war der Adjutant getäuscht: Besuch war nicht auf dem Bergschlosse.

Die Oberstin und die beiden jungen Damen kamen ihm so freundlich entgegen, wie er es nur erwarten konnte; Selma lächelte zwar gezwungener Weise, aber man sah ihr doch leicht an, daß sie innerlich leide und daß sein Anblick gerade nicht dazu beitrage, dieses Leiden zu lindern; auch Minna war, vielleicht wider Willen, etwas zurückhaltender als sonst.

Hugo brachte auf Befragen die ersonnene Nothlüge vor, und sie fand auch ohne Weiteres Glauben; vielleicht war Minna die Einzige, die ihm etwas mißtraute, denn als Selma, um einige Erfrischungen zu besorgen, bald darauf das Zimmer verlassen hatte, fragte sie, scheinbar ganz unbefangen:

„Werden Sie nicht, da Sie so nahe an Schloß Glücksburg vorüberkommen, Frau von Liebow einen Besuch abstatten, Herr von Mohrfeldt?"

„Wenn ich in Olmütz nicht zu lange aufgehalten werde, ganz gewiß," erwiederte Hugo sehr ruhig, denn er hatte diese Frage erwartet. „Ich würde sehr gern Grüße oder Briefe der Damen dahin mit mir nehmen, um ein Recht zu haben, mich so überraschend einzuführen."

„O, Sie sind gewiß willkommen!" konnte Minna sich nicht enthalten, in so eigenthümlichem Tone zu sagen, daß er sie mißtrauisch anblickte.

„Ich bedauere sehr, daß meine Zeit mir nur so kurz zugemessen ist," meinte er, „und wenn die Frau Oberstin oder vielleicht die jüngeren Damen wirklich die Absicht haben, mir

ein Billetchen für Frau von Liebow anzuvertrauen, so müßte ich recht bald darum bitten."

„Sie werden uns doch nicht heute noch wieder verlassen?" fragte die Oberstin.

„Wenn es mein Dienst nicht verlangte, gewiß nicht."

Hugo hatte Proßnitz erst am Nachmittage verlassen, und jetzt begann es bereits zu dunkeln.

„Aber Sie können unmöglich in die Nacht hineinreiten," meinte die Oberstin mit wirklich besorgter Miene. „Wir haben gerade jetzt sehr finstere Nächte, und man erzählt sich, daß neuerdings auch in unserer Gegend mehrere Raubanfälle vorgekommen seien."

„An nächtliche Ritte bin ich, besonders in letzter Zeit und unter schwierigeren Verhältnissen, gewöhnt worden," entgegnete Hugo lächelnd, „und was das elende Raubgesindel anbetrifft, so führe ich gute Waffen bei mir."

„Aber man spricht von ganzen Banden," warf Minna ein, die sich der von der Oberstin angeregten Besorgniß ebenfalls nicht erwehren konnte, „und Sie sind ganz allein. Sie sollten die Einladung der Frau Oberstin annehmen, Herr von Mohrfeldt, und erst morgen früh Ihren Ritt fortsetzen."

Der Adjutant zuckte die Achseln und versicherte, daß er eine Pflicht versäumen würde, wenn er bliebe.

In diesem Augenblicke trat Selma wieder ein, gefolgt von dem alten Franz, der auf einem silbernen Präsentirbrette Wein und kalte Küche brachte.

Das junge Mädchen sah noch blasser aus als vorher, sogar etwas verstört, auch der alte Hausmeister machte ein sehr ernstes, bedenkliches Gesicht.

„Ist etwas Besonderes vorgefallen?" fragte die alte Dame, welche diese sonderbaren Mienen sogleich bemerkt hatte.

„Ja, theure Tante; es ist soeben ein Bauer von Tyschnowitz heraufgekommen, der alte Lucas, den ich im Sommer während seines Choleraanfalles öfter besuchte, und hat beunruhigende

Nachrichten mitgebracht. Der Mann steht draußen und wartet Ihrer Befehle."

„Um was handelt es sich denn, mein Kind?" fragte die Oberstin, während auch die Anderen hoch aufhorchten.

„Lucas erzählte, daß ein hausirender Jude, der öfter in diese Gegend kommt und bei den Landleuten als zuverlässig bekannt ist, vor etwa zwei Stunden in dem Dörfchen rein ausgeplündert angelangt sei und unter Wehklagen berichtet habe, er sei etwa anderthalb Meilen von hier im Walde von einem ganzen Trupp bewaffneter Männer überfallen, stark gemißhandelt und beraubt worden. Aus einzelnen Redensarten, die dabei gefallen, will er geschlossen haben, daß jene Bande es auf einen Ueberfall des Dorfes oder gar des Bergschlosses abgesehen habe."

Die Oberstin war sehr bleich geworden und blickte Hugo fragend an.

„Wollen Sie nicht zuerst den Mann selbst hören, gnädige Frau?" fragte Dieser, der so leicht nicht die Geistesgegenwart verlor.

„Ja, Franz, lasse ihn eintreten — Sie erlauben doch, Herr von Mohrfeldt?"

Der Adjutant verbeugte sich.

Gleich darauf führte Franz den alten Bauer ein und blieb, da er keinen Wink, sich zu entfernen, erhielt, an der Thür stehn, als ob er das volle Recht habe, bei einer so wichtigen, das Wohl des Hauses betreffenden Berathung zugegen zu sein.

Der alte Lucas war fast schon ein Greis, mit ehrlichem, wenn auch nicht sehr intelligentem Gesichte, dem die weißen dünnen Haare einen Anstrich von Würde gaben. Er verbeugte sich in ungeschickter Weise nach allen Seiten, besonders tief vor der Oberstin und dem Offizier in Uniform, der ihm zu imponiren schien, und drehte seinen alten Filzhut verlegen in den Händen umher.

„Nun, Lucas, was bringt Ihr uns?" fragte die Oberstin, nachdem sie dem Alten freundlich zugenickt hatte.

„Nichts Gutes, wie ich fürchte, Euer Gnaden," war die Antwort. „Im Dorfe unten ist Alles in der größten Besorgniß, die Männer haben die Arbeit eingestellt und berathen, was zu thun sei, Alle denken an sich selbst, aber Keiner an das Bergschloß, obgleich uns von daher doch so viel Gutes gekommen ist."

Der Alte blickte dabei auf Selma, die leicht erröthete.

„Da dachte ich, es sei meine Pflicht und Schuldigkeit, Euer Gnaden zu warnen, denn wo Die einmal einbrechen, da giebt es Plünderung und Brand, vielleicht gar Mord; es sind verwegene Kerls, die Nichts mehr zu verlieren haben und dem Galgen schon halb angehören."

„Kommt nur zur Sache, lieber Lucas," drängte die Oberstin; „was ist eigentlich geschehen?"

Der alte Mann erzählte nun ausführlicher, was Selma schon im kurzen Auszuge berichtet hatte. Jener jüdische Hausirer war mitten im Walde von ungefähr dreißig wildaussehenden und bewaffneten Männern, bei denen sich auch mehrere zerlumpte Weiber befunden haben sollten, überfallen und beraubt worden. Nachdem man ihn arg gemißhandelt, so daß er eine starkblutende Kopfwunde davongetragen, hatte man berathen, ob es besser sei, ihn zurückzubehalten, bis ein für die Nacht beabsichtigter Raubanfall ausgeführt sei, oder ihn auf der Stelle todtzuschlagen, damit er nicht zum Verräther werden könne. Die Meinungen darüber waren getheilt gewesen, und man hatte ihn, da die Weiber zum Mittagessen riefen, vorläufig an einen Baumstamm gebunden. In seiner Todesangst glaubte der Jude vernommen zu haben, daß von Tyschnowitz und dem Bergschlosse die Rede gewesen sei, wußte aber darüber nichts Sicheres anzugeben. Während das Gesindel in einiger Entfernung von ihm sein Mittagsmahl verzehrte, war es ihm gelungen, seine Banden zu lösen und sich aus dem Staube zu machen; ganz erschöpft hatte er das Dörfchen erreicht und alarmirt, war aber seiner Verletzung und Ermattung wegen nicht im Stande gewesen,

Lucas zu der Schloßherrin zu begleiten, um über seine eigenen Anschauungen zu berichten.

Die Damen waren in die größte Unruhe gerathen, auch Hugo hielt die Sache für sehr bedenklich. Er war sogleich entschlossen, an diesem Abende das Bergschloß nicht zu verlassen, um demselben als Schützer dienen zu können; dabei sah er wohl ein, daß mit seiner Hülfe allein nicht viel gethan sein werde, es möchten sich denn die räuberischen Strolche, was ziemlich unwahrscheinlich war, durch den Anblick seiner Uniform einschüchtern lassen.

Die Oberstin erwartete seinen Rath, die beiden Mädchen lauschten athemlos.

„Unter diesen Umständen," sagte er, „— ich erinnere die Damen daran, daß es noch gar nicht ausgemacht ist, das Bergschloß werde in der Nacht von dieser Bande heimgesucht werden, und bitte Sie deshalb, sich zu beruhigen — kann ich Sie heute nicht mehr verlassen. Ich würde vorschlagen, sofort einen reitenden Boten nach der Festung zu senden und militairische Unterstützung erbitten zu lassen, da unsere Truppen zu weit entfernt sind, aber einmal wäre es peinlich, wenn wir unnöthigerweise Alarm gemacht hätten, und dann steht noch sehr zu bezweifeln, ob der Kommandant die Verantwortung übernehmen wird, trotz des Waffenstillstandes Truppen über das Rayon der Festung hinaus zu entsenden. Für alle Fälle wäre es indessen gut, ein solches Gesuch vorzubereiten und Mann und Pferd bereit zu halten, um sie abzuschicken, wenn der Angriff wirklich erfolgt. Der Bote kann, wenn er scharf zureitet, in Zeit von anderthalb Stunden in der Festung sein, ein Kavallerie-Detachement wird nicht viel mehr gebrauchen, um hier einzutreffen. Auf eine drei- bis vierstündige Vertheidigung müssen wir uns aber rüsten, und ich selbst will sogleich nach dem Dorfe reiten, um durch Vorstellungen und gegen gute Bezahlung ein paar der jüngeren Leute dafür zu gewinnen, daß sie die Nacht auf dem Schlosse zubringen."

„Ich, Euer Gnaden, bin sofort dazu bereit," unterbrach ihn der alte Lucas, sich mit einer Art von Stolz aus seiner gebückten Haltung aufrichtend; „ich habe unten im Dorfe nicht Weib und Kind, stehe ganz allein, und an meiner alten baufälligen Hütte ist nicht viel gelegen. Schande über Die, welche keine Familie zu versorgen haben und nicht kommen, um die Frau Oberstin und unser gnädiges Engelsfräulein zu beschützen, das uns arme Leute in Gefahr und Noth nie verlassen hat."

„Dank, braver Mann!" sagte Hugo, wirklich gerührt, „die Frau Oberstin wird Euer Anerbieten gern annehmen, und für Eure Person werdet Ihr hier jedenfalls sicherer sein als im Dorfe."

Da die Damen noch schwiegen, wandte er sich zu ihnen:

„Ich wüßte nur noch einen anderen Vorschlag zu machen, der mir als Soldat aber widerstrebt, weil wir dadurch dem Feinde, wenn ich das Raubgesindel mit diesem Namen beehren darf, das Feld ohne Widerstand überlassen würden. Wenn die Damen es vorziehen sollten, sogleich unter meiner Begleitung nach Schloß Glücksburg aufzubrechen —"

„Nein, nein!" riefen alle Drei hastig, „wir wollen das Haus nicht verlassen und uns ganz Ihrem Schutze anvertrauen!"

„Dann lassen Sie uns unseren Feldzugsplan entwerfen," sagte Hugo lächelnd. „Franz wird indessen mein Pferd satteln und vorführen lassen, denn ich gedenke mich zu beeilen, um bald wieder bei Ihnen zu sein."

Franz verschwand sogleich.

„Haben Sie Waffen im Hause, gnädige Frau?" wandte der Lieutenant sich wieder an die Oberstin.

„O ja, reichlich; mein verstorbener Gemahl und meine Söhne liebten sehr die Jagd, und ich habe mich nie entschließen können, ihre Gewehre und übrigen Waffen fortzugeben."

„Und Munition — ich meine Pulver und Kugeln?" fügte Hugo hinzu.

„Es wird auch davon noch ein kleiner Vorrath vorhanden sein.“

„Gut; bei meiner Rückkehr will ich Alles revidiren, wenn Fräulein Selma die Güte haben will, es bereit zu legen.“

Die Oberstin und Selma zitterten schon bei diesen so gefährlich erscheinenden Vorbereitungen, über Minna aber schien die ruhigste Entschlossenheit gekommen zu sein.

„Und wie viel kampffähige Männer befinden sich im Schlosse?“ setzte Hugo sein Examen fort.

„Außer dem alten Franz der Kutscher und zwei Knechte.“

„Sind sie ganz zuverlässige Leute?“

„Ich bin überzeugt, daß sie für uns durch das Feuer gehen würden.“

„Dann sind wir fünf Männer,“ meinte der Adjutant zufrieden, „und wenn ich noch einige Burschen aus dem Dorfe anwerben kann, so wird die Besatzung hinreichend stark sein, um ein paar Stürme abzuschlagen.“

Hugo zwang sich zu einem scherzhaften Tone, aber Minna schien es sehr ernst zu nehmen, als sie ausrief:

„Ich biete mich zu allen Diensten, die ich werde leisten können, an!“

Hugo lächelte. Etwas empfindlich fuhr sie fort:

„Vergessen Sie nicht, Herr von Mohrfeldt, daß ich die Braut eines Soldaten bin und in letzter Zeit nur zu viel Gelegenheit gefunden habe, mich mit den schauerlichsten Scenen des Krieges bekannt zu machen.“

„Sie haben Recht, Fräulein Minna,“ sagte Hugo, wieder ernst geworden, „und ich nehme Ihre Unterstützung dankbar an. Aber jetzt ist es die höchste Zeit, daß ich nach dem Dorfe reite!“

Er stand hastig auf und griff nach Säbel und Mütze.

„O, wenn Sie unterwegs ein Unglück hätten!“ flüsterte Selma unwillkürlich; „wenn diese bösen Menschen sich schon in der Nähe versteckt hielten!“

Der Ton dieser Worte war so innig, so angstvoll, daß Hugo die Sprecherin anblicken mußte; ihre Wangen glühten, und sie hatte die Augen zu Boden gesenkt. Eigenthümliche Gefühle, wie er sie früher schon einmal empfunden hatte, beschlichen wieder sein Herz; er fühlte sich zu dem jungen Mädchen, das er absichtlich gemieden hatte, mächtig hingezogen. Aber die Zeit drängte, er sagte, mehr zu Allen als zu ihr allein, einige beruhigende Worte, bat die Oberstin, den Brief an den Festungskommandanten in der dringendsten Form abzufassen und bereit zu halten, und verließ das Zimmer.

Sein Pferd wartete schon auf ihn; als er den Fuß in den Bügel gesetzt hatte, sah er den alten Lucas neben sich stehen.

„Nun, Vater Lucas, wünscht Ihr noch etwas von mir?" fragte er freundlich.

„Verzeihen Euer Gnaden, aber ich möchte Sie nach dem Dorfe begleiten; ich habe gute Beine, trotz meines Alters, und halte mit dem Pferde schon Schritt."

„Gereut Euch Euer vorheriges Anerbieten schon?" fragte Hugo, leicht die Stirn runzelnd.

„Das verhüte Gott, Euer Gnaden! Ich kehre auch wieder mit Ihnen zurück. Aber sehen Sie — die Uniform da — die Leute im Dorfe werden doch kein rechtes Vertrauen haben —"

Der Alte war in Verlegenheit, wie er, ohne zu beleidigen, aussprechen solle, was er dachte, aber der Adjutant verstand ihn vollkommen und klopfte ihm freundlich auf die Schulter.

„Ihr mögt Recht haben, Vater Lucas," sagte er. „Laßt mich nur vorausreiten und bei den Leuten mein Heil versuchen, Ihr kommt mir dann zur Unterstützung nach."

Der Greis nickte mit dem Kopfe, und als der Ungar schnaubend mit seinem Reiter davonflog, sah der Letztere den Bauer ihm mit rüstigem Schritte folgen.

Als Hugo im Dörfchen eintraf, war es schon ziemlich dunkel geworden; acht Uhr war schon vorbei.

Zwischen den ärmlichen Hütten, die kaum eines räuberischen

Ueberfalles werth erschienen, ging es ungewöhnlich lebendig her. Weiber waren damit beschäftigt, in ihren Gärtchen Gruben auszuheben, in denen sie ihre wenigen Kostbarkeiten, welche ihnen die Kinder aus den Häusern zutrugen, verstecken wollten, die Männer hatten sich mit einigen alten verrosteten Flinten, Beilen und Heugabeln bewaffnet und standen gruppenweise beisammen, lebhaft mit einander debattirend; große Entschlossenheit ließ sich auf ihren Gesichtern gerade nicht lesen.

Bei dem Anblicke des Reiters in Uniform stutzten sie anfänglich und drängten sich näher zusammen, als fürchteten sie in ihm einen Feind, als sie aber den Adjutanten erkannten, der oft genug im Dorfe gewesen war, begrüßten sie ihn mit Freudenrufen, und fast die ganze Dorfeinwohnerschaft beiderlei Geschlechts, etwa sechszig Köpfe, bildete einen Kreis um ihn, aus dem hundert verworrene Fragen gestellt wurden, die alle auf die eine hinausliefen:

„Kommt das Militair?"

„Vermuthlich erst in mehreren Stunden, gegen Morgen," erwiederte Hugo, dem es einfiel, daß es gut sein würde, die Leute durch diese Hoffnung zu ermuthigen und für seinen Zweck zu gewinnen.

„O, dann wird es zu spät sein!" lamentirten einige Stimmen.

Hugo gebot Ruhe und begann nun vom Pferde herab einen förmlichen Vortrag. Er stellte den Leuten vor, daß die Räuber vielleicht einen ganz anderen Weg einschlagen würden, besonders nachdem der Jude ihnen entkommen sei und sie annehmen könnten, daß er die Bedrohten warnen werde; er billigte die Vorsichtsmaßregel, das beste Eigenthum in Sicherheit zu bringen, rieth aber, sich gar nicht auf eine Vertheidigung einzulassen, wozu die wenigen kampffähigen Männer mit so mangelhafter Bewaffnung nicht ausreichten, sondern gute Miene zum bösen Spiele zu machen und die Strolche freundlich aufzunehmen, denn, meinte er, sie würden bald wieder abziehen, wenn sie

Nichts zu rauben fänden. Das Dörfchen sei also eigentlich nicht gefährdet, bei Weitem mehr das Bergschloß, wo sich reiche Beute machen lasse, und er fordere einige entschlossene Männer auf, ihm bei dessen Vertheidigung behülflich zu sein.

Die Leute hatten ihn ruhig aussprechen lassen, nun erhoben sich aber viele Widersprüche.

„Sie kennen diese Raubbanden nicht, Herr Lieutenant," hieß es; „wo sie Nichts zu rauben finden, sengen und brennen sie aus bloßer Lust und werden unsere Weiber und Kinder mißhandeln. Nein, wir wollen uns bis auf den letzten Mann gegen sie wehren."

Die Leute mochten Recht haben. Von der Vertheidigung des Bergschlosses wollten sie gar nichts wissen, denn, wenn sie auch Alle die gnädige Frau liebten, meinten sie, und besonders das gute Engelsfräulein beschützen möchten, so ständen ihnen ihre Frauen und Kinder doch noch näher, und Gott werde da oben schon gegen die Bösewichter helfen, wie bei ihnen. Alle Vorstellungen, alle Versprechungen blieben fruchtlos.

Inzwischen war auch der alte Lucas herbeigekommen und vereinigte seine Worte mit denen des Adjutanten; auch er erreichte nicht mehr, als daß, sobald er seinen Entschluß kundgegeben hatte, auf dem Bergschlosse zu bleiben, zwei junge ledige Leute erklärten, daß sie ihn begleiten wollten.

Mehr war nicht zu erlangen, und Hugo trat, nachdem er den zurückbleibenden Leuten das Beste gewünscht hatte, mit den drei Männern den Rückweg an. Er selbst ritt voraus, um das Schloß in den bestmöglichsten Vertheidigungszustand zu setzen.

Seine Unruhe war größer, als er zeigen wollte und durfte, und sie wurde noch durch den Gedanken gesteigert, daß die Bande sich gegen Schloß Glücksburg wenden könne; wahrscheinlich war dies freilich nicht, denn der Weg dahin war weiter und das Gut lag ja auch der Festung sehr nahe; übrigens hatte Frau von Liebow eine zahlreiche Dienerschaft, und das zum Schlosse gehörige, ganz nahe Dorf zählte wohl vier- oder fünf-

mal so viel kampffähige Männer, als das kleine Tysch-nowitz.

Auf dem Bergschlosse erwartete man ihn schon mit Angst und Ungeduld. Wir müssen uns jetzt das Haus noch einmal ansehen, wie es Hugo in allen Einzelnheiten that, um seine Vertheidigungsmaßregeln treffen zu können.

Wie schon früher gesagt, bildete es ein regelmäßiges Viereck, war ganz massiv gebaut und hatte ein Schieferdach, so daß man nicht zu fürchten brauchte, es könne von außen leicht angezündet werden. Es hatte zwei Stockwerke und ein Souterrain, in dem sich Küche und Keller befanden; die kleinen Fenster dieser Räume waren stark vergittert und mit starken, eisenbeschlagenen Läden, die von innen geöffnet und geschlossen wurden, versehen; hier einzudringen schien ganz unmöglich. Die beiden längeren Hausfronten hatten in jeder Etage, deren unterste sehr hoch lag, sieben Fenster, an der einen Giebelwand deren zwei, sämmtlich durch starke Läden verschließbar; im Erdgeschosse nahmen die Stelle der mittleren Fenster die Vorder- und Hinterhür ein, die sich auf einen quer durch das Haus gehenden Flur öffneten, von dem eine steinerne Treppe in die obere Etage führte; unter dem Dache befanden sich Bodenräume, für einen Theil der Dienerschaft eingerichtet. An die andere Giebelwand, deren wir noch nicht erwähnt haben, waren, ebenso massiv, Stall und Wagenremise angebaut, ebenfalls durch starke Thore verschlossen; darüber war nur ein Fenster im oberen Stockwerke.

Der Baumeister, der den Plan zu diesem festen Hause entworfen hatte, mochte dabei sicherlich auf die Waldeseinsamkeit und die Sicherung der Bewohner vor diebischen Einbrüchen Rücksicht genommen haben, was jetzt Hugo sehr zu statten kam. Ein großer Uebelstand, falls wirklich ein herzhafter Angriff durch mit Schießgewehren bewaffnete Leute stattfinden sollte, war nur, daß der Abstand zwischen dem Gebäude und den Bäumen und Gebüschen des sich rings umher erstreckenden Waldes höchstens fünfzig Schritte betrug, so daß Jene sich gut decken und ge-

mächlich auf die Fenster feuern konnten; dadurch hatten sie einen ebenso großen Vortheil wie die Vertheidiger.

Die waffenfähige Mannschaft setzte sich nun, nachdem der alte Lucas mit den beiden jungen Männern aus dem Dorfe eingetroffen war, folgendermaßen zusammen: aus Hugo, dem alten Hausmeister, der schon ziemlich schwächlich, aber doch voll Muth und Bereitwilligkeit, seine geliebte Herrschaft und deren Besitzthum zu vertheidigen, den drei Bauern und einem Knechte des Schlosses, also insgesammt nur aus sechs Personen; der Kutscher, ein sehr zuverlässiger Mensch und tüchtiger Reiter, hielt sich, sobald die Nacht eingebrochen war, mit einem Pferde der Oberstin nahe an dem nach Olmütz führenden Wege im Walde versteckt; er hatte den Brief der Oberstin an den Festungskommandanten bei sich und sollte sofort in den Sattel steigen und eiligst davonsprengen, sobald die Gefahr wirklich einträte, was er von seinem Platze aus recht gut zu beobachten vermochte.

Die Thüren waren sehr stark, aber dennoch ließ Hugo, der ganz militairisch zu Werke ging, die Steinplatten von den zu ihnen hinaufführenden Treppen abheben und sie damit und mit schweren Kisten und Kasten von innen verrammeln; hier waren die schwächsten Stellen des Hauses. Auch auf der zum oberen Stockwerke führenden Treppe wurde eine starke Barrikade hergerichtet, in der man nur einen schmalen, leicht zu schließenden Durchgang ließ, falls man sich nach Einnahme des Erdgeschosses zurückziehen müsse; freilich durfte dies nur im höchsten Nothfalle geschehen, worauf Hugo auch die Männer hinter dem Rücken der Damen aufmerksam machte, denn waren die Angreifer erst in das Haus gedrungen, so konnten sie leicht auf den Gedanken kommen, dasselbe in Brand zu stecken, und dann waren die oben Befindlichen unrettbar verloren.

Da er das untere Stockwerk mit aller Kraft zu vertheidigen gedachte, hatte er auch die Fenster auf das Beste zu verwahren gesucht; alle waren mit der geringen Mannschaft nicht zu besetzen, und deshalb, je nach ihrer Lage in den Stuben, deren

Zwischenthüren zur freien Kommunikation weit geöffnet blieben, ein Theil nicht allein mit den Läden verschlossen, sondern auch noch durch große massive Meubles so vollständig geblendet worden, daß es unendliche Mühe gekostet haben würde, hier einzubrechen; die Läden der übrigen Fenster, aus denen die Schützen feuern sollten, wurden nur so weit geschlossen, daß in der Mitte eine breite Oeffnung blieb, durch die man sehen und die Gewehre anlegen konnte.

Wem alle diese Vorsichtsmaßregeln, die in den elegant eingerichteten Wohnzimmern eine ziemlich große Verwüstung anrichteten, für übertrieben scheinen sollten, zumal man ja noch gar nicht einmal mit Bestimmtheit auf einen Besuch der Raubbande rechnen konnte, der möge bedenken, daß, wenn dieser Angriff dennoch stattfinden sollte, es ohne diese Maßregeln jedenfalls zu spät gewesen wäre, einen erfolgreichen Widerstand während mehrerer Stunden zu leisten, und früher ließ sich keinenfalls Hülfe von außen erwarten.

Hugo hatte, da die Zeit drängte, nur seine Anordnungen in dieser Beziehung getroffen und die Ausführung derselben den Männern, die sämmtlich den besten Willen und auch Geschicklichkeit bezeigten, überlassen; er selbst wandte sich nun einem nicht minder wichtigen Werke, der Revision und Auswahl der Waffen zu, welche die beiden jungen Mädchen in das Gesellschaftszimmer geschafft hatten.

Der verstorbene Oberst und seine Söhne waren Kenner und Liebhaber von Waffen gewesen, und es fand sich deren eine genügende Anzahl vor, so daß jeder Vertheidiger des Hauses mit zwei Büchsen und Pistolen versehen werden konnte. Die blanken Waffen wurden im oberen Stockwerke zurechtgelegt, wo auch die Oberstin, die beiden Fräuleins und die zwei Mägde des Hauses ihre Zuflucht nehmen sollten.

Mit der Munition sah es leider nicht so gut aus; das Pulver war gerade nicht reichlich vorhanden, und an Kugeln fehlte es sehr. Glücklicherweise hatten sich auch Kugelformen

vorgefunden, und es war nun beinahe komisch anzusehen und erregte, trotz der ernsten Situation, auch zuweilen ein heiteres Gelächter, wie Hugo die Damen und Mägde unterwies, aus allen möglichen bleiernen Gegenständen, die sich in der Wirthschaft auftreiben ließen, Kugeln zu gießen.

Gegen elf Uhr Nachts konnte der Kommandant der improvisirten Festung endlich hochaufathmend sagen:

„Wir sind auf den Angriff so gut, als es möglich ist, vorbereitet."

Die meiste Schwäche zeigte die Oberstin, was bei ihrem Alter gerade nicht zu verwundern war; sie fürchtete jedenfalls mehr für die jungen Mädchen als für sich selbst. Am heldenmüthigsten und festesten zeigte sich Minna, deren Benehmen dem Adjutanten wirklich Bewunderung abnöthigte; sie faßte Alles mit ihren zarten Händen kräftig an und lernte im Fluge, was sie bisher noch nicht verstanden hatte, wie das Laden der Gewehre u. s. w.; dabei zeigte sie immer ein freundliches Lächeln und nicht eine Spur von Aengstlichkeit.

Ihr Beispiel wirkte auch auf Selma, obgleich diese sie bei Weitem nicht erreichte und ihre kummervolle Miene nicht verbergen konnte. Die beiden Mägde, stämmige Dirnen, waren durch Minna's Zureden und das seltsame Treiben beinahe übermüthig geworden und hätten im Nothfalle selbst an der Vertheidigung theilnehmen können.

Wie bei Hugo wälzte sich Jedem ein Stein von der Brust, als alle diese Vorbereitungen beendet waren, und nachdem noch Sorge dafür getragen worden, daß kein nach außen dringender Lichtschimmer verrathe, man sei in dem Hause auf einen Ueberfall vorbereitet, erquickten sich die von der Arbeit Ermüdeten mit Speise und Trank, welche die Oberstin reichlich auftischen ließ. Es ist ein sehr praktischer Grundsatz, daß ein hungriger Magen nicht zum Kampfe paßt.

Bei dieser Erholung vergaß man aber nicht, Posten auszustellen, welche den Wald nach allen Richtungen hin beobachten

konnten, und neben den Fenstern lehnten bereits die geladenen Gewehre an der Wand.

Mitternacht kam heran und ging vorüber, ohne daß sich in der windstillen Nacht das geringste verdächtige Geräusch hätte hören lassen. Die Meisten waren schon im Begriffe, sich mit weniger Vorsicht zu bewegen, da sie sich immer mehr dem Glauben zuneigten, das Raubgesindel habe gar nicht daran gedacht, seinen Weg hierher zu nehmen, oder diesen Plan aufgegeben, und Hugo hatte Mühe, seine Mannschaft wachsam zu erhalten.

Obgleich er alle möglichen schrecklichen Folgen eines Kampfes, wie der erwartete, wohl erwog und nur wünschen konnte, daß es nicht zu demselben kommen möge, fühlte er sich doch etwas unbehaglich in dem Gedanken, daß er diese das ganze Haus in so großen Aufruhr versetzende Anstalten umsonst getroffen haben könne; er wußte, das man, wenn der Erfolg den Erwartungen nicht entsprach, über Das spotten und lachen würde, was jetzt mit allgemeiner Angst erfüllte, und das hätte seine Eitelkeit doch ein wenig verletzt.

IX.

Um Leben und Eigenthum.

Die Uhren im Bergschlosse zeigten auf halb zwei Uhr Morgens, als einer der ausgestellten Posten, welcher die Hinterfront des Hauses zu beobachten hatte, schnell, aber leise in das Gesellschaftszimmer trat, in dem Alle versammelt waren, ihnen einen bedeutungsvollen Wink gab, sich ganz ruhig zu verhalten, und dann, hauptsächlich an Hugo gewandt, mit gedämpfter Stimme berichtete, er habe längs des Waldrandes die dunklen Gestalten einiger Menschen hinschlüpfen gesehen, in der Finsterniß seien dieselben aber nicht näher zu erkennen gewesen.

„An Eure Posten!“ befahl der Adjutant, während die meisten Anderen doch sehr überrascht, die Frauen ängstlich geworden waren, mit der größten Ruhe; „denkt aber an meine Weisung, daß Niemand einen Schuß abfeuere, als bis ich das Zeichen zum Beginne des Kampfes gegeben habe, und ist es so weit gekommen, dann seid sparsam mit der Munition, an der wir keinen Ueberfluß haben.“

Die Männer begaben sich vorsichtig an die ihnen bereits bezeichneten Fenster; Hugo trat zu der Oberstin, die sich todtenblaß in ihrem Sessel zurückgelehnt hatte, und bat sie, sich mit den beiden Fräuleins und den Mägden in die obere Etage zu begeben. Die alte Dame und Selma gehorchten willenlos,

Minna und die beiden Mägde aber blieben zurück. Als der Lieutenant sie fragend anblickte, sagte Erstere entschlossen:

„Sie haben mir ja bereits gestattet, Sie und diese wackeren Männer bei der Vertheidigung des Hauses unterstützen zu dürfen; die guten Mädchen denken ebenso wie ich; wir können Munition zutragen, die abgeschossenen Gewehre laden, worin ich diese Beiden schon unterwiesen habe, und sollte irgend Einem ein Unfall zustoßen, so sind wir gleich zur Stelle."

Hugo erwiederte kein Wort, drückte ihr aber warm die Hand. Dann ging er mit jenem Manne, der ihm die Meldung gebracht hatte, nach dem Fenster, von dem aus derselbe verdächtige Personen bemerkt haben wollte.

Draußen war Alles todtenstill, und der Adjutant bedurfte erst einiger Zeit, um sein Auge an die Finsterniß zu gewöhnen.

„Sehen Sie da, Herr Lieutenant?" fragte der Mann, der neben ihm ausspähte, einer der jungen Bauern aus dem Dörfchen. „Jetzt scheint er gerade auf die Hausthür zuzukommen."

In der That erblickte auch Hugo eine Gestalt, die sich von der Waldlisière langsam und vorsichtig gegen das Haus schlich; daß es ein Mann war, ließ sich erkennen, nicht aber seine Kleidung und ob er bewaffnet sei.

Als er der Treppe ganz nahe gekommen war, blieb er stehen, wahrscheinlich überrascht dadurch, daß die Steinplatten derselben fortgenommen waren, wodurch der Aufgang sehr erschwert wurde; dann wandte er sich wieder und kehrte schnelleren Schrittes, als er gekommen war, in den Wald zurück. Hugo und der neben ihm Stehende glaubten ein leises Pfeifen zu vernehmen, darauf verging eine kleine Weile, ohne daß sich wieder etwas Verdächtiges hören ließ.

„Sie werden sich aus dem Staube machen, nachdem sie bemerkt, daß wir Verdacht geschöpft haben," flüsterte der junge Bauer.

„Warten wir es ab," erwiederte Hugo lakonisch.

Wohl zehn Minuten waren vergangen, als ungefähr acht

bis zehn Kerle, bei denen man die Läufe von Gewehren schimmern sah, schweigend, aber schnellen Schrittes aus dem Walde kamen und ihren Weg gerade auf die abgebrochene Treppe zu nahmen; diese begannen sie zu erklettern, und gleich darauf ertönten mehrere starke Schläge gegen die Hausthür.

Bereits hatte Hugo die anderen Männer bis auf einen, der die Vorderfront des Hauses beobachten sollte, herbeirufen lassen, denn er gedachte den Strolchen, wenn sie sich nicht gütlich abweisen ließen, durch möglichste Entwickelung seiner Streitkräfte zu imponiren. Diese Männer hielten sich schußbereit hinter und ihm zur Seite. Er hatte ein Licht herbeibringen lassen, damit Denen da draußen seine Uniform kenntlich würde, und öffnete nun selbst den Laden; die Glasfenster waren an den zur Vertheidigung bestimmten Stellen bereits vorher herausgehoben worden.

Bei dem Geräusche, das durch das Oeffnen des Ladens entstand, stutzten die Kerle und wandten die Blicke dem Fenster zu; sie mußten den Offizier, der, die Gefahr nicht scheuend, sich weit hinausgelehnt hatte, deutlich erkennen.

„Was giebt's da unten?" rief Hugo mit barscher Stimme.

Es erfolgte nicht sogleich eine Antwort; das Raubgesindel mußte durch den Anblick der Uniform überrascht sein.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?" rief der Lieutenant noch einmal hinab.

„Liegen Euer Gnaden hier im Quartiere?" fragte eine rauhe Stimme von unten herauf.

„Was, zum Teufel, kümmert Euch das? — Soldaten seid Ihr nicht, was treibt Ihr hier um die Nachtzeit? Was wollt Ihr in diesem Hause, das mit königlichen Truppen belegt ist?"

„Euer Gnaden werden uns das nicht weismachen," entgegnete Derselbe, der vorher gesprochen hatte, dabei höhnisch auflachend, was bei mehreren seiner Genossen ein Echo fand. „Meilenweit umher liegt kein Militair, das wissen wir wohl. Sie sind wohl hier nur zum Besuch?"

„Macht, daß Ihr fortkommt, Schurken, oder ich werde Euch ein Dutzend Kugeln auf den Pelz brennen!" rief der Adjutant, der über die Frechheit wirklich schon aufgebracht war.

„Wollen wir nicht lieber erst unterhandeln?" fragte Jener wieder in spöttischem Tone. „Von den Soldaten wollen wir gar nichts, auch von Ihnen nicht, wir haben es nur mit den reichen Leuten zu thun, und wenn es Ihnen beliebt, mögen Sie ungehindert abziehen. Wollen Sie es aber lieber darauf ankommen lassen, so werden wir schon auf unsere Weise in das Haus hineinkommen, denn wir sind gut bewaffnet, und da drüben im Walde lauert noch ein hübsches Häufchen braver Leute. Glauben Sie es nicht? Hollah!"

Der Kerl stieß einen schrillenden Pfiff aus, der vom Walde her sogleich mehrfach beantwortet wurde.

„Nun," fuhr der Sprecher fort, „wozu haben sich Euer Gnaden entschlossen?"

„Euch, räuberisches Gesindel, niederschießen zu lassen wie die tollen Hunde!" rief Hugo erzürnt.

Er hatte kaum ausgesprochen, so fielen ein paar Schüsse, die zweifellos auf ihn gerichtet waren, denn die Kugeln schlugen klatschend dicht neben ihm in die Mauer des Hauses.

Ohne Besinnen trat er etwas zurück und winkte seinen Leuten, die den Fensterladen vollends aufrissen, sich hinausbeugten und auf sein Kommando: „Feuer!" eine Salve auf den Haufen der Angreifer, die bereits wieder gegen die Hausthür polterten, gaben.

Das schienen die Strolche nicht erwartet zu haben; sie stießen ein wüthendes Gebrüll aus, durch das einige Klagetöne drangen, verließen die Treppe und flohen in den Wald zurück, wobei sie noch einige Schüsse nach dem Fenster abfeuerten; da Hugo aber schon das Licht hatte auslöschen lassen, ging ihnen der sichere Zielpunkt verloren, und keine ihrer Kugeln traf.

Wiederum verging längere Zeit, und Hugo begann sich schon der Hoffnung hinzugeben, daß die Angreifer, da sie das Haus

so gut vertheidigt fanden, nicht wiederkehren würden. Er benutzte die eingetretene Ruhe, um sich nach den Damen umzusehen. Minna hatte sich zu der Oberstin begeben, der sie wahrscheinlich die Veranlassung der gefallenen Schüsse mittheilte und Hoffnung einzuflößen suchte. Er war eben im Begriffe, ihr zu folgen, als der Mann, der vorn die Wache hatte, ihn aufhielt und eiligst meldete, die Plünderer rückten jetzt von der anderen Seite gegen das Haus vor. Jeder eilte an den ihm schon vorher bezeichneten Posten.

Die Kerls mochten berathschlagt haben und griffen jetzt beide Fronten des Hauses gleichzeitig an. Sich laut zurufend, versuchten sie, in zwei lange Linien aufgelöst, deren jede fünfzehn bis zwanzig Mann bildeten, so daß sie schwerer getroffen werden konnten, schnell über die Waldlichtung bis an die Mauern des Hauses vorzudringen; wenn sie die letzteren erreicht hatten, so waren die Vertheidiger genöthigt, sich weit aus den Fenstern hinauszubiegen, um sie sehen und auf sie zielen zu können, und setzten sich dabei natürlich großer Gefahr aus. Der Adjutant rief daher seinen Leuten zu, möglichst schnell zu feuern, was auch dadurch ermöglicht wurde, daß Jeder zwei Gewehre zur Verfügung hatte und Minna, welche wieder zurückgekehrt war, sowie die beiden muthigen Mägde die abgeschossenen sogleich wieder luden.

Die Schüsse krachten rasch hintereinander, und die Zimmer begannen sich mit Pulverdampf zu füllen. Man sah, wie ein paar der Stürmenden fielen oder zurückwankten, ihre Genossen stutzten und dann, ehe sie ihren Zweck erreicht hatten, in den Wald zurückflüchteten. Hugo, der selbst wacker mitgeschossen hatte — Minna stand ihm hülfreich zur Seite — triumphirte über den glücklichen Erfolg. Aus dem Walde her vernahm man ein schauerliches Heulen, theils der Wuth, theils der Klage, das von Frauen herzurühren schien.

Das Gesindel schlug nun eine andere Taktik ein; es blieb am Rande des Waldes, wo es hinter den starken Baumstämmen

eine gute Deckung fand, und schoß von da aus auf die Fenster. Jedenfalls hatten sich diese Leute mit Soldatengewehren, die sie auf den Schlachtfeldern geraubt, bewaffnet, denn die Kugeln schlugen scharf in die Fensterladen ein, manchmal auch durch dieselben, und man erkannte Spitzkugeln von großem Kaliber.

Die Vertheidiger waren jetzt schlechter daran als vorher; es wäre unnütz und bei der wenigen Munition, die sie besaßen, fehlerhaft gewesen, wenn sie das Feuer hätten erwiedern wollen, da sie gegen den dunklen Waldhintergrund kein sicheres Ziel nehmen konnten, und doch durften sie die Fenster nicht verlassen, weil ihre Gegner in jedem Augenblicke von Neuem einen Sturmanlauf unternehmen konnten; die Kerls hatten sich jetzt Alle auf die Vorderseite des Hauses gezogen, so daß die andere nur ein Mann zu beobachten brauchte.

Wie gesagt, drang hin und wieder eine Kugel durch die hölzernen Läden, und wenn ihre Kraft dann auch abgeschwächt war, so konnte sie doch immer noch Schaden genug anrichten. Zuerst litten einige Meubles und Spiegel darunter, nach einer Weile wandte sich aber einer der jungen Bauern mit einem Fluche ab und sagte, daß er verwundet zu sein glaube.

Wirklich hatte ihn eine Kugel am linken Arm gestreift, indessen nur so flach, daß er, nachdem Minna ihm mit eigenen Händen einen Verband angelegt, seinen Posten wieder einnehmen konnte.

Die Oberstin und ihre Nichte waren in der oberen Etage ziemlich sicher, denn dahin schossen die Angreifer nicht; dennoch mochten sie Todesqualen banger Erwartung ausstehen und dieselben endlich so übermäßig geworden sein, daß sie die Einsamkeit nicht länger ertrugen.

Die alte Dame richtete sich plötzlich in ihrem Sessel auf, ihr Antlitz war zwar noch blaß, aber sie schien sich zu einem ruhigen Gesichtsausdrucke zu zwingen und sagte in festem Tone:

„Es ist unrecht von uns, mein Kind, daß wir hier in

Sicherheit und unthätig bleiben, während alle Uebrigen Blut und Leben für uns und unser Eigenthum auf das Spiel setzen. Minna ist uns bereits mit gutem Beispiele vorangegangen, und wir wollen ihr folgen, um uns, so weit es unsere schwachen Kräfte erlauben, nützlich zu machen."

„Ich fühlte dies schon längst und würde dazu gerathen haben, wenn ich nicht für Ihre persönliche Sicherheit fürchtete, theure Tante."

„Mein Leben steht in Gottes Hand, wie das jedes Anderen," erwiederte die Oberstin und erhob sich.

Sich auf den Arm ihrer Nichte stützend, stieg sie die Treppe hinab, und beide Damen erschienen in den unteren Zimmern und erklärten bestimmt, da bleiben zu wollen. Die Oberstin schien auch neue Kraft geschöpft zu haben; zum Laden der Gewehre oder einer anderen schweren Arbeit reichte dieselbe allerdings nicht aus, aber sie übernahm nun das gar nicht unwichtige Amt, die Männer mit Wein und anderen Erfrischungen zu versorgen, während Selma sich an die Seite des alten Hausmeisters Franz gestellt hatte und ihn ebenso unterstützte, wie Minna es bei dem Lieutenant that.

Es war schon zwei Uhr vorüber, als urplötzlich die Bande, deren Führer wohl einsehen mochten, daß sie schnell und zur Nachtzeit handeln müßten, wenn sie einen Erfolg erringen wollten, abermals einen stürmischen Anfall auf das Haus machte. Sogleich knatterten wieder die Schüsse der Belagerten, aber Jenen gelang es doch, ohne großen Verlust bis unter die Fenster zu kommen. Einige von ihnen schleppten dieses Mal Baumstämme mit sich, die sie im Walde abgehauen hatten, und versuchten durch Anrennen mit denselben die Gitter und eisernen Läden der Souterrainfenster zu sprengen, ein anfänglich vergebliches Beginnen, das aber mit der Zeit doch Erfolg haben konnte.

Von Neuem wurde aus den Fenstern gefeuert; unter denselben ertönte mancher klagende Aufschrei, und man sah einzelne

Verwundete in den Wald zurückbringen, aber das Gesindel schien durch diese Verluste nur in noch größere Wuth zu gerathen und sich den einmal errungenen Vortheil nicht wieder entschlüpfen lassen zu wollen; es wich nicht zurück; Schuß auf Schuß wurde nach den Fenstern hinaufgesandt.

Jetzt hörte man auch in der Stube einen schmerzlichen Ausruf; Alle blickten sich besorgt um. Der alte Lucas taumelte zurück und würde zu Boden gefallen sein, wenn ihn sein Nebenmann nicht in den Armen aufgefangen hätte.

Die Männer konnten ihre Posten nicht verlassen, aber die Frauen eilten sogleich zu Hülfe; sie schafften den Greis, der, todtenbleich und mit geschlossenen Augen, nicht mehr im Stande war, sich auf den Füßen zu erhalten, nach dem nächsten Sopha, legten ihn darauf und bemühten sich, seine Wunde zu finden.

Die auf der Brust gerade über dem Herzen krampfhaft geballte Faust zeigte die Stelle derselben an. Minna, die im Lazarethe manche ähnliche Wunde gesehen und zu behandeln geholfen hatte, schüttelte traurig den Kopf und gab den Anderen, die sehr erschrocken waren, ein bedeutungsvolles Zeichen; dasselbe sagte, daß wenig oder gar keine Hoffnung vorhanden sei.

Mit fester Hand öffnete sie dem Alten die Jacke und das mit Blut getränkte Hemde und suchte mit dem schon vorbereiteten Verbandzeuge das erstere, das reichlich floß, zu stillen. Lucas athmete schwer und tief, sein Gesicht verzerrte sich im Schmerze, die matten Augenlider versuchten sich zu öffnen, sanken aber immer wieder nieder. Die Oberstin und Selma weinten; letztere hatte die Hand des alten Mannes, der sich hauptsächlich für sie geopfert, in die ihrige genommen.

Inzwischen wurde der Kampf fortgesetzt; über den Zimmern hing eine dichte Wolke weißen Pulverdampfes; der Knall der Schüsse gab ein vielfaches Echo und ließ das ganze Haus erzittern.

Die Angreifer wurden immer stürmischer; man konnte nicht mit Sicherheit beurtheilen, welche Verluste sie erlitten, jedenfalls

aber erbitterten sie dieselben weit mehr, als sie sie zurückschreckten.

Der Kampf dauerte erst eine gute halbe Stunde lang; wenn der Kutscher der Oberstin auch seine Pflicht im vollsten Maße that und ihn kein unglücklicher Zufall betraf, so konnte er doch nicht den halben Weg nach der Festung zurückgelegt haben, ein zur Hülfe gesandtes Kavallerie-Detachement im besten Falle nicht vor fünf oder sechs Uhr Morgens eintreffen. Welch' eine entsetzlich lange Zeit war dies unter diesen Umständen! Und wie viel Zufälligkeiten konnten sie noch mehr verlängern! — Von den Dorfbewohnern war keine Hülfe zu erwarten, obgleich sie das Feuern, das im Walde weit wiederhallte, recht gut hören mußten; diese Leute waren — und wie hätte man es ihnen auch gerechterweise verdenken können? — viel zu egoistisch, um ihre Familien und ihre Hütten zu verlassen.

Als die Stürmenden sahen, daß die eisernen Gitter und die Hausthür, an welche letztere sie der zerstörten Treppe wegen nicht recht gelangen konnten, ihren Bemühungen zu großen Widerstand entgegensetzten, veränderten sie wieder ihre Angriffsweise. Einige von ihnen liefen nach dem Walde zurück, während die Anderen sich bemühten, aus den Baumstämmen eine Art Aufgang zu dem besonders stark vertheidigten Fenster herzustellen, wobei sie viel praktisches Genie zeigten. Plötzlich begann der Waldrand sich wie im Flammenscheine zu erhellen; Hugo und seine Leute stutzten, denn sie verstanden nicht sogleich, welche Maßregeln ihre Gegner ergriffen hatten und noch ergreifen wollten. Die vorher weggelaufenen Kerle kehrten nun ebenso schnell zurück, große Feuerbrände in den Händen schwingend; dadurch erhielt der Platz vor dem Hause eine schauerliche Beleuchtung.

Jetzt vermochte man erst die Stürmenden deutlich zu erblicken; es waren immer noch an dreißig Männer jeden Alters, wild und verwettert aussehende Menschen, deren häßliche Gesichter die rasende Leidenschaft noch mehr entstellte; sie trugen

die verschiedenartigsten, meistentheils zerlumpte Kostüme, bald die einfacher Bauern, bunte Phantasiekleider, Viele selbst österreichische und preußische Uniformen, die sie zweifellos den Leichnamen auf den Schlachtfeldern ausgezogen hatten. Jeder von ihnen hatte ein Jagd- oder Militairgewehr, die Meisten außerdem noch Säbel, Messer und Pistolen.

Es war eine gräuliche, wüste Bande, bei deren Anblicke das Blut zu Eis erstarren konnte; so viel durfte man sich mit Gewißheit sagen, daß von diesen halbverthierten Menschen keine Schonung zu erwarten sei, wenn man das Unglück haben sollte, in ihre Hände zu fallen. Hugo schauderte, wenn er in einem solchen Falle an das Schicksal der Damen dachte, und den anderen Männern erging es wohl ebenso; glücklicherweise ließ dieser Gedanke ihren Muth nicht sinken, sondern stärkte ihn.

Einige der Kühnsten aus dem Gesindel versuchten nun, vermittelst jener Baumstämme, mit der Brandfackel in der einen und der Pistole in der anderen Hand, zu dem Fenster emporzuklimmen, während ihre Kameraden desto heftiger auf die jenes vertheidigenden Schützen feuerten; ein Glück war es noch, daß sie hastig und schlecht schossen.

Wirklich gelang es, ein paar Feuerbrände in das Zimmer zu schleudern, aber die Gardinen, welche dadurch leicht hätten in Flammen aufgehen können, waren schon vorher abgenommen worden, um die Vertheidiger nicht in ihren Bewegungen zu hindern, und die herzueilenden Mägde löschten das Feuer schnell aus.

Ein verwegener Bursche gelangte sogar, sich an die vorspringenden Simse der Wand anklammernd, so weit, daß er seinen Kopf über die Fensterbrüstung vorstrecken und aus seiner Pistole einen Schuß auf Hugo in nächster Nähe abfeuern konnte, aber in seiner unsicheren Stellung hatte er schlecht gezielt, die Kugel pfiff an dem Adjutanten vorbei, und im nächsten Moment hatte dieser dem Elenden mit dem Kolben seiner Büchse den

Schädel zerschmettert, so daß er lautlos auf seine nachdringenden Genossen hinabstürzte.

So kam es denn eigentlich zu einem Kampfe Brust an Brust, der damit endete, daß die Halunken den Versuch, durch das Fenster einzudringen, aufgeben mußten.

Mit lebhafter Freude sah Hugo schon längst den großen Fehler, den sie machten; hätten sie die Vertheidiger auf beiden Seiten des Hauses und an mehreren Orten gleichzeitig beschäftigt, so würden sie deren Kräfte zersplittert und leichteres Spiel mit ihnen gehabt haben; aber diesen thierischen Menschen schien es an Selbstvertrauen zu fehlen, sie mochten nur in großer Masse zusammen kämpfen.

Nach dem letzten abgeschlagenen Angriffe schien ihr Muth ganz zu sinken; abermals machten sie Kehrt und liefen heulend über die Lichtung fort; drei oder vier blieben, regungslos oder sich in ihrem Blute wälzend, auf dem Boden unter dem Fenster liegen, und ihr Jammergestöhn drang deutlich in das Zimmer hinein.

Hugo, der sich jetzt einigermaßen erholen konnte, trat zu den Damen, in der Absicht, ihnen den Trost, an den er selbst noch durchaus nicht fest glaubte, zu bringen, das Gesindel möge jetzt seinen Abzug vorbereiten; aber er verstummte, als er den augenscheinlich mit dem Tode kämpfenden alten Bauern vor sich sah; Schmerz und Mitleid schnürten ihm das Herz zusammen.

Dem Greise stand schon blutiger Schaum vor dem Munde, und sein Athmen war zu einem kurzen Todesröcheln geworden; sein ganzer Körper schüttelte sich zuweilen wie im Fieber. Die Oberstin, die diesen schaurigen Anblick nicht zu ertragen vermochte, hatte sich abgewandt und ihr Gesicht mit dem Taschentuche bedeckt, Minna stützte den Kopf des Sterbenden und trocknete ihm den Schweiß von der Stirn, Selma, die neben dem Sopha kniete, hielt noch immer seine Hand und schluchzte leise, während sie die starren Augen angstvoll auf ihn geheftet hielt.

Als der Adjutant Minna fragend anblickte, flüsterte diese ihm zu:

„Es wird sogleich mit ihm vorbei sein. Gott sei der Seele des braven Mannes gnädig!“

Jetzt öffnete der alte Lucas noch einmal weit die Augen, die schon einen ganz matten Schein angenommen hatten; er mußte noch Alle, die um ihn her standen, erkennen, denn er lächelte schwach; dann richtete sich sein brechender Blick besonders auf Selma, und, langsam die Hand emporhebend, legte er sie sanft, wie segnend, auf das blonde Haar des Engelsfräuleins und sagte mit schwacher, gebrochener Stimme:

„Gott beschütze Dich, mein Kind, — Du bist immer — einer seiner zur Erde — niedergestiegenen Engel gewesen; — ich sterbe gern für Dich — bete für den alten — Lucas!“

Der Greis lehnte sich wieder zurück, und der nur auf einige Sekunden unterbrochene Todeskampf begann von Neuem.

Allen, selbst Hugo, standen die Thränen in den Augen; die einfachen Worte des alten Bauern, das dabei himmlisch verklärte, schmerzensvolle Antlitz Selma's hatten einen so tieferschütternden und dennoch so fesselnden Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich überzeugt fühlte, diese Scene werde nie wieder seinem Geiste entschwinden. Auch er betrachtete das Engelsfräulein wie eine Heilige, und wider Willen — ja, er erschrak sogar sogleich über diesen Gedanken — sagte er zu sich, indem sich ihm vorwurfsvoll das Bewußtsein aufdrängte, dieses reine, schöne Mädchen sei durch ihn, wenn auch ohne seine Schuld, unglücklich geworden:

„Hätte ich Therese nicht früher kennen gelernt, so würde ich Selma geliebt haben.“

Der Sterbende machte jetzt eine gewaltsame Bewegung, stieß einen unartikulirten Laut hervor, und unmittelbar darauf stürzte ein Strom rothen Blutes aus seinem Munde; noch ein krampfhaftes Zucken, und er war todt.

Unwillkürlich hatten alle Umherstehenden die Hände gefaltet und beteten leise; Hugo konnte sich nicht enthalten, an Selma, die jetzt ihren Thränen freien Lauf ließ, hinanzutreten und sie zu bitten, daß sie sich von ihm von dieser Stätte des Todes fortführen lasse. Sie gehorchte ohne Einwendung, und Minna nahm, nachdem sie dem Todten die Augen geschlossen hatte, den Arm der Oberstin und führte auch diese fort.

Auf Hugo's Anordnung wurde der Leichnam dann in eine andere Stube getragen, dort auf ein Sopha niedergelegt und mit einem Tuche bedeckt.

„Der Alte ist eines schönen Todes gestorben, er hat ihn als braver Mann verdient," sagte der alte Hausmeister Franz, sich mit dem Aermel über die Augen wischend.

Das war die kurze, aber vielsagende Leichenrede des greisen Bauern.

Durch diese Scene mochte die Aufmerksamkeit der an den Fenstern Postirten wohl etwas zu sehr in Anspruch genommen worden sein, wie sich leider bald erweisen sollte.

Hugo hatte, gefolgt von Minna und der Oberstin, Selma in ein Zimmer geführt, das an den Theil des Flures stieß, zu dem die Hinterthür des Hauses führte. Eben wollte er dem jungen Mädchen einige tröstliche Worte sagen, als er ein sonderbares Geräusch zu vernehmen glaubte, dessen Ursache er sich nicht sogleich erklären konnte.

Seinem eigenen Ohr nicht trauend, winkte er Minna heran und fragte sie leise:

„Hören Sie Nichts, Fräulein Minna?"

„Ja, was kann das sein?" meinte sie bestürzt, und setzte sogleich hinzu: „Es kommt vom Flure her, von der Außenthür."

„Es war ein leises, scharfes Knarren, ein unheimlicher, unbeschreiblicher Ton.

Hugo öffnete die Thür und hörte das Geräusch noch deutlicher; von banger Ahnung ergriffen, nahm er ein Licht und

ging damit vorsichtig hinaus. Was er sah, erfüllte ihn mit dem höchsten Schrecken.

Das Schloß der Hausthür war von außen vermittelst einer Bohrsäge bereits fast vollständig umschnitten worden, so daß es sich in kürzester Zeit mußte herausnehmen lassen, worauf man die Flügel mit leichter Mühe öffnen konnte. Ein Spitzbube, der geschickt mit dem Instrumente umzugehen verstand, mußte sich, unbeachtet von den Posten, bis zur Thür geschlichen haben, und sein Werk war gelungen. Zwar konnte die Steinbarrikade hinter der Thür die Eindringlinge noch eine Weile aufhalten, aber das war jedenfalls nur ein kurzer Verzug, und Hugo durfte gar nicht daran denken, sich mit seinen wenigen Leuten hinter dieser Barrikade aufzustellen, zumal ja auch die Fenster hätten besetzt bleiben müssen.

Der Lieutenant stand ein paar Augenblicke lang rathlos da und bezeichnete Minna, die ihm gefolgt war, nur schweigend die gefährdete Stelle; auch sie faßte sogleich die ganze Gefahr auf, und zum ersten Male in dieser Nacht sah er sie zittern.

Es wäre ganz überflüssig gewesen, den Schurken, der auf diese glückliche Idee gekommen war, jetzt noch zu stören, denn sein Werk war schon so gut wie vollbracht.

„Es bleibt uns nichts Anderes übrig," sagte der Adjutant zu dem jungen Mädchen, „als sofort unseren Rückzug in die obere Etage anzutreten, ehe die Kerle ihn uns abschneiden. Gott weiß, daß die Chancen für uns jetzt um das Zehnfache gesunken sind, aber wir dürfen uns noch nicht selbst aufgeben. Wenn wir nur bald Entsatz erhielten!"

Es war erst drei Uhr Morgens; der Tag begann ganz schwach zu grauen.

„Bewahren wir um Gotteswillen nur unsere ruhigen Mienen," flüsterte Hugo wieder Minna zu. „Die Leute müssen sich an unserem Muthe ein Beispiel nehmen, sonst sind wir verloren!"

Sie nickte nur mit dem Kopfe.

Beide kehrten in das Zimmer zurück, und während Hugo es dem Fräulein überließ, die Oberstin und Selma nach den oberen Gemächern zu geleiten, begab er sich zu den Männern und theilte ihnen so ruhig, als er es vermochte, mit, was geschehen sei.

Alle erblaßten; aber er hatte sich nicht getäuscht: ihre Blicke hingen fragend an ihm, und seine zuversichtliche Miene ermuthigte sie wieder.

Ganz in der Stille, damit der draußen stehende Strolch Nichts davon bemerke, wurden die Waffen nach oben geschafft. Auch die Leiche des alten Lucas trug man hinauf, weil man fürchtete, die eindringenden Wütheriche würden ihre Rache an derselben auslassen und sie auf rohe Weise verstümmeln. Den Wein ließ man absichtlich stehen, um dadurch den Appetit der Räuber zu reizen und sie vielleicht zu veranlassen, den Keller nach mehr dergleichen zu durchsuchen, wodurch man immer wieder einen kurzen Aufschub zu gewinnen hoffen durfte.

Und „Zeit gewonnen, Alles gewonnen!" konnte man jetzt in der That sagen.

Das untere Stockwerk war jetzt ganz verlassen und die Barrikade auf der Treppe geschlossen worden; glücklicherweise war dies der einzige Aufgang im Hause, und es konnte daher die gesammte Mannschaft zu ihrer Vertheidigung verwandt werden; es waren freilich nur fünf Männer und die Deckung, die sie finden konnten, noch mangelhafter als vorher. Wenn die Räuber Feuer im Hause anlegten, sahen sie und die armen Frauen dem schaudervollsten Tode entgegen.

In athemloser Spannung verging Allen wohl eine Viertelstunde.

Da brach plötzlich ein furchtbarer Lärm los, als ob wilde Thiere aus ihrem Käfige ausgebrochen seien. Aus den Fenstern konnte man sehen, wie das Gesindel, Männer und Weiber — es waren deren fünf oder sechs bei der Bande, der Abschaum

ihres Geschlechts — auf die Hinterthür des Schlosses zustürzte; man hörte, wie die Thür krachte und aufgerissen wurde.

Hugo hatte verboten, auf die Einbrechenden zu schießen; er wollte sie nicht unnütz erbittern, Munition sparen und vielleicht dadurch Zeit gewinnen, daß sie in ihrer Habgier, bevor sie den Angriff auf die Treppe unternähmen, das untere Stockwerk ausplünderten.

Die Bande schien nicht wenig überrascht, als sie das Nest, wie man sagt, leer fand, indessen war es leicht zu errathen, wohin die Vögel ausgeflogen seien, und in dem Stimmengewirre, das jetzt durch das Haus brauste, unterschied man deutlich Rufe, wie:

„Sie haben sich nach oben geflüchtet! Ihnen nach! Schlagt sie Alle todt!"

Dazwischen jubelten wieder andere Stimmen über die elegante Ausstattung der Zimmer, aus der sich auf reiche Beute schließen ließ, und Mehrere riefen ihren Genossen zu, sich, bevor man die Arbeit fortsetze, an dem gefundenen Weine zu stärken.

Einige waren schon im Begriffe gewesen, die Treppe hinaufzustürmen, als sie aber die Barrikade erblickten, durch deren Oeffnungen die Mündungen der Büchsen hervorlugten, mochten sie wohl denken, ihre Genossen könnten sich ebenso gut da hinan wagen als sie selbst, und kehrten wieder um.

Es war ein furchtbarer, wüster Lärmen im Erdgeschosse; man vernahm Singen, Schreien, Lachen und Fluchen durcheinander, hörte die Spiegel klirren und die Möbel zerschlagen, die der Uebermuth und die thierische Bosheit nicht schonten. Vielleicht war es noch ein Glück, daß die oben Eingeschlossenen diesem Wüthen nicht zusehen konnten, denn die Damen würden dabei vielleicht ohnmächtig, die Männer bis zur Unbesonnenheit erbittert worden sein.

Die abscheulichen Weiber wühlten in den Kästen, welche Garderobe und Schmuck der Damen vom Schlosse enthielten,

umher und putzten sich hohnlachend mit den ihnen zusagenden Gegenständen, die Kerle suchten nach Geld und Geldeswerth, ein Theil von ihnen in den Kellern nach Wein, wobei sie auch einen ihren Erwartungen entsprechenden Fund machten. Ganze Fäßchen wurden dort aufgeschlagen, so daß die Flüssigkeit den Boden näßte, andere unter Jauchzen hinaufgeschleppt.

Die begierigen Menschen, die sich wohl lange nicht hatten so gut thun können, schienen jetzt die Einwohner des Hauses ganz vergessen zu haben und begannen die wildesten Orgien zu feiern; bald war der größte Theil dieser Männer und Weiber berauscht.

Wie schmerzlich dieses wilde Treiben, bei dem ein Theil des Hauses und Mobiliars zerstört wurde, Denen, die sich in die obere Etage zurückgezogen hatten, auch sein mochte, so fanden sie darin andererseits doch auch einige Beruhigung und Hoffnung auf Rettung; aber diese hing, wie sie wohl fühlten, nur an einem dünnen Faden, der in jedem Momente zerreißen konnte; es brauchte ja blos einem der Halbtollen einzufallen, der Schloßbewohner wieder zu erwähnen, und die rasende Rachewuth konnte von Neuem ausbrechen.

Es schien wirklich so, als solle sich dazu Veranlassung finden, denn Die, welche noch am nüchternsten waren, besannen sich jetzt, daß ihre verwundeten und todten Spießgesellen noch im Walde und vor dem Hause lägen, und gingen hinaus, um sie in das Schloß zu tragen. Wie sich dabei überzählen ließ, hatten sie zwei Todte und sechs Schwerverwundete. Als diese in die Zimmer gebracht wurden, erhob sich wieder ein wildes Geheul; aber wirkliches Mitgefühl hatten diese Halbmenschen ja nicht einmal für Ihresgleichen, Habgier und Genußsucht waren die Empfindungen, welche alle übrigen in ihnen unterdrückten.

Welches nun auch ihre Verhandlungen gewesen sein mochten — eine Weile später erschienen einige Kerle unten an der Treppe, und Einer von ihnen, welcher der Anführer der ganzen

Schaar zu sein schien, denn er hatte sich mit einer zerrissenen österreichischen Husarenuniform und übrigens auf die phantastischste Weise herausstaffirt, stieg, mit einem Tuche winkend, ein paar Stufen der Treppe hinan.

„Schießt nicht!“ rief er hinauf. „Wir wollen mit Euch parlamentiren.“

Der Kerl hatte etwas Soldatisches an sich; er war vielleicht auch österreichischer Deserteur und hatte sich als solcher bei der Bande in Ansehen zu setzen gewußt. Er hatte eine große, kräftige Figur und ein starkbebärtetes, von den gemeinsten Leidenschaften entstelltes Gesicht.

Hugo antwortete nicht, gab aber seinen Leuten ein Zeichen, die Büchsen zurückzuziehen. Was konnte es schaden, die Vorschläge dieser Menschen anzuhören? Vielleicht ließen sie sich mit einer Geldsumme abfinden, nachdem sie ihre Begierden befriedigt hatten, und so sehr ihm als Soldat und Mann auch ein solcher Vorschlag widerstrebt hätte, würde man ihn der Frauen wegen doch vielleicht annehmen können; die Hülfe mußte ja noch so fern sein.

„Hört mich an!“ rief der Halunke mit Stentorstimme wieder von unten hinauf. „Ihr seht wohl vernünftigerweise ein, daß Ihr Alle Kinder des Todes sein würdet, wenn uns Etwas daran läge, Euch um Euer bischen Leben zu bringen, für das ich keinen Kreuzer mehr geben möchte; wir brauchen ja blos das Haus in Brand zu stecken, und keine Maus wird daraus entkommen. Aber wir wollen unsere Geschäfte lieber friedlich abmachen, und Ihr thut jedenfalls am besten, wenn Ihr auf unsere Bedingungen eingeht. Ihr Männer sollt allesammt freien Abzug haben, meinetwegen auch mit Waffen, denn man muß gestehen, daß Ihr Euch brav gehalten habt, aber was im Hause nicht niet- und nagelfest ist, bleibt unser, und die Weiber dazu — davon gehen wir einmal nicht ab. Es sollen ja hier recht hübsche Dirnen im Hause sein — die häßlichen und alten geben wir Euch freiwillig heraus — aber mit den jungen vornehmen

Dämchen möchten wir wohl einmal ein Tänzchen machen; sie sollen sich nicht über uns beklagen. Hahaha!"

Seine hinter ihm stehenden Gefährten stimmten in das rohe Gelächter mit ein, aber dasselbe sollte nicht zu Ende kommen.

Hugo hätte selbst in dieser Canaille den Unterhändler geachtet, obgleich er ihn als einen solchen höchstens durch sein Schweigen anerkannt hatte, aber diese frechen, nichtswürdigen Worte empörten ihn so über alle Maßen, daß er selbst kaum wußte, viel weniger überlegte, was er that. In einem Momente hatte er seine Büchse angelegt, im nächsten krachte der Schuß durch das Haus, und der Elende wälzte sich in seinem Blute auf den Steinplatten des Flures.

Die anderen Plünderer wichen zurück, dann stießen sie ein wüthendes Geschrei aus. Ihre Genossen stürmten aus den Zimmern hervor und stimmten in das Gebrüll ein, als sie den am Boden Liegenden erblickten.

„Räuchert sie aus! Legt Feuer an!" gurgelte der Letztere mühsam.

Man hörte nicht auf ihn, sondern stürmte blindlings die Treppe hinauf gegen die Barrikade. Fünf Schüsse blitzten und knallten zu gleicher Zeit — ein Todter blieb auf der Treppe liegen, Mehrere waren verwundet, die Uebrigen machten Kehrt und stürzten die Stufen ebenso schnell hinab, wie sie gekommen waren.

Der Führer der Bande, der Mensch in der Husarenjacke, wurde unter den Füßen der Fliehenden wohl zertreten; er rührte sich nicht mehr.

„Jetzt sind wir verloren," sagte der alte Franz düster, aber kalt.

Keiner erwiederte Etwas darauf; gewiß dachten Alle ebenso. Hugo machte sich Vorwürfe, daß er diese Katastrophe herbeigeführt habe, aber er fühlte, daß er in einem ähnlichen Falle

das Gleiche thun würde. Als er sich zufällig umwandte, stand Minna todtenbleich hinter ihm.

„Das ist meine Schuld," sagte er trübe. „Verzeihen Sie mir."

„O nein, Sie konnten nicht anders handeln," erwiederte sie; „wir werden Alle zusammen sterben."

„Wie gern hätte ich Wilhelm noch einmal gesehen!" setzte sie tiefseufzend hinzu.

Eine Pause der schrecklichsten Ungewißheit war eingetreten.

Die Uhr zeigte auf halb Fünf.

X.

Entsatz.

Man hörte und sah jetzt, wie ein großer Theil der Bande, deren Orgie auf so tragische Weise unterbrochen worden war, das Schloß verließ und sich wieder in den Wald begab; da es schon hell geworden war, konnte man ihre Bewegungen verfolgen und bald errathen, welche Absicht sie leitete. Sie hieben Zweige von den Bäumen und Sträuchern ab und schnürten aus denselben große Bündel zusammen, die sie dann in das Haus trugen und auf dem Flure und in den Zimmern über einander thürmten; es lag klar am Tage, daß sie das Schloß in Brand zu stecken gedachten. Hierauf trugen sie ihre Verwundeten wieder hinaus und schleppten die noch nicht geleerten Weinfässer und schwere Säcke, in die sie ihren Raub verpackt hatten, mit sich fort.

Dies Alles nahm um so mehr Zeit fort, als die Meisten, einschließlich die Weiber, ziemlich stark oder ganz betrunken waren; da die Einwohner des Schlosses nicht auf sie schossen, — denn Hugo hielt dies jetzt noch für ganz überflüssig — beeilten sie sich nicht gerade sehr.

Am aufgebrachtesten durch diesen Anblick war der alte Franz; jedes Stück, das dem Hause gehörte, war ihm, so zu sagen, an das Herz gewachsen, und obgleich ihm und seiner

Herrschaft der nahe Tod ziemlich gewiß war, erregte dieser freche Raub doch noch seine höchste Wuth. Der Adjutant hatte alle Mühe, ihn abzuhalten, daß er Feuer gebe, und endlich setzte sich der Greis, der während der ganzen Dauer des Kampfes bewunderungswürdigen Muth an den Tag gelegt hatte, auf eine Treppenstufe nieder, bedeckte das Gesicht mit den mageren Händen und vergoß bitterliche Thränen; es waren Thränen der Wuth.

Hugo forderte jetzt Minna, die noch immer neben ihm stand, auf, ihn zu den anderen Damen zu begleiten; obgleich er ihnen nicht alle Hoffnung rauben mochte, drängte es ihn doch, ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen; überhaupt sehnte er sich in seiner letzten Stunde nach einer anderen Unterhaltung und Gesellschaft, als ihm die braven, aber ungebildeten Leute gewähren konnten.

Die Oberstin ruhte ganz erschöpft in einem Lehnsessel und schien, ihren gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Blicken nach zu schließen, zu beten. Selma kniete zu ihren Füßen und hatte das Haupt in ihren Schooß gelegt.

Als der Adjutant zu dieser kleinen Gruppe trat, reichte die alte Dame ihm stumm die Hand; ihr Blick sprach ihm Dank aus, verrieth aber auch vollständige Hoffnungslosigkeit. Auch Selma wandte ihm ihr bleiches Gesicht zu, und zum ersten Male fand er darin einen Ausdruck, der ihn nöthigte, die Augen niederzuschlagen.

Es war, als ob das junge Mädchen es in den letzten Augenblicken nicht mehr für nöthig halte oder nicht im Stande sei, die das Herz beherrschenden Gefühle zu verbergen; in ihrem Blicke lag eine unbeschreibliche Mischung von Liebe, Hingebung, Angst und sanftem Vorwurf; dieser Blick ersetzte deutlich die Worte: „Ich habe Dich so sehr geliebt, ich werde Dich immer lieben, aber Du stößest meine Liebe von Dir.“

Und wieder dachte Hugo: „Keine wäre der Erwiederung dieser Liebe so würdig wie sie, und sie würde sie besitzen, wenn mein Herz nicht durch eine andere Pflicht gebunden wäre.“

Es lag in diesem Gedanken vielleicht schon eine kleine Untreue gegen Therese von Liebow, aber sie war willenlos und wohl nur durch die tiefernste Situation herbeigeführt: er betrachtete sich als einen Theresen bereits für immer Verlorenen, und jetzt knüpfte der Tod ein neues Band zwischen ihm und diesem lieblichen Mädchen, dessen Herz, wie er wohl wußte, ihm ganz gehörte.

Nicht vermögend, Worte der Hoffnung und des Trostes zu finden, blieb er schweigend vor den Damen stehen.

„Sollte es denn gar keine Rettung mehr geben?" fragte die Oberstin kaum hörbar nach einer langen Pause; „der Himmel weiß, daß ich für meine Person den Tod nicht fürchte, denn er wird mich mit meinen Lieben wieder vereinigen, nachdem ich durch lange Jahre alle Freuden und Leiden des Lebens gekostet habe; — aber sind denn diese beiden hoffnungsvollen jungen Wesen nicht zu retten?"

Sie deutete dabei auf ihre Nichte und Minna.

„Ich will noch einen Versuch dazu machen," erwiederte Hugo, von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt; aber er mußte sich dabei auf die Lippen beißen, um den Widerwillen gegen die Ausführung dieses neuen Planes zu unterdrücken; sein Auge war noch düsterer als zuvor geworden.

Die drei Damen blickten ihn mit neu erwachender Hoffnung fragend an.

„Haben Sie viel baares Geld im Hause, gnädige Frau?"

„Vielleicht gegen tausend Thaler."

„Es ist hier in der oberen Etage verwahrt?"

„Ja. Aber weshalb fragen Sie mich danach?"

„Im Nothfalle würden Sie eine Anweisung auf größere Summen für Ihren Banquier ausstellen können?"

„Gewiß."

„Nun gut; derartige Opfer, so groß sie auch sein mögen, können nicht in Betracht kommen, wo es sich um das Leben handelt. Sie sind gewiß derselben Meinung?"

„O, ich möchte mein ganzes Vermögen hingeben, könnte ich dadurch dieser schrecklichen Pein ein Ende machen!"

„Ich will noch einmal versuchen, mit dem Gesindel zu unterhandeln; ich will ihnen große Summen bieten, wenn sie jetzt das Haus verlassen, und sie darauf aufmerksam machen, daß dieselben ihnen verloren gehen, wenn sie das Haus in Brand stecken, ich will —"

Hugo sprach ziemlich heftig und erregt, denn das Opfer, das er zu bringen gedachte, widersprach vollständig seinem Ehrgefühle; er, der preußische Offizier, sollte, anstatt wie ein Mann zu sterben, diese niedrigen Schurken bitten, mit ihnen um sein Leben zu handeln — es gab keine tiefere Demüthigung. Aber noch ein anderer Entschluß lag im Hintergrunde seiner Seele, den er nicht aussprach, und dieser war, die Schande, die er um Anderer willen auf sich zu nehmen genöthigt war, nicht lange zu überleben, sich selbst eine Kugel vor den Kopf zu schießen, wenn der Vertrag zu Stande gekommen und die Damen in Sicherheit wären.

Die Oberstin blickte unentschlossen vor sich hin; sie begriff gewiß recht gut, wie sehr sich herabzuwürdigen er bereit war, und fühlte sich zweifelhaft, ob die Rettung eines solchen Preises werth sei, nämlich der Ehre des Mannes, der für sie und ihr Eigenthum sein Leben bereits so muthvoll in die Schanze geschlagen hatte.

Minna's Stolz empörte sich gegen diese neue Unterhandlung, nachdem sie Zeugin der früheren gewesen, und schon war sie im Begriffe, ihre Stimme auf das Entschiedenste dagegen zu erheben, als ihr Selma zuvorkam.

Das junge Mädchen richtete sich mit glühenden Wangen und blitzenden Augen auf und rief lebhaft:

„Das dürfen Sie nimmermehr thun, Herr von Mohrfeldt! Lieber will ich sterben, als Sie und uns Alle so entehrt zu sehen! Sie dürfen nicht mit diesen schlechten Menschen unter-

handeln, nicht bei ihnen um Gnade bitten! Gewiß denken meine Tante und Minna ebenso wie ich."

Alle waren überrascht durch diese entschiedene Meinungsäußerung Selma's, die sonst so schüchtern und zurückhaltend zu sein pflegte, Hugo aber betrachtete das junge Mädchen, das so kräftig für seine Ehre in die Schranken trat, mit offener Bewunderung.

Bevor er noch eine Antwort hatte geben können, erhob sich im Hause wieder ein furchtbarer Lärmen. Die Damen fuhren erschrocken zusammen, und selbst der Adjutant erbleichte. Es war kein Zweifel mehr, daß das entmenschte Volk jetzt zur Ausübung seiner Rache schreite; in wenigen Minuten mußte sich der Qualm von den in Menge aufgehäuften angezündeten Reisigbündeln durch das ganze Haus verbreiten und für die Unglücklichen, die sich in demselben eingeschlossen befanden, den qualvollsten Erstickungstod herbeiführen.

Die Damen sanken, die Hände zum Gebete faltend, auf die Knie, Hugo wandte sich, um noch zum letzten Male seinen Kampfgenossen Muth einzusprechen und von den braven Männern Abschied zu nehmen, dann wollte er zurückkehren, um mit den Frauen zusammen zu sterben. Als er sich noch einmal umblickte, ehe er das Zimmer verließ, sah er, wie Selma, von den beiden Anderen augenblicklich unbeachtet, mit unendlich schmerzlichem Gesichtsausdrucke die Arme gegen ihn ausstreckte und wie sich ihre Lippen bewegten, als ob sie ihn zurückrufen wolle, aber Scham und Todesangst schienen ihre Zunge zu fesseln.

Unentschlossen, ob er zu ihr eilen solle, blieb Hugo an der Thür stehen; da knallten draußen vor dem Hause ein paar Schüsse, und fast in demselben Augenblicke stürzte der alte Franz auf ihn zu und rief, halb jubelnd, halb weinend:

„Wir sind gerettet! Die Husaren sind da!"

Der Greis stürmte an ihm vorüber in das Zimmer hinein, wiederholte, zu den Füßen seiner Gebieterin niedersinkend, den Ruf und fiel dann erschöpft zusammen.

Gerettet! — Noch vermochten die schon so sicher auf den Tod Vorbereiteten nicht an das Wort zu glauben; selbst Hugo fühlte sich schwindelig.

Er eilte an eines der Fenster, stieß den verschlossenen Laden auf und blickte hinaus.

„Gerettet!" rief auch er im Tone der höchsten Freude und setzte hochaufathmend hinzu: „Das war die höchste Zeit!"

In die Damen war neue Kraft gekommen; sie waren sofort, wie elektrisirt durch das Zauberwort, aufgesprungen und standen schon neben ihm am Fenster.

Man hatte ein wildbewegtes, schauerliches Bild vor sich — und dennoch erschien dies in den ersten Augenblicken Allen schön.

Oesterreichische Husaren — vom Regimente Haller — jagten auf schäumenden Pferden, mit geschwungenem Säbel oder der Pistole in der Hand, einzeln oder zu Zweien und Dreien quer über die kleine Lichtung des Waldes und ritten die jammervoll heulenden Spitzbuben, die ihre Waffen von sich warfen und in schleunigster Flucht den Wald zu erreichen bemüht waren, über und über, schossen und hieben zwischen sie hinein. Es war ein wildes, buntes Getümmel, das sich gar nicht beschreiben läßt — Verwünschungen, Drohungen, Bitten, Schmerzensgeschrei, Alles klang wirr durch einander.

Man weiß, daß der Adjutant gerade die Haller-Husaren nie besonders geliebt hatte, aber heute sah er in ihnen nur rettende Engel und fühlte sich von Dank für diese braven Leute beseelt, die, wie das Aussehen ihrer Pferde bewies, scharf zugeritten waren, um nicht zu spät zu kommen.

Plötzlich stieß Selma einen Ruf der Ueberraschung aus und sagte, den Arm der Oberstin ergreifend und in eine bestimmte Richtung deutend:

„Sieh doch, theure Tante, es ist ja Vetter Karl!"

Hugo fuhr bei diesem Namen zusammen, und seine Stirn verfinsterte sich, als er wirklich den Rittmeister von Tannenburg erblickte, der, hoch zu Roß, mit lauter Stimme seine Befehle

ertheilte — eine der stattlichsten Reitererscheinungen. Der Adjutant sah, wie er vom Pferde sprang, die Zügel desselben einem seiner Husaren übergab und allein in das Haus eilte.

In diesem Augenblicke konnte Hugo sich wirklich keine Rechenschaft davon ablegen, ob er sich über die Rettung freuen solle oder nicht; dem gehaßten Nebenbuhler das Leben verdanken zu müssen, das war eine schwer drückende Last für ihn, für Jenen ein Triumph. Der Rittmeister hatte zwar nicht mehr als seine Schuldigkeit gethan, nachdem er als Soldat kommandirt worden war, das Bergschloß zu entsetzen, und war etwas darüber geschehen, so kam dies wohl nur auf Rechnung der Anhänglichkeit an seine Verwandten, er wußte vielleicht noch nicht einmal, daß er den Lieutenant von Mohrfeldt hier treffen werde, aber das Schicksal hatte es nun einmal so gefügt, daß er gerade als Retter seines Feindes auftreten mußte, und ein einziger Blick von ihm konnte fortan Hugo auf höhnische Weise daran erinnern.

Die Oberstin und ihre Nichte gingen dem Rittmeister bis an die Thür des Zimmers entgegen; Hugo und Minna blieben noch an dem Fenster stehen, und sie fragte ihn, wer der Vetter Karl eigentlich sei, worauf er nur eine sehr einsylbige Antwort gab; der alte Franz hatte sich schon wieder aufgerafft und war mit den übrigen Leuten die Treppe hinabgeeilt, um die vor Kurzem noch so gefährlichen Reisigbündel fortzuschaffen und die angerichtete Verwüstung in Augenschein zu nehmen.

Von der Bande, die sich beim ersten Anblicke der rasch heransprengenden Husaren eiligst aus dem Staube zu machen versucht hatte, war ungefähr die Hälfte, zum großen Theile aber verwundet, entkommen, indem sie sich in den Wald warf, dessen dichtes Gebüsch die Husaren nicht weit zu durchdringen vermochten. Einzelne lagen schwerverwundet auf der Erde, der Rest, wobei sich fast alle die phantastisch mit den geraubten Garderobestücken und Schmuckgegenständen aufgeputzten Weiber befanden, stand oder kauerte, von Husaren, die ihnen manchen

wuchtigen Säbelhieb aufzählten, vor dem Hause; sie waren mit den Fouragierleinen gefesselt worden, und Mehreren lief das Blut über Gesicht und Körper hinab. In den verzerrten Gesichtszügen sprach sich die Todesangst, welche selbst die Betrunkensten ernüchtert hatte, aus, denn sie wußten, daß das Maß ihrer Verbrechen voll sei und daß man in Olmütz wenig Umstände mit ihnen machen werde; sie konnten sich auch mit Sicherheit als Futter für die Zuchthäuser oder für den Galgen betrachten.

Die geraubten Sachen wurden ihnen natürlich abgenommen und wieder an den alten Franz, der darauf Ansprüche machte, abgeliefert.

Sehen wir uns nun aber nach dem Rittmeister um! — Der Kutscher der Baronin hatte seine Schuldigkeit in vollem Maße gethan; als er die ersten Schüsse bei dem Bergschlosse fallen hörte und nicht mehr zweifeln konnte, daß ein Angriff stattfinde, warf er sich in den Sattel und sprengte verhängten Zügels den Weg nach der Festung entlang. Glücklicherweise stieß er auf kein Hinderniß und das Pferd hielt sich brav; in kürzerer Zeit, als man berechnet hatte, war er vor der Festung angekommen und fand, nachdem er hinreichende Auskunft gegeben, Einlaß. Der Festungskommandant las den Brief und befahl, da er wußte, die Oberstin sei eine nahe Verwandte des Rittmeisters von Tannenburg, daß der Letztere sogleich mit dreißig Husaren nach dem Bergschlosse aufbreche. Es traf sich auch gerade, daß der Rittmeister zu Hause war, und kaum erfuhr er, um was es sich handle, als er eiligst aus dem Bette sprang und sich ankleidete; es lag ihm viel daran, seiner Tante einen so wichtigen Dienst zu leisten, denn wer konnte wissen, ob er später einmal ihrer Hülfe nicht sehr nothwendig bedürfen würde? — Kurze Zeit darauf schon verließ er mit seinen Husaren die Festung, nachdem er sich nicht einmal Zeit gelassen, den Kutscher, der wegen Ermüdung seines Pferdes zurückbleiben mußte, nach allen einzelnen Umständen auszufragen; daher kam

es auch, daß er durchaus nicht erwartete, den Lieutenant von Mohrfeldt dort anzutreffen.

Er schonte die Pferde nicht und hatte sehr wohl daran gethan, denn wäre er einige Minuten später gekommen, so würde er wahrscheinlich das Haus in vollen Flammen stehend gefunden und die Einwohner desselben nie wiedergesehen haben.

Als der Rittmeister in das Zimmer trat, in dem er, wie man ihm gesagt hatte, seine Tante und Cousine finden sollte, bemerkte er nicht sogleich die beiden anderen, am Fenster stehenden Personen. Der scharfe Ritt, die Ungeduld und der Zorn über das Räubergesindel, als er dessen Verwüstungen vor Augen bekam, hatten sein Gesicht lebhaft geröthet, seine Augen blitzend gemacht, und selbst der Neid mußte ihm die Gerechtigket widerfahren lassen, daß er ein sehr schöner Mann sei.

„Der Himmel sei gelobt, daß ich zur rechten Zeit eingetroffen bin, hochverehrte Tante, Sie von diesen Unholden zu befreien," sagte er und küßte der Oberstin ehrfurchtsvoll die Hand. „Diese schändliche Bande hat zwar, wie ich sehe, schon viel Unheil angerichtet, aber das Kostbarste, Ihr Leben, ist ja gerettet. Wäre ich zu spät gekommen, so hätte ich auf der Stelle Alle über die Klinge springen lassen, aber das hätte geheißen, dem Henker in's Handwerk pfuschen. Sieh da, beste Cousine Selma! Wie lange habe ich nicht das Glück gehabt, Sie zu sehen! Aber wie aufgeregt, wie angegriffen Sie aussehen! O was müssen Sie Armen gelitten haben, während sie von diesen Canaillen bedroht wurden, nur umgeben von einigen treuen Dienern, denen Sie nicht einmal ohne Rückhalt Ihr Herz ausschütten konnten —"

Die Oberstin unterbrach den Redefluß ihres Neffen, indem sie, sich halb gegen Hugo und Minna umwendend, sagte:

„Wir sind in dieser Noth nicht allein gewesen, mein bester Karl; erlaube, daß ich Dich mit unseren Unglücksgefährten bekannt mache, die sich in der Gefahr als die treuesten Freunde bewiesen haben."

Förmlich vorstellend fuhr sie fort:

„Mein Neffe, der Rittmeister Freiherr von Tannenburg — Fräulein Minna von Hofleben, seit einiger Zeit ein lieber Gast unseres Hauses — Lieutenant von Mohrfeldt, dem Du dafür Deinen Dank sagen magst, mein lieber Karl, daß Du Deine Verwandten noch am Leben gefunden hast.“

Der Rittmeister hatte mechanisch eine Verbeugung gemacht, bevor er die beiden Gäste des Hauses noch recht in das Auge gefaßt — er konnte Hugo auch so leicht nicht wiedererkennen, da dessen Gesicht von Pulverdampf ganz geschwärzt war und er dem durch das Fenster fallenden Lichte den Rücken zuwandte — bei Nennung seines Namens zuckte er aber zusammen, blickte auf, und sein Blick begegnete dem seines gehaßtesten Feindes, den er durch einen Pistolenschuß getödtet zu haben glaubte.

Der Adjutant war nur zögernd vorgetreten und erwiederte den ihm gewordenen Gruß sehr gemessen. Die beiden Männer starrten sich einige Sekunden lang in die Augen, dann flammte bei Beiden blitzschnell ein Feuerstrahl in denselben auf, aber sie erinnerten sich des Ortes und der Gesellschaft, in der sie sich befanden, blickten zu Boden und verbeugten sich noch einmal gegen einander.

„Ich bin überzeugt, daß Sie bald Freunde sein werden,“ sagte die Oberstin, die ebenso wenig wie die beiden jungen Damen die seltsamen Blicke der Männer bemerkt hatte; — „wenn Sie auch die Uniformen verschiedener Kriegsherren tragen, so sind dieselben ja jetzt — Gott sei Dank! — im Begriffe, sich wieder die Hände zu reichen, und zwischen tapferen Männern besteht des Straußes halber, den sie auf dem Schlachtfelde ausgefochten haben, gewiß nicht lange ein Groll.“

„Ich bedaure, theure Tante,“ entgegnete der Rittmeister, der einer direkten Antwort auszuweichen suchte, „daß ich nicht des Glückes werde theilhaftig werden können, mich längere Zeit in Ihrem Hause aufzuhalten, denn mein Dienst verpflichtet mich, noch an diesem Vormittage nach der Festung zurückzukehren, um

dem Kommandanten meine Meldung zu erstatten und die Gefangenen abzuliefern."

Hugo dachte daran, daß er den Damen des Bergschlosses bei seiner Ankunft gesagt hatte, ein offizieller Auftrag führe ihn nach der Festung; es war nun Nichts natürlicher, als daß die Oberstin dessen erwähnte, vielleicht gar den Vorschlag machte, er möge den Rittmeister begleiten. Dadurch wäre er in ein arges Dilemma versetzt worden, und im Augenblicke fand er keinen Rath, wie er sich aus demselben ziehen könne; er befand sich daher in der äußersten Verlegenheit. Der Rittmeister hätte wenig scharfsichtig und nicht so eifersüchtig, wie er sich schon gezeigt, gewesen sein müssen, wenn er nicht das wahre Ziel seines Rittes in dieser Gegend errathen sollte.

Vielleicht würde die Oberstin schon jetzt das gefürchtete Wort gesprochen haben, aber die Antwort des Rittmeisters brachte sie glücklicherweise auf einen anderen Gedanken.

„Wie?" rief sie bestürzt, „Du willst uns sogleich wieder verlassen, Karl? Wenn nun aber der Deinen Husaren entkommene Rest der Bande zurückkehren sollte, um Rache an uns zu nehmen?"

„Fürchten Sie das nicht, liebe Tante," meinte der Rittmeister; „diese Menschen haben eine zu scharfe Lehre erhalten und sind zu feige, als daß sie sich selbst noch einmal in Gefahr bringen sollten. Uebrigens werde ich Ihnen einen Korporal und einige Reiter hier zurücklassen, welche zur Bewachung des Schlosses genügen werden."

Die Oberstin war befriedigt. Sie forderte nun die Anwesenden auf, mit ihr eine Runde durch das Haus zu machen, um den angerichteten Schaden zu übersehen und Anordnungen zur Wiederherstellung der alten Ordnung treffen zu können; inzwischen sollte Selma das Frühstück besorgen, dessen ein Jeder nach den ausgestandenen Anstrengungen wohl bedurfte.

Die alte Dame nahm den Arm ihres Neffen und ließ sich umherführen, Hugo und Minna folgten.

Der Adjutant, der noch immer ganz mit seiner Verlegenheitslage beschäftigt war, faßte einen raschen Entschluß.

„Fräulein Minna," sagte er leise zu dem jungen Mädchen, „ich bin genöthigt, Ihren Beistand in einer mir peinlichen Angelegenheit in Anspruch zu nehmen. Wie Sie wissen, habe ich einen dienstlichen Auftrag für den Kommandanten von Olmütz," — Hugo erröthete bei der neuen Nothlüge — „doch ist derselbe derartig, daß ich wünschen muß, es möge kein anderer Offizier der Besatzung davon Kenntniß erhalten. Möglicher, sogar wahrscheinlicher Weise wird nun die Oberstin den Vorschlag machen, daß ich ihren Neffen begleiten möge, und dies gerade wünsche ich zu vermeiden. Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie ihr einen Wink darüber geben wollten."

„Recht gern," erwiederte Minna, die eine ganz andere Eröffnung erwartet hatte; dieser legte sie gerade keinen besonderen Werth bei. „Sie wollen oder müssen vielmehr uns also auch bald verlassen?"

„Sobald der Rittmeister zurückgekehrt ist."

„Und werden wir Sie auf dem Rückwege wiedersehen?"

„Es wird mir unmöglich sein, noch einmal einen Abstecher nach dem Bergschlosse zu machen, da mir die Zeit nur sehr kurz zugemessen ist. Ich gedenke von Proßnitz aus sogleich einen vierzehntägigen Urlaub nach Dresden anzutreten."

Und er erzählte ihr von der Krankheit seiner Schwester, die Minna mit der größten Theilnahme erfüllte, obgleich sie Emma's persönliche Bekanntschaft noch nicht gemacht hatte.

Sobald sich eine Gelegenheit dazu fand, theilte sie Hugo's Wunsch der Oberstin mit, und diese sagte bereitwillig zu, dem Rittmeister seine Absicht zu verschweigen.

Als der Letztere nun bald darauf seine Tante fragte, wie der preußische Lieutenant eigentlich hierhergekommen sei, erwiederte sie ihm, daß derselbe, der während seines längeren Aufenthaltes auf dem Bergschlosse beinahe wie ein Familienmitglied betrachtet worden und übrigens ein alter Bekannter des Fräu-

leins von Hofleben sei, nur zufällig seinen Besuch abgestattet habe und noch an demselben Tage nach seinem jetzigen Standquartiere Proßnitz zurückzukehren gedenke.

„Haben Sie, verehrte Tante," fragte späterhin der Rittmeister, „in letzter Zeit Frau von Liebow gesehen?"

„Sie hat uns einige Male besucht," antwortete die Oberstin etwas zurückhaltend, da sie, nach Theresens Mittheilung, die Verlobung derselben mit ihrem Neffen für aufgelöst halten mußte.

Der Rittmeister entgegnete Nichts, aber er machte eine düstere Miene und biß die Zähne fest auf einander.

Zu einer ausführlicheren Unterhaltung, welche auch beide Theile scheuten, so weit sie wenigstens Frau von Liebow anbetraf, — denn die Oberstin vermaß sich nicht, ihrem Neffen geradezu Vorwürfe zu machen — kam man nicht, da der Anblick der im Schlosse angerichteten rohen Verwüstung mancherlei Anderes zu sprechen gab.

Die Oberstin hatte einen großen Verlust erlitten, dennoch ließ sich derselbe bei ihrem bedeutenden Vermögen schon verschmerzen, besonders wenn man daran zurückdachte, welch' viel traurigeren Ausgang das Ereigniß hätte nehmen können.

Am meisten betrübt und aufgebracht war der alte Franz, der sich trotz seiner Ermüdung sogleich damit beschäftigte, wieder einige Ordnung in dieses Chaos zu bringen, damit das Bergschloß bald wieder so stattlich wie früher dastehen möge.

Jetzt kamen auch die Einwohner des Dorfes herbei, die von der Bande gar nicht heimgesucht worden waren; offenbar beschämt darüber, daß sie die Oberstin und deren Eigenthum, besonders das Engelsfräulein, dem sie so vielen Dank schuldeten, im Stiche gelassen hatten, wagten sie sich theils gar nicht an das Schloß hinan, sondern begnügten sich, die Gefangenen aus der Ferne zu beschauen, theils beeiferten sie sich, als wollten sie ihren Fehler wieder gut machen, dem alten Hausmeister, der es an bitteren Vorwürfen nicht fehlen ließ, beim Aufräumen zur Hand zu gehen. Die Oberstin und Selma trugen den Leuten

ihre Theilnahmlosigkeit oder Furcht übrigens nicht nach, sondern zeigten sich gütig wie immer gegen sie.

In der oberen Etage war für die Herrschaft, so gut es sich in der Eile und nach der Plünderung aller Vorräthe thun ließ, ein Frühstück servirt worden, und die Husaren erquickten sich draußen, während sie zugleich ihre Pferde fütterten.

Wie gern hätte Hugo ein weiteres Zusammentreffen mit dem Rittmeister von Tannenburg vermieden! Wenn er sich aber jetzt schon verabschiedete und fortritt, konnte er sich für überzeugt halten, daß Jener den Weg, den er einschlüge, beobachten lassen würde, und dies mußte er aus Rücksicht für Therese vermeiden. Beide hatten nach kurzer Begrüßung kein Wort mit einander gewechselt, was den Damen jedenfalls auffiel; dies konnte ihnen selbst nicht entgehen, als sie beim Frühstücke dicht neben einander saßen, und Beide suchten nach dem Stoffe zu einer Unterhaltung, in der sie ihre erzwungene Kaltblütigkeit einander gegenüber bewahren könnten.

Die Damen erzählten abwechselnd von den seit dem vergangenen Abende überstandenen Erlebnissen, und dabei fiel so viel gerechtes Lob auf Hugo, daß dieser selbst zuweilen bescheiden abwehren mußte, und der Rittmeister schwer zu kämpfen hatte, um nicht eine gar zu saure oder böse Miene zu machen.

Der drückende Bann, der auf den beiden Männern lastete, theilte sich bald auch den Damen mit, indessen wagte Niemand zu fragen, ob sie sich schon früher irgendwo begegnet hätten. Minna begriff, daß Hugo vorher wohl nur einen falschen Vorwand gebraucht, um sich der Begleitung des Rittmeisters nach Olmütz zu entziehen; da sie aber auf dem Bergschlosse nie die leiseste Andeutung darüber erhalten hatte, daß der Neffe der Oberstin früher in irgend einem Verhältnisse zu Frau von Liebow gestanden habe, vermochte sie das sonderbare Benehmen der beiden Offiziere, die doch, wenn sie auch verschiedenen Fahnen folgten, jetzt eine gewisse Kameradschaft hätte verbinden sollen, nicht zu erklären.

Wahrscheinlich war es nur diese peinliche Einsicht der Nothwendigkeit, an den Adjutanten in Gegenwart der Damen ein Wort richten zu müssen, die den Rittmeister zu der Aeußerung bewog, er habe einen Freund und voraussichtlich bald nahen Verwandten des Herrn von Mohrfeldt kennen gelernt, den sächsischen Oberlieutenant Günther.

Diese Mittheilung überraschte Hugo so sehr, daß er seine Abneigung vor einer Unterhaltung bezwang und sich lebhaft erkundigte, wann und wo er Hermann gesehen habe. Man wird sich erinnern, daß der Oberst von Mohrfeldt seinem Sohne in dem Briefe, den dieser zuletzt erhalten, nur hatte mittheilen können, Emma's Verlobter sei, den Zeitungsnachrichten zufolge, bei Königgrätz gefallen.

„Ich habe ihn noch gestern in Olmütz gesprochen," antwortete der Rittmeister.

„Gestern? in Olmütz?" wiederholte Hugo in großer Erregung. „Verzeihen Sie, wenn ich glauben muß, daß hier ein Irrthum obwalte."

„Von meiner Seite gewiß nicht," erwiederte kalthöflich der Rittmeister. „Der Oberlieutenant Günther, dessen freundschaftlicher Bekanntschaft ich mir schmeichle, hat mir erst vor Kurzem mitgetheilt, in welchem Verhältnisse er zu Ihrer geehrten Familie steht — oder wären Sie gar nicht der Sohn des Obersten von Mohrfeldt, der zur Zeit in Dresden wohnt?"

„Der bin ich, — aber mein Vater und meine unglückliche Schwester leben in der Ueberzeugung, Günther sei in der Schlacht bei Königgrätz gefallen."

„Ich kann Sie mit voller Bestimmtheit des Gegentheils versichern und begreife auch ganz gut dieses in Kriegszeiten nicht ungewöhnliche Mißverständniß."

Und der Rittmeister erzählte, wie er den sächsischen Offizier vor der Festung Olmütz — er verschwieg dabei sein Zusammentreffen mit ihm im Schlosse Frau von Liebow's — angetroffen und mit sich genommen, was er über dessen Schicksal seit

der Königgrätzer Schlacht erfahren habe und daß Hermann Günther jetzt wohlbehalten in Olmütz sei.

An eine Mystifikation war nicht zu denken. Hugo fühlte sich so herzlich erfreut, daß er einen Augenblick lang in Versuchung war, den Rittmeister, der ihm eine so gute Botschaft gebracht hatte, mit ganz freundlichen Augen zu betrachten, aber er überwand diese Regung und bedankte sich nur, wie es die Höflichkeit erforderte. Ueberzeugt, daß seine kranke Schwester durch Nichts besser und schneller geheilt werden könne, als durch einen Brief des Geliebten, der sie versicherte, daß er noch am Leben sei, war er sogleich entschlossen, an Hermann zu schreiben und ihn um einige Zeilen für Emma zu bitten.

„Würden Sie wohl die Güte haben," wandte er sich nach einigem Widerstreben, das aber durch die Liebe zu seiner Schwester besiegt wurde, an den Rittmeister, „einen Brief von mir an den Oberlieutenant Günther mitzunehmen?"

„Recht gern," erwiederte Jener höflich kurz, „ich halte es für meine Schuldigkeit."

Hugo begab sich sogleich in ein anderes Zimmer und schrieb an seinen zukünftigen Schwager; nachdem er ihn schonend von der Krankheit seiner Schwester in Kenntniß gesetzt hatte, bat er ihn, sogleich einige beruhigende Zeilen für Emma zu schreiben und dieselben auf irgend eine Weise nach Proßnitz zu befördern, was jetzt bei dem Waffenstillstande ohne große Mühe bewerkstelligt werden konnte; dort wollte er den Brief in Empfang und mit sich nach Dresden nehmen. Absichtlich hatte er Nichts davon erwähnt, daß er sich inzwischen nach Glücksburg begeben wolle, denn wenn er dem Rittmeister auch nicht zutrauen konnte, daß er das ihm anvertraute Schreiben erbrechen werde, so mochte er dieses Geheimniß doch nicht in andere Hände geben.

Der Rittmeister nahm den Brief, las nur flüchtig die Adresse und steckte ihn ein. Bald darauf bereitete er sich zum Aufbruche vor. Nachdem er sich bei den Damen verabschiedet hatte, wobei er die Hoffnung aussprach, seine theuren Ver-

wandten bald wieder besuchen zu können, machte er dem preußischen Offizier eine kalthöfliche Verbeugung, ohne ihm die Hand zu reichen, bestieg sein Pferd und ritt mit seinen Husaren, von denen, seinem Versprechen gemäß, einige zurückblieben, und den zu Zweien zusammengefesselten Gefangenen nach der Festung zurück.

Hugo mußte nun also, um Hermann's Brief in Empfang zu nehmen, sich nach seiner Rückkehr länger, als ihm eigentlich lieb war, in Proßnitz aufhalten, er war aber überzeugt, daß diese Verzögerung seiner Reise durch den wohlthätigen Einfluß, den die sichere Kunde von ihres Verlobten Leben und Wohlbefinden auf Emma ausüben müßte, bei Weitem aufgewogen werden würde.

Als Minna ihn mit einiger Verwunderung fragte, warum er denn, da er sich doch nach Olmütz begebe, den Oberlieutenant nicht in Person aufsuchen wolle, erwiederte er ihr, daß eben sein dienstlicher Auftrag dies verhindere; man werde ihn, als Ueberbringer einer Botschaft aus dem feindlichen Lager, der militairischen Sitte gemäß mit verbundenen Augen in die Festung einführen und mit keinem Anderen als dem Kommandanten unterhandeln lassen.

Nach der Entfernung des Rittmeisters hielt sich Hugo noch ein paar Stunden auf dem Bergschlosse auf, um Jenen einen Vorsprung gewinnen zu lassen; dann nahm auch er Abschied.

Die Oberstin reichte ihm gerührt die Hand, die er ehrerbietig küßte, und sprach ihm noch einmal ihren innigsten Dank, sowie die Hoffnung, ihn wiederzusehen, aus. Minna war sehr ernst und betrübt, denn sie hielt sich für überzeugt, daß er nie hierher wiederkehren und daß Selma noch einen langen Kampf zu bestehen haben werde, sich mit dieser ewigen Trennung zu versöhnen; sie selbst durfte wohl hoffen, ihm anderwärts wieder zu begegnen, wenn sie sich mit Wettstern vereinigte.

Absichtlich beeilte er den Abschied von Selma, die sich gefaßter zeigte, als man hätte denken sollen; wie viel Kampf und

bittere innerliche Thränen sie diese Ueberwindung kostete, wird man sich vorstellen können.

Der Ungar war frisch und munter; das Raubgesindel hatte gar keinen Versuch gemacht, den Stall zu erbrechen, weil es dessen Lage wohl nicht kannte oder in ihm keine so große Beute als in den Räumen des Wohnhauses zu machen erwartete.

Als der Adjutant, nachdem er dem alten Franz noch einmal die Hand gedrückt, abritt, war ihm das Herz doch etwas schwer, aber er zwang sich, nur an die nächste Zukunft zu denken; Selma's Bild durfte ja neben dem Theresens nicht in seinem Herzen wohnen.

XI.

Enthüllungen eines Geheimnisses.

Als der Rittmeister mit seiner Begleitung wieder in die Festung einzog, herrschte in derselben lebhafte Bewegung, und er erfuhr bald, daß Nachrichten von großer Wichtigkeit eingetroffen seien. Es handelte sich um nichts Minderes als den Abschluß des Friedens, der am 23. August zu Prag vollzogen worden war.

Nachdem der am 26. Juli zu Nikolsburg abgeschlossene Waffenstillstand mit dem 2. August in Kraft getreten war, hatte König Wilhelm mit seiner nächsten Umgebung am 4ten sein bisheriges Hauptquartier in der genannten Stadt verlassen und war nach Berlin zurückgekehrt, wo er mit großem Enthusiasmus empfangen wurde.

Er hatte es abgelehnt, die übrigen Staaten, welche Preußen feindlich gegenübergestanden, in diesen Frieden, der zu Prag durch Bevollmächtigte vermittelt wurde, einzubegreifen und es denselben anheimgestellt, Abgesandte nach Berlin zu schicken, um auf eigene Hand den Frieden nachzusuchen. Zwar hatte nun Oesterreich die von Preußen festgestellten Friedenspräliminarien bereits angenommen, aber der Abschluß verzögerte sich noch, weil die italienische Regierung, dem mit Preußen abgeschlossenen Bündnisse zufolge, ihre Zustimmung zu geben hatte.

Der aus vierzehn Artikeln bestehende Vertrag setzte nun in den Hauptsachen Folgendes fest: Der Kaiser von Oesterreich erklärt sich mit der Vereinigung des lombardisch-venetianischen Königreiches mit Italien einverstanden — er erkennt die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes und einen durch Preußen, mit Ausschluß Oesterreichs, neu zu gründenden norddeutschen Bund an — er überträgt seine aus dem Wiener Frieden herstammenden Rechte auf Schleswig-Holstein an den König von Preußen — dagegen verspricht Preußen, den früheren Territorialbestand des Königreichs Sachsen unangetastet zu lassen, behält sich aber einen besonderen Friedensvertrag mit demselben vor — Oesterreich bezahlt vierzig Millionen Thaler Kriegskosten, wovon fünfzehn Millionen, die ihm noch aus dem dänischen Kriege zustehen, und fünf Millionen für Verpflegung der preußischen Truppen in Abzug gebracht werden; sobald diese Summe gezahlt worden, verlassen die preußischen Truppen die österreichischen Landestheile, die sie noch besetzt halten.

Wir wollen gleich an dieser Stelle mittheilen, auf welche Bedingungen hin Preußen zu Berlin mit den anderen deutschen Staaten, die Oesterreichs Bundesgenossen gewesen, den Frieden abschloß, obgleich dies theilweise erst später erfolgte.

Württemberg bezahlte, nach dem Frieden vom 13. August, acht Millionen, Baden, nach dem Vertrage vom 18. August, sechs Millionen Gulden Kriegsentschädigung; Baiern schloß seinen Frieden am 22. August, mußte dreißig Millionen Gulden bezahlen und außerdem die Bezirke von Gersfeld, Orb und Caulsdorf abtreten. Die von Hessen-Darmstadt zu zahlende Summe beträgt drei Millionen Gulden, und von Landesgebiet wurden an Preußen abgetreten die Landgrafschaft Homburg, die Kreise Biedenkopf und Vöhl, einen Theil des Kreises Gießen, Rodelheim und Niederursel, wogegen es einige Stücke von Kurhessen und Nassau als Entschädigung erhielt. Der Herzog von Sachsen-Meiningen mußte zu Gunsten seines Erbprinzen abdanken, Reuß ältere Linie sechszigtausend Thaler Kriegskosten

zahlen, Hannover, Kurhessen, Nassau, die freie Stadt Frankfurt am Main, die Herzogthümer Schleswig-Holstein wurden in den preußischen Staat einverleibt.

Auf den Friedensvertrag mit Sachsen werden wir später zurückkommen; König Johann glaubte damals noch nicht auf die preußischen Bedingungen eingehen zu können, welche Oberbefehl und freie Verfügung über die sächsischen Truppen, sowie die Uebernahme der diplomatischen Vertretung verlangten.

So hatte Preußen sich denn um ungefähr 1200 Quadratmeilen mit vier Millionen Einwohnern vergrößert und eine recht respektable Baarsumme eingenommen; es stand an der Spitze des norddeutschen Bundes, dessen Verfassung es durch einen bald einzuberufenden Reichstag von Abgeordneten aller betheiligten Staaten zu regeln versprach.

Oesterreich hatte viel in diesem Kriege verloren, zugeben muß man aber, daß nach dem total verunglückten Feldzuge günstigere Friedensbedingungen gar nicht zu erwarten gewesen wären.

Der Rittmeister knirschte mit den Zähnen, als ihm ein Bekannter diese neuesten in der Festung eingetroffenen Nachrichten mitgetheilt hatte, machte seine Meldung auf der Kommandantur und lieferte die Gefangenen dann in die Kasematten ab, in denen sie Zeit genug finden konnten, über ihre Verbrechen und die zu erwartende strenge Strafe nachzudenken. Zu Hause angekommen, fiel ihm der Brief des preußischen Offiziers wieder ein.

Eine Weile hielt er ihn sinnend in der Hand; sollte sich darin nicht eine Andeutung auf Jenes Verhältniß zu Frau von Liebow befinden, das er immer noch nicht vollkommen durchschaut hatte? Seine Eifersucht hatte es ihm bereits sehr glaubwürdig gemacht, daß dieser Nebenbuhler nicht zu einem Besuche des Bergschlosses allein in diese Gegend zurückgekehrt sei, sondern daß er einen solchen vorzüglich Schloß Glücksburg zugedacht habe. Die Versuchung, den Brief zu öffnen und viel-

leicht Gewißheit darüber zu erhalten, war groß, aber dieser Mißbrauch des Vertrauens wäre ein gemeines Bubenstück gewesen, und so tief war Karl von Tannenburg doch noch nicht gesunken, alle Selbstachtung verloren zu haben.

Er rief seinen Diener und befahl ihm in unmuthigem Tone, das Billet sofort zu dem Oberlieutenant Günther zu tragen.

Ungefähr um dieselbe Zeit langte Hugo von Mohrfeldt auf Schloß Glücksburg an. Er fand Therese zu Hause und wurde von ihr mit der lebhaftesten Freude empfangen.

Mit großem Interesse hörte sie seine Mittheilungen an; er erzählte ihr, daß und warum er Urlaub nach Dresden genommen habe, von dem Ueberfalle auf das Bergschloß, dem Zusammentreffen mit dem Rittmeister, das sie heimlich sehr zu beunruhigen schien, bis sie erfahren hatte, daß es zu keinem Streite zwischen den beiden Männern gekommen sei und daß der Rittmeister ihrer mit keinem Worte erwähnt habe, endlich, wie er die Nachricht erhalten, daß Hermann Günther noch lebe und sich in Olmütz aufhalte, wohin er an ihn geschrieben habe.

Therese's Ueberraschung war groß, als sie erfuhr, Hugo's zukünftiger Schwager sei derselbe sächsische Offizier, den Isaak Wolff ihr vorgestellt hatte; dies setzte sie in nicht geringe Verlegenheit, denn es war mit Sicherheit anzunehmen, daß der Oberlieutenant bei seinem früheren oder späteren Zusammentreffen mit Hugo diesem erzählen werde, daß er einige Stunden auf Schloß Glücksburg zugebracht habe und daselbst mit dem Rittmeister von Tannenburg zusammengetroffen sei. Unter diesen Umständen blieb ihr nichts Anderes übrig, als ihrer Ueberraschung Worte zu geben und auf möglichst unbefangene Weise zu erzählen, wie Hermann Günther in ihr Haus gekommen sei und sie mit ihm gesprochen habe, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er der Verlobte von Hugo's Schwester sei; sie fügte hinzu, daß sie an demselben Abende auch einen kurzen Besuch dse Rittmeisters empfangen, denselben Hugo bisher aber ver-

schwiegen habe, um ihm nicht Unruhe zu verursachen; der Rittmeister, sagte sie mit kühner Stirn, sei auch damals gar nicht dazu gekommen, sie mit neuen Anträgen zu belästigen, da er in Folge des schnellen Anrückens der Preußen so eilig habe wieder aufbrechen müssen.

Hugo war zu wenig mißtrauisch und trug augenblicklich zu viel andere Dinge im Kopfe, als daß er darin, daß Therese bis jetzt diesen Vorfall ihm verschwiegen, etwas Verdächtiges gesehen hätte.

Hauptsächlich war von seiner Urlaubsreise die Rede; er konnte Theresen nicht verhehlen, daß, da die preußischen Truppen vermuthlich bald den Rückmarsch in die Heimath antreten würden, seine Rückkehr nach Proßnitz unwahrscheinlich sei, er sich vielmehr nach Ablauf des Urlaubs direkt nach dem zeitweiligen Marschquartiere seines Bataillons werde begeben müssen, doch versprach er bestimmt, in Dresden sogleich mit seinem Vater Rücksprache über seine beabsichtigte Verheirathung zu nehmen und ihr das Resultat zu schreiben.

Therese, die von Zärtlichkeitsbezeigungen überfloß, sprach von Neuem die Absicht aus, ebenfalls in den nächsten Tagen nach Dresden abzureisen, um sich dem Obersten persönlich vorstellen zu lassen, aber, wie schon früher, rieth ihr Hugo davon ab und bat sie, geduldig seinen ersten Brief abzuwarten. Sie versprach dies endlich.

Nach einem langen zärtlichen Abschiede bestieg Hugo wieder sein Pferd und trat den Rückweg an. Gegen Abend war er in Proßnitz und setzte Major von B— durch die Erzählung seines Abenteuers auf dem Bergschlosse in nicht geringe Bewegung und Erstaunen. Am folgenden Tage gedachte er seine Reise anzutreten, zunächst mit einem gemietheten Fuhrwerke nach der ungefähr vier Meilen entfernten Station zu fahren und von da auf der Eisenbahn über Prag nach Dresden. Der Abschluß des Friedens war während seiner Abwesenheit auch in Proßnitz bekannt geworden.

Schon ganz früh am Morgen wurde der Adjutant durch seinen Burschen geweckt, der ihm meldete, ein anständig gekleideter Herr verlange ihn dringend sofort zu sprechen; derselbe habe seine Visitenkarte mitgegeben, und als Hugo einen Blick auf dieselbe warf, stieß er einen Ruf freudiger Ueberraschung aus und sprang sogleich aus dem Bette, wobei er dem Burschen zurief:

„Lasse den Herrn ohne Verzug eintreten!"

Einige Sekunden später drückte er Hermann Günther, der sich in bürgerlicher Kleidung befand, an sein Herz. Fragen und Antworten wechselten nun schnell.

„Wo kommst Du her, bester Hermann? Hast Du meinen Brief erhalten? Du kommst selbst? O, ich begreife wohl, daß es Dich drängte, mehr, als ich in der Eile schreiben konnte, über Emma's Befinden zu vernehmen."

Der Oberlieutenant sah etwas bleich aus, mochte dies nun eine Folge der kleinen Reise sein, die er in der kühlen Nacht auf einem offenen Bauerfuhrwerke, wie er kurz berichtete, gemacht hatte, oder seiner Besorgniß um den Zustand der Braut.

„Gieb mir nur den Brief Deines Vaters," drängte er, „und bezeichne mir die Stelle, die von Emma spricht. Oder hast Du schon eine weitere Nachricht erhalten? Ich beschwöre Dich, mir nichts zu verschweigen."

„Nein; hier ist der Brief."

Hermann durchflog die Zeilen mit sichtlicher Aufregung, dann seufzte er tief auf.

„Gieb Dich nicht der Muthlosigkeit hin," bat Hugo; „ich reise in einigen Stunden nach Dresden ab und verspreche, Dir umgehend ausführlich zu schreiben. Was gedenkst Du jetzt aber zu thun?"

„Dich zu begleiten," antwortete Hermann ruhig und bestimmt.

„Nach Dresden?"

„Gewiß."

„Vergissest Du denn, daß Euer König den Frieden noch nicht angenommen hat, daß wir die Offiziere und Soldaten der sächsischen Armee noch immer als Feinde betrachten müssen? — Du hast schon viel gewagt, Dich hierher zu begeben."

„Was will das sagen, wenn vielleicht Emma's Leben davon abhängt, daß sie mich wiedersieht?" meinte der Oberlieutenant, die Achseln zuckend. „Suche mir meinen Entschluß nicht auszureden; wenn es Dir in Deiner Stellung peinlich sein oder gefährlich erscheinen sollte, in Begleitung eines verkappten sächsischen Offiziers zu reisen, so werde ich unterwegs mit keinem Blicke verrathen, daß wir Bekannte sind."

„Aber davon ist nicht die Rede, Hermann! Ich denke nur an die Gefahr, der Du Dich aussetzest."

„Sie ist nicht so groß, wie es auf den ersten Blick scheint, denn in kurzer Zeit muß doch auf die eine oder andere Weise der Friede zwischen Preußen und Sachsen geschlossen werden, und im schlimmsten Falle wird man auf meine dringenden Beweggründe zu dieser Reise Rücksicht nehmen. Wie konnte ich, nachdem ich Deinen Brief erhalten hatte, noch einen Augenblick länger ruhig in Olmütz bleiben?"

„Wie kamst Du aber aus der Festung heraus?" fragte Hugo, der wohl einsah, daß der Entschluß seines Freundes nicht zu ändern war und er an seiner Stelle jedenfalls ebenso gehandelt haben würde.

„Glücklicherweise hatten wir dort gestern schon die Nachricht von dem Abschlusse des Friedens mit Oesterreich; demzufolge stand mir von Seiten des Kommandanten kein Hinderniß mehr im Wege."

„Aber Deine Vorgesetzten?"

„Ich bin, einige sächsische Soldaten und verwundete Offiziere abgerechnet, ganz allein nach Olmütz verschlagen worden, konnte also keinen Urlaub erbitten, den ich auch wohl schwerlich erhalten haben würde. Wo unsere Armee steht, mag der liebe Gott wissen; in der Festung hatten wir keine bestimmten Nach-

richten darüber; so bald als möglich werde ich mich wieder zu ihr begeben, aber zuvor muß ich einige Tage in Dresden sein."

„So viel ich weiß," meinte Hugo, „liegt ein sächsisches Korps von zehntausend Mann jetzt in und um Baden bei Wien, wo sich auch die königliche Familie befindet."

„Reisen wir also zusammen?" fragte Hermann, der von fieberhafter Unruhe verzehrt zu werden schien.

„Das versteht sich von selbst, da Du doch einmal das Wagestück unternehmen willst; ich bleibe in Uniform und werde Dir im Nothfalle von Nutzen sein können."

Ein paar Stunden später fuhren die beiden Freunde von Proßnitz ab und erreichten Nachmittags die Station Boskowitz, wo sie der von Süden kommende Eisenbahnzug bald aufnahm. Unterwegs hatten sie nur eine einsylbige Unterhaltung geführt, denn die Gedanken darüber, was sie in Dresden finden würden, und bei Hugo obenein an das, was er hinter sich gelassen hatte, beschäftigten sie vollkommen.

Sehr angenehm war es ihnen, daß sie auf dem Zuge ein Coupé für sich allein erhielten, denn nun, als sie ihrem Ziele so schnell zugeführt wurden, stellte sich auch die Lust zur Unterhaltung wieder mehr ein, und sie waren in derselben ganz ungenirt.

Es war wohl ganz natürlich, daß Hugo seinen zukünftigen Schwager bat, ihm seine Erlebnisse während des Krieges zu erzählen, und Hermann, der diesem Wunsche willfahrte, kam dabei auch auf seine Rettung durch Isaak Wolff und wie ihn derselbe in das Schloß der Frau von Liebow geführt habe, von wo er später mit Hülfe des Rittmeisters nach Olmütz entkommen sei.

In Hugo's Absicht lag es eigentlich nicht, den Freund, obgleich er sich unter allen Umständen auf dessen Verschwiegenheit hätte verlassen können, zum Vertrauten seines Verhältnisses zu der schönen Wittwe zu machen, bevor er mit seinem Vater darüber gesprochen haben würde, aber er war doch begierig, Her-

manns Urtheil über sie, wenigstens ihre äußere Erscheinung zu vernehmen, und befragte ihn deshalb. Er hatte nur kurz erwähnt, daß er die Dame persönlich kenne, da er längere Zeit hindurch bei ihr im Quartier gelegen habe. Der Oberlieutenant ließ Theresens Schönheit und Liebenswürdigkeit alle Gerechtigkeit widerfahren, so daß Hugo's Augen stolz zu leuchten begannen.

„Meinst Du nicht," fragte er, „daß der Mann, der einst diese Frau als die seinige heimführt, zu beneiden sein wird?"

„Hm, ich kann darüber kein Urtheil fällen, denn Du weißt, daß ich nur für Eine Augen und Empfindungen habe," erwiederte Hermann, der noch nicht recht mit sich einig war, ob er der Mittheilungen, die ihm Isaak Wolff vertraulich gemacht hatte, erwähnen solle.

„Uebrigens," setzte er hinzu, „hat sich dieser Mann ja schon gefunden."

Hugo wandte sich rasch nach ihm um und fragte sehr lebhaft:

„Was willst Du damit sagen?"

„Nun, daß Frau von Liebow längst verlobt ist und sich nächstens wieder zu verheirathen gedenkt."

„So? Mit wem denn?"

„Mit demselben österreichischen Rittmeister von Tannenburg, der gestern die Besorgung Deines Briefes an mich übernommen hatte."

„Das ist ein leeres Gerede der Leute," meinte Hugo, der wieder ganz beruhigt war, mit spöttischem Lächeln.

„Das kann ich kaum glauben, denn er selbst hat es mir gesagt."

„Es ist nichtsdestoweniger unwahr!" sagte der Adjutant mit einer Heftigkeit, die er nicht zu bezwingen vermochte.

Hermann blickte ihn verwundert an, dann sagte er sehr ruhig:

„Lieber Hugo, es interessirt mich durchaus nicht, ob und

mit wem sich Frau von Liebow verheirathet, aber ich kann Dich versichern, daß ich es nicht allein aus dem Munde des Rittmeisters habe, der sie ganz öffentlich für seine Braut erklärt, sondern auch aus dem eines anderen Mannes, der jedenfalls besser darüber unterrichtet ist als wir Beide, und dem ich volles Vertrauen schenken kann."

„Wer ist das?" rief Hugo mit steigender Hitze.

„Obgleich Du sehr lebhaft über diesen Gegenstand geworden bist, kann ich doch nicht annehmen, daß Dein Interesse daran so groß sei, daß ich genöthigt wäre, eine Indiskretion zu begehen."

„Hermann," sagte der Adjutant, den Arm seines Freundes ergreifend und beinahe krampfhaft pressend, „mein Interesse an Frau von Liebow ist größer, als Du es denken kannst, und ich habe sogar ein Recht zu meinen Fragen."

„Du bist sonderbar in Deinem Benehmen, scheinst wirklich heftig aufgeregt," sagte der Oberlieutenant, ihn prüfend und voll Verwunderung anblickend, „ich verstehe Dich nicht, Hugo."

„Ein Wort wird Dir Alles erklären — warum soll ich Dir auch noch ein Geheimniß daraus machen? — Ich bin mit Therese von Liebow verlobt und verbinde mit dem Zwecke dieser Reise, den auch Du hast, noch einen anderen, nämlich mir die Einwilligung meines Vaters zu unserer Verheirathung zu holen."

Der Oberlieutenant war wie vom Donner gerührt; einen Moment lang war er in Versuchung, an Hugo's Verstande zu zweifeln, zumal wenn er auf dessen hochgeröthete Wangen und blitzende Augen blickte, aber Jener sprach ja ganz vernünftig, wenn ihn auch die Heftigkeit fortriß.

„Das ist nicht möglich!" stammelte er mechanisch.

„Nicht möglich?" fuhr Hugo auf. „Warum sollte es nicht möglich sein? Es ist sogar gewiß! — In Zeit von wenigen Wochen oder Monaten werde ich Theresens Gatte sein; ich besitze ihre ganze Liebe, ihr Wort, daß sie die Meinige werden will. Aber ich werde, sobald sie mir öffentlich dieses Recht

überwiesen hat, ein ernstes Wort mit diesem elenden Schwätzer und Renommisten, dem Rittmeister, sprechen, der, mit seinen zudringlichen Anträgen von ihr schon mehr als einmal abgewiesen, es dennoch wagt, seinen Blick zu ihr zu erheben und Gerüchte zu verbreiten, die sie nur in ein nachtheiliges Licht stellen können; ich werde auch allen anderen Klätschern, wenn ich sie finde, den Mund zu stopfen wissen, die vergeblich ihren reinen Ruf zu beflecken bemüht sind!"

Hugo sprach in äußerster Erregung; seine Augen flammten. Kaum minder bewegt war jetzt auch Hermann Günther; er begriff, daß wenn sein Schwager nicht im Fieberwahnsinne rede, — und diesen Anschein hatte es doch nicht — derselbe schändlich betrogen sein müsse; mehr verstand er aber von der ganzen Sache nicht, und es wurde ihm deshalb schwer, geradezu unmöglich, die richtigen Worte zu einer Erwiederung zu finden.

„Beruhige Dich zunächst, lieber Hugo," sagte er sanft und sich zur Ruhe zwingend, „und theile mir dann, da Du mir doch einmal Dein Vertrauen geschenkt hast, das ganze Verhältniß, in dem Du zu dieser Dame stehst, mit. Ich bin nicht neugierig, wie Du weißt, aber ich glaube, es ist sehr nothwendig, daß wir Beide in dieser Angelegenheit klar sehen."

Hermanns Ruhe verfehlte nicht, einen besänftigenden Eindruck auf Hugo zu machen; er strich sich mit der Hand über die erhitzte Stirn und erwiederte mit einem erzwungenen Lächeln:

„Du hast Recht, Hermann; ich hätte mich über ein ganz gehaltloses Gerücht nicht so ereifern sollen; da es aber einmal geschehen ist, bin ich Dir eine ausführliche Erklärung schuldig."

Er begann von dem Augenblicke an zu erzählen, als er nach Schloß Rosenau gekommen war und die schöne Wittwe zum ersten Male erblickte, und endete, ohne daß sein Schwager ihn unterbrochen hätte, erst mit dem letzten Abschiede, den er vor wenigen Stunden von ihr genommen hatte; ihr Verhältniß zu dem Rittmeister stellte er ganz dar, wie sie es ihm gegenüber gethan. Seine Worte zeugten von tiefem Gefühl und Leiden-

schaft; sie überzeugten Hermann wohl von der Stärke seiner Neigung, aber keineswegs von dem Werthe Frau von Liebow's, denn er wußte nur zu gut, daß ein Liebender wohl das Licht der Sonne, die an seinem Himmel steht, aber nicht ihre Flecke sieht. Ernst und voll trüber Gedanken hörte er zu; es war keine leichte Aufgabe für ihn, einen so schönen Traum zu zerstören, und dies doch jetzt seine unabweisliche Pflicht. Sehnlichst wünschte er, die schöne Therese möge unschuldig sein und Hugo's Liebe verdienen; wenn er aber auch den Worten des Rittmeisters keinen Glauben schenken wollte, so waren die Aussagen des jungen Juden, den er nur für einen ehrlichen Mann ohne Nebenabsichten halten konnte, doch so bestimmt und gravirend für jene Frau gewesen, daß eine nähere Prüfung derselben nothwendig wurde, ehe Hugo sein Schicksal für immer an das ihrige kettete.

„Nun bitte ich Dich," sagte Letzterer, als er geendet hatte, in einem Tone, der gewissen Triumph ausdrückte, „mir aufrichtig mitzutheilen, welche Anklagen Dein Gewährsmann gegen meine verlobte Braut erhoben hat. Willst Du mir zuerst seinen Namen nennen?"

„Ich nehme jetzt keinen Anstand mehr, es zu thun, seitdem ich damit eine Pflicht gegen Dich erfülle. Es ist derselbe junge Jude Isaak Wolff, dem ich meine Rettung verdanke und der, wovon ich mich überzeugt habe, des großen Vertrauens der Frau von Liebow genießt."

„Ein Jude?" fragte Hugo mit verächtlicher Betonung.

„Ja, aber ein ehrlicher. Höre mich ruhig an, Hugo; es wird später in Deiner Hand liegen, Dir Beweise zu schaffen, in wie weit er die Wahrheit oder Unwahrheit gesprochen hat. Isaak Wolff behauptet, schon zu Lebzeiten des verstorbenen Herrn von Liebow, als er sich in Josephstadt aufhielt, Gelegenheit gehabt zu haben, dem Rittmeister manche kleinen Dienste zu leisten; er will damals eine heimliche Korrespondenz zwischen ihm und der jungen Frau vermittelt haben."

„Das ist nicht unmöglich," meinte Hugo, wieder die Stirn runzelnd, „denn sie selbst hat mir gesagt, daß sie früher in einer Art freundschaftlichen Verhältnisses zu dem Rittmeister, einem früheren Regimentskameraden ihres Gatten, gestanden habe; das beweist noch nicht, daß diese Korrespondenz eine sträfliche gewesen sei."

„Ich erlaube mir darüber auch keine Vermuthungen, sondern lege Dir nur die Thatsache zur Prüfung vor. Isaak Wolff, der später nach Nechanitz zog, wo er eine Braut hat, spielte, theils aus Patriotismus, theils und hauptsächlich wohl, um Geld zu verdienen, die Rolle eines österreichischen Spions; ich vertraue dies Deiner Ehre an und bin überzeugt, daß Du es um so eher geheim halten wirst, als der Mann jetzt das Geschäft aufgegeben hat und der Friede geschlossen ist."

„Was kümmern mich seine Geschäfte?" sagte Hugo unmuthig.

„Habe nur noch ein wenig Geduld. Isaak Wolff machte in diesem Fache während des Krieges nicht allein Geschäfte auf eigene Hand, sondern diente darin auch einer Dame, die, wie er behauptet, aus Eitelkeit, Vaterlandsliebe und Neigung zu einem kaiserlichen Offizier sich angelegen sein ließ, in ihrer hohen, unverdächtigen Lebensstellung auf dem Kriegsschauplatze, wo ihr Gut lag, Nachrichten über die preußischen Operationen einzuziehen und diese, eben durch direkte Vermittelung des Juden, dem österreichischen Oberkommando zukommen zu lassen; sie suchte sich deshalb mit den preußischen Offizieren, die bei ihr im Quartier lagen, auf den besten Fuß zu setzen und deren Vertrauen zu gewinnen. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß der kaiserliche Offizier, dem sie dieses gefährliche Opfer brachte, der Rittmeister von Tannenburg war und die Dame sich Frau von Liebow auf Schloß Rosenau nannte."

„O, das ist eine schändliche Verleumdung!" rief der Adjutant aus, aber sein entstelltes Gesicht und die hocharbeitende

Brust bewiesen, daß die Anklage nicht ganz spurlos an seinem Ohr vorübergegangen sei.

„Ganz grundlos ist diese Beschuldigung jedenfalls nicht," fuhr Hermann fort, „denn der Jude hat in meiner Gegenwart der Dame Depeschen, welche für das österreichische Kommando bestimmt waren, übergeben, die er im Futter seines Rockes verborgen trug."

„Und sie?"

„Hat sie angenommen, gelesen und weiter zu befördern versprochen."

Hugo stieß einen Seufzer aus, der wie ein tiefes, krampfhaftes Stöhnen klang.

„Das ist Alles, was ich Dir zu sagen habe," schloß der Oberlieutenant.

Eine längere Pause trat ein, in der die beiden Männer schweigend vor sich hin blickten.

„Wo finde ich diesen Juden? Ich muß ihn selbst sprechen!" fuhr Hugo dann wild auf.

„So viel ich weiß, wird er jetzt in Nechanitz sein. Wenn wir zusammen zurückkehren, könnten wir in Pardubitz die Eisenbahn verlassen und ihn in dem nur vier Meilen von dort entfernten Orte aufsuchen, denn ich sehe ein, daß Du nothwendig Klarheit haben mußt."

„Ich muß ihn noch heute sprechen, Hermann! Meinst Du, ich könne diese furchtbaren Zweifel, die wie Schmarotzerpflanzen in meinem Herzen aufgeschossen sind und es so eng umranken, als wollten sie alles Leben in ihm ersticken, noch tage- und wochenlang ertragen?"

„Aber bedenke doch, daß wir die höchste Eile haben, nach Dresden an das Krankenlager Deiner armen Schwester zu gelangen."

„Ich habe schon daran gedacht, lieber Hermann, aber wir werden uns in Nechanitz nur wenige Stunden aufhalten und unsere Reise mit dem nächsten Zuge fortsetzen. Wenn Du mich

nicht begleiten willst, so gieb mir einige Zeilen an den Juden mit."

„In diesem Zustande kann ich Dich unmöglich allein lassen," sagte Hermann mit Betrübniß; „auch fürchte ich, Isaak Wolff würde sich weigern, Dir Mittheilungen zu machen, wenn ich deshalb nicht persönlich in ihn dringe."

„Ich werde ihn dazu zu zwingen wissen."

„Auf keinen Fall! Isaak ist ein muthiger Mann, und Du darfst nicht vergessen, daß man Dir jede Gewaltthat, die Du in Deinen Privat=Angelegenheiten, besonders jetzt nach Abschluß des Friedens, begingest, sehr übel deuten würde. Aber ich werde Dich begleiten, nur wollen wir von Pardubitz aus unsere Ankunft an Deinen Vater telegraphiren lassen, damit er Emma allmälig darauf vorbereite."

Hugo nickte beistimmend und sprach kein Wort mehr, bis sie die genannte Station erreicht hatten. Nachdem sie hier Hermanns Vorschlag ausgeführt, mietheten sie einen Wagen und machten sich eiligst auf den Weg nach Nechanitz, wo sie erst spät am Abend anlangten. Dies konnte sie aber nicht verhindern, die Judenfamilie ohne Verzug aufzusuchen.

Als Hermann an die Thür des wohlbekannten Hauses, das jetzt wieder ein Ladenschild trug, geklopft hatte, öffnete ihnen die hübsche Sarah. Auf den ersten Blick erkannte sie bei der mangelhaften Beleuchtung den Oberlieutenant nicht, als dieser aber ihren Namen nannte und ihr zum Gruße freundlich die Hand bot, stieß sie einen Ruf freudigsten Erstaunens aus und bewillkommnete ihn auf das Herzlichste.

„Ist Isaak zu Hause?" war die erste Frage Hermanns.

Das Mädchen bejahte es und führte die beiden Männer in die Wohnstube, wo die ganze Familie versammelt war. Alle erhoben sich sogleich und umringten Hermann mit allen Anzeichen der aufrichtigsten Freude, welche besonders Isaak an den Tag legte.

Das Gesicht des Oberlieutenants war sehr ernst, das seines

Begleiters, den er als einen vertrauten Freund vorstellte, finster, und die Juden schienen auf ihn und seine Uniform nicht mit besonderem Vertrauen zu blicken. Nachdem Hermann erzählt hatte, daß sie sich auf der Reise nach Dresden befänden, setzte er hinzu:

„Leider werden wir von Eurer Gastfreundschaft nicht lange Gebrauch machen können, meine Freunde, denn wir sind äußerst pressirt, das Ziel unserer Reise zu erreichen, und müssen Nechanitz noch in dieser Nacht wieder verlassen. Lieber Isaak, ich habe mit Euch Dinge von hoher Wichtigkeit, die auch meinen Begleiter sehr nahe angehen, zu besprechen, und Ihr würdet uns Beiden einen Stein vom Herzen nehmen, wenn Ihr uns recht bald eine Unterredung unter sechs Augen bewilligen wolltet."

Der junge Jude stand sogleich auf und erklärte sich bereit, alle gewünschte Auskunft zu geben; er bat die beiden Offiziere, ihm nach seinem Zimmer zu folgen, und führte sie dahin. Nachdem sie hier Platz genommen hatten, stellte Hermann den Adjutanten als seinen zukünftigen Schwager, den Lieutenant von Mohrfeldt, vor und setzte Isaak, bei Seite zu ihm flüsternd, während Hugo ihre Unterhaltung nicht unterbrach und schweigend vor sich hinstarrte, auseinander, daß ihn die wichtigsten Rücksichten für das Wohl des nahen Verwandten und Freundes genöthigt hätten, demselben von Dem, was er über Frau von Liebow erfahren, Mittheilung zu machen.

Isaak stutzte anfänglich und schien erschrocken, aber der Oberlieutenant beeilte sich, ihn zu versichern, daß er aus jener Entdeckung für sich selbst durchaus Nichts zu befürchten habe und daß man auch weit entfernt sei, Frau von Liebow öffentlich wegen der verrätherischen Rolle, die sie gespielt hatte, anzuklagen und zur Rechenschaft zu ziehen — es handle sich um eine reine Privat-Angelegenheit.

„Ihr habt mich oft Eurer freundschaftlichen Anhänglichkeit versichert, lieber Isaak, und mir auch Beweise genug davon ge-

geben," sagte Hermann auf das Eindringlichste; „erzeigt mir nun den größten Dienst, den ich je von Euch erbitten konnte, meinem Schwager aufrichtig und ohne Rückhalt mitzutheilen, was Ihr von den Verhältnissen dieser Frau wißt."

Der junge Jude, der ebenfalls sehr ernst geworden war, überlegte lange und schien schwer mit widerstrebenden Gefühlen zu kämpfen; endlich antwortete er, dem Oberlieutenant frei und bittend in das Auge blickend:

„Es widerstrebt meinem Gewissen, die Frau, die mich für die ihr geleisteten Dienste bezahlt hat, zu verrathen, obgleich ich, wie Sie schon wissen, nie eine besondere Achtung für sie gehegt habe."

Hermann kannte die Entschiedenheit Isaak Wolff's, aber er gedachte seine Bemühungen doch nicht so schnell aufzugeben; er mußte zu dem Herzen des jungen Juden sprechen und sich deshalb noch offener erklären.

„Isaak," sagte er, seine Stimme noch tiefer herabdämpfend, „Ihr habt eine gute, treue Braut, durch die Ihr mit Bestimmtheit das Glück Eurer Zukunft zu finden rechnen dürft, denkt Euch aber nun einmal in die Lage eines edlen Mannes hinein, der viel zu vertrauungsvoll und fest in seiner Liebe ist, um hinter einer blendenden Außenseite der Frau, der er Herz und Hand angetragen hat, einen schlechten Charakter und schwarzen Verrath zu erblicken; denkt Euch, daß dieser Bemitleidenswerthe sich blindlings in ein nie wieder gutzumachendes Unglück, ein ganzes Leben voller Verzweiflung und Reue zu stürzen im Begriff ist, während ein Wort eines anderen ehrlichen Mannes im Stande wäre, ihm die Augen zu öffnen und ihn auf den richtigen Weg zurückzuführen. Würdet Ihr es nicht für Eure Pflicht halten, dieses offene Wort auf jede Gefahr hin zu sprechen?"

„Gewiß," sagte der junge Jude nachdenklich, „aber ich verstehe Sie noch nicht ganz, Herr Oberlieutenant."

Er warf dabei einen fragenden Seitenblick auf den Adjutanten.

„Ihr habt es errathen, Isaak," meinte Hermann, die Hand des Juden drückend; „mein Schwager hat diese Frau von Liebow schon auf ihrem Schlosse Rosenau kennen und lieben gelernt, er hat die Versicherungen ihrer Treue empfangen, ist, während er verwundet in ihrem Schlosse Glücksburg lag, von ihr als Verlobter behandelt worden, und will jetzt, ganz von seiner Leidenschaft hingerissen, ihr die Hand zum Bunde für das Leben reichen. Da führt der Zufall unser Zusammentreffen herbei, und er erfährt von mir, der ich gewissermaßen sein Bruder bin, die schreckliche Aufklärung, daß er von diesem Weibe betrogen worden sei, aber noch will er meinen Worten nicht glauben, seine Zuversicht auf die Reinheit und Unschuld der Geliebten ist zu groß, er will Beweise haben, die nur Ihr allein ihm geben könnt und wodurch Ihr ihn und seine ganze Familie von Unglück und Schande zu retten vermögt."

Isaak hatte mit steigender Bewegung und Verwunderung zugehört.

„Wissen Sie denn gewiß, daß Frau von Liebow seinen Antrag, sich mit ihr zu vermählen, angenommen hat?" fragte er.

„Ganz sicher; sie drängt sogar auf Beeilung der Hochzeit."

„Aber der Rittmeister? — O, ich verstehe schon: sie hat ihn endlich durchschaut; es ist das ein Glück, das sie gar nicht verdient. — Und doch," setzte er, mehr zu sich selbst sprechend, hinzu, „bleibt mir ein Räthsel unaufgeklärt: wie konnte sie den Lieutenant von Mohrfeldt verrathen und beinahe dem Tode überliefern, wenn sie ihn liebt?"

„Verrathen?" wiederholte Hermann gespannt.

„Ja, so ist es. Nein, sie liebt ihn nicht, sie will ihn nur in ihrem eigenen Interesse betrügen; das darf nicht geschehen, seinet- und Ihretwegen nicht. Gut, Herr Oberlieutenant, ich werde Ihrem Herrn Schwager die Beweise liefern, die er verlangt!"

Hermann wandte sich nun zu Hugo und forderte ihn auf, zu hören, was Isaak Wolff ihm zu sagen habe. Der Jude er-

zählte ganz einfach und wahrheitsgetreu, er bestätigte vollkommen die Mittheilungen des Oberlieutenants, der oft die Hand seines Schwagers drücken und ihm einen Wink geben mußte, Herr seiner Heftigkeit zu bleiben. Isaak wußte auch so viel Einzelnheiten, daß es wohl keinem Zweifel unterliegen konnte, jene zu Lebzeiten des Majors und Kammerherrn von Liebow zwischen dessen Frau und dem Rittmeister geführte Korrespondenz sei nichts als eine galante gewesen; auch in Betreff der von der Dame geführten Spionage sprach er sich ganz offen aus.

Und dennoch schien Hugo noch zu zweifeln; es war ihm unmöglich, sich so plötzlich von dem Wahne, der ihn verblendet hatte, zu befreien, Die zu verdammen, die er so hoch über alle Wesen der Welt gestellt hatte; er glaubte sein eigenes Herz damit aus dem Busen reißen zu müssen. Ohne ein Wort zu erwiedern oder eine Frage zu thun, saß er, ganz in sich versunken, regunglos da; über sein bleiches Gesicht zuckte es aber von Zeit zu Zeit krampfhaft. Auch als der Jude geendet hatte — noch hatte er des Verrathes Frau von Liebow's an den Vorposten gar nicht erwähnt, mochte er diese Mittheilung nun als ein letztes Ueberzeugungsmittel auffsparen oder nicht mehr sagen wollen, als er gerade für unumgänglich nothwendig hielt — rührte sich Hugo nicht.

„Bist Du nun überzeugt?" fragte ihn Hermann leise und sanft.

„Nur halb," murmelte er; „ich kann sie nicht eher verdammen, bis ich sie selbst gesprochen habe."

„Du willst doch von hier nicht sogleich wieder nach Glücksburg zurückkehren?" meinte Hermann bestürzt.

„Nein, eine andere heilige Pflicht ruft mich ja nach Dresden, und ich bedarf auch einiger Zeit, um meine Gedanken zu sammeln."

„Es ist mir unmöglich, sie für so schuldbeladen zu halten!" setzte er leise, wie zu sich selbst redend, hinzu.

„Herr Lieutenant," begann Isaak in feierlichem Tone von

Neuem, „es ist besser, wenn Sie den Kelch des Schmerzes auf einmal leeren; ich will Ihnen auch den letzten Zweifel nehmen.“

Hugo blickte ihn starr, wie geistesabwesend, an.

„Nachdem ich,“ erzählte Jener, „nach der Entfernung des Herrn Oberlieutenants und des Rittmeisters allein auf Schloß Glücksburg zurückgeblieben war und die Preußen das letztere besetzten, galt ich daselbst, nach dem Willen der gnädigen Frau, für einen jüdischen Hausfaktor. Einige Tage später ließ mich Frau von Liebow Abends vor sich bescheiden und bot mir fünfzig Dukaten, wenn ich mich auf heimlichen Wegen durch Ihre Vorposten schleichen und dem Rittmeister von Tannenburg in Olmütz gewisse Papiere übergeben würde. Diese Papiere waren mit einer Dinte beschrieben und bezeichnet, die, sobald sie getrocknet ist, keine Spuren hinterläßt, aber wieder hervortritt, sobald man das Blatt an die Wärme bringt. Ich nahm den Auftrag an; die Dame schien es sehr eilig zu haben, denn sie machte zur Bedingung, daß die Papiere vor Mitternacht an ihre Adresse gelangten. Die Neugierde bewog mich, die geheimnißvollen Blätter, als ich in der Dienerstube allein war, über ein Licht zu halten; auf dem einen befand sich eine flüchtige Zeichnung von der Aufstellung Ihrer Vorposten, auf dem anderen gab sie Losung und Feldgeschrei, welche Ihre Posten in jener Nacht hatten, an und rieth, Ihre Stellung gegen Morgen zu überfallen. Ich brachte die Papiere glücklich in die Festung und übergab sie, da man mich nicht zu dem Rittmeister führen wollte, dem Kommandanten. Gleich darauf geschah der Ueberfall, dessen Sie sich sehr gut entsinnen werden, denn Sie waren in jener Nacht bei den Vorposten und wurden verwundet in das Schloß Glücksburg getragen; ich erfuhr dies, als ich zurückkehrte und bevor ich mich auf Nimmerwiedersehen von Frau von Liebow verabschiedete.“

Hugo's Augen rollten während dieser Erzählung und schienen den Juden verzehren zu wollen, aber dieser ertrug fest seinen Blick.

„Du lügst, Jude!“ rief der Adjutant ganz außer sich, indem er aufsprang und eine Bewegung machte, als wolle er sich auf Isaak stürzen; Hermann hatte Mühe, ihn zurückzuhalten.

Isaak hatte sich ebenfalls erhoben, blieb aber ganz ruhig und furchtlos stehen; die Hand auf das Herz legend, sagte er mit einem Ausdrucke, der ebenso erhaben als ergreifend war:

„Ich schwöre bei dem Gotte meiner Väter, dem allwissen= Jehovah, daß ich Nichts als die reine Wahrheit gesagt habe.“

Hugo bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Erst nach mehreren Minuten, während deren die beiden Anderen seinen Gedankengang nicht zu stören wagten, nahm er dieselben wieder fort, und sein Gesicht hatte nun eine fast unnatürliche kalte Ruhe angenommen.

„Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen,“ sagte er zu Isaak Wolff, „verzeihen Sie meine Heftigkeit. Wir wollen jetzt sogleich aufbrechen, Hermann.“

Der Oberlieutenant und Isaak widersprachen nicht; so gern sie wohl noch ein paar Worte mit einander gewechselt hätten, begriffen sie doch, daß Hugo in diesem Augenblicke nicht im Stande sei, zu der ihrer wartenden Familie zurückzukehren und an deren Unterhaltung theilzunehmen. Als sie das Zimmer verließen, sagte er auch seinem Schwager, er werde vorausgehen und das Wiederanspannen des Wagens bestellen, Jener möge indessen auch in seinem Namen den Juden Lebewohl sagen.

Hermann ließ ihm seinen Willen und trat in das Familienzimmer, wo er in Eile seine Schicksale seit der letzten Trennung von Isaak erzählen mußte, und vernahm, daß die Hochzeit des jungen Paares schon im nächsten Monat stattfinden solle. Er wünschte der hübschen Sarah, die verschämt erröthete, und Isaak auf die herzlichste Weise Glück, nahm dann von ihnen Abschied und ging, gefolgt von den Segnungen Aller.

Die beiden Freunde verließen sogleich das Städtchen und langten zeitig genug in Pardubitz an, um den nächsten Zug benutzen zu können. Am Nachmittage waren sie in Dresden.

Oberst von Mohrfeldt hatte in der ersten Morgenfrühe das von Pardubitz abgesandte Telegramm erhalten, in dem sein Sohn und Hermann Günther ihre bevorstehende Ankunft ansagten. Obgleich er nicht recht begriff, wie der Letztere es möglich gemacht habe, nach Dresden zu reisen, war er doch hocherfreut und bereitete Emma darauf vor, daß sie die beiden ihr so Lieben noch im Laufe des Tages wiedersehen werde; man mag sich vorstellen, wie ihre bräutlichen und schwesterlichen Gefühle erregt waren.

Am Nachmittage fuhr eine Droschke bei dem Hause vor; Hugo und Hermann stiegen aus und wurden nicht wenig freudig dadurch überrascht, daß sie Emma, die sie noch an das Krankenlager gefesselt glaubten, neben ihrem Vater am Fenster erblickten. Im Fluge eilten sie die Treppe hinauf, und während des Oberlieutenants Arme zuerst die schlanke Gestalt der geliebten Braut umschlossen, lag Hugo in denen seines Vaters, der ihn mit Stolz betrachtete; dann begrüßten sich Bruder und Schwester, sowie der alte Herr mit seinem zukünftigen Schwiegersohne.

Die nöthigsten Mittheilungen waren bald gemacht, aber man konnte sobald noch nicht satt werden, sich gegenseitig anzusehen und zu befragen; nur Hugo war viel stiller als sonst, und wenn er auch mit Aufbietung aller Kräfte seine traurige Stimmung zu verbergen suchte, entging sie doch seinen Angehörigen nicht ganz und erfüllte dieselben mit geheimer Besorgniß.

Die Spuren der Krankheit waren von Emma's Gesicht noch nicht verwischt, und mit Schmerz dachte Hermann daran, wie schwer sie um seinetwillen gelitten haben müsse; sie hatte sich nicht getäuscht: er vermißte nicht ihre frühere Frische, und die Zärtlichkeit und Tiefe seiner Liebe hatten nur zugenommen.

Alle, bis auf Hugo, verlebten ein paar recht glückliche Tage. Umsonst nahm der Oberst seinen Sohn, den er noch in dem Verdacht hatte, zu viel an das Engelsfräulein vom Bergschlosse zu denken, in das Gebet; Hugo lächelte trübe und versicherte

seinen Vater auf das Heiligste, derselbe befinde sich im Irrthume; vergeblich versuchte auch Emma, ihren Verlobten über den Gemüthszustand des Bruders auszuhorchen — Hermann hielt sein Versprechen, unverbrüchlich zu schweigen.

Beide gedachten, sich etwa acht Tage lang in Dresden aufzuhalten und dann zu ihren Truppentheilen zurückzukehren. In Dresden hatte der Oberlieutenant auch mit Sicherheit erfahren, daß seine vaterländische Armee in der Nähe von Wien stehe, sehnsüchtig der Ordre zur Rückkehr in die Heimath wartend.

Da erhielt Hugo eines Tages ein zierliches Billet, das ihm der Kellner eines großen Gasthauses nur zu eigenen Händen abgeben wollte. Bei dem ersten Blicke auf die Adresse erbleichte er, denn er hatte Theresens Handschrift erkannt. Mit zitternder Hand erbrach er das Siegel; sie schrieb nur:

„Theurer, vielgeliebter Hugo!

Meine Sehnsucht nach Dir, die Angst vor der Entscheidung unseres Schicksals waren nicht mehr von mir zu überwinden — in bin Dir nach Dresden gefolgt.

Eile schleunigst an das vor Erwartung klopfende, immer treue Herz

Deiner Therese."

XII.

Der Antrag.

Nicht weit von einander entfernt schlugen zwei Herzen in so banger Ungewißheit, als wären sie noch nie einander so nahe gewesen, daß es nur eines Wortes bedurft hätte, sie für immer zu verbinden, und als wären sie jetzt, nachdem dieses Wort gesprochen worden, wieder unendlich weit von einander getrennt.

Es waren dies die Herzen der Comtesse Feodora von Herrendorf und des Dr. Reichardt.

Der Doktor war ein gesetzter, erfahrener Mann, der einer Leidenschaft nie zu weit den Zügel schießen ließ und sie im Nothfalle auch zu bekämpfen verstand, mochte ihn dies auch manche bittere Stunde kosten; bei Feodora dagegen übertönte die Stimme des Gefühls vollständig die des Verstandes; mit der Hast der Jugend, die noch nicht oft aus der Quelle der Geduld getrunken hat, strebte sie dem Ziele ihrer Wünsche zu und gab dasselbe beinahe verloren, wenn es ihr die Ungunst des Augenblicks wieder in weitere Ferne gerückt hatte.

Und das war ja jetzt gerade geschehen; wenn auch mit bangem Zagen, hatte sie doch gehofft, das Wort, das über ihr ganzes Glück entscheiden sollte, aus Dr. Reichardt's Munde zu hören, und es schien ihr, als könne eine so günstige Gelegenheit dazu nie wiederkehren.

Darin hatte Feodora nicht ganz Unrecht, denn der Doktor konnte, ohne aufdringlich zu erscheinen, nicht täglich seinen Besuch in dem gräflichen Hause machen, nachdem seiner ärztlichen Hülfe daselbst nicht mehr bedurft wurde, und wenn der Graf und dessen Gemahlin ihn auch auf die freundlichste Weise eingeladen hatten, so verlangte doch der gute Ton, daß er diese Höflichkeit nicht mißbrauche; und wenn er nun kommen würde, dann konnte es sich nicht leicht wieder so glücklich treffen, daß er mit ihr allein bliebe.

Diese Gedanken Feodora's erriethen ihre Eltern durchaus

nicht und hielten die zuweilen bei ihr deutlicher hervortretende Unruhe und Traurigkeit für Nachwehen der Krankheit; ihnen war die Comtesse besonders unterworfen, wenn sie, über ihre Stickerei gebeugt, emsig arbeitete, und oft erschrak sie und blickte sich scheu um, ob auch Niemand bemerkt habe, daß aus ihren schönen Augen eine Thräne auf die Gaze niedergefallen sei. Diese Arbeit war ihr ungemein lieb, und sie wünschte dieselbe erst in des Doktors Händen zu sehen, denn sie bildete sich fest ein, er müsse aus jedem Stiche die Gedanken lesen können, die sie bewegten, während sie die Nadel geführt hatte.

Die ernsten, bittenden und ermahnenden Worte, die er unter vier Augen zu ihr gesprochen, hatten nicht verfehlt, den tiefsten Eindruck auf sie zu machen, und sie rief sie sich immer wieder in das Gedächtniß zurück; sie hätte ihm so gern gehorcht, sowohl weil sie einsah, daß er Recht habe, als weil es eine stille Wonne für sie gewesen wäre, ihm einen Wunsch, seinen Willen zu erfüllen — das Weib ordnet sich so gern dem Willen des Mannes unter, den es liebt — aber sie vermochte die Scheu nicht zu überwinden, ihr Geheimniß selbst in den Busen der Mutter niederzulegen, bei der sie doch gewiß auf die zarteste Schonung ihrer Gefühle rechnen durfte.

Der alte Graf begann sich in Kissingen immer mehr zu langweilen; die wenigen Herren seines Alters und Standes, mit denen er Bekanntschaft geschlossen, reisten Einer nach dem Anderen ab, und er vermißte immer mehr die Unterhaltung. Ein paar Mal hatte er schon wieder auf die Abreise angespielt, aber die Gräfin, die recht gut bemerkte, daß Feodora nicht gern etwas davon hörte, machte ihm dann stets Gegenvorstellungen, indem sie sich darauf bezog, daß ihre Tochter immer noch zu schwach sei, die auch mit der bequemsten Reise verknüpften Anstrengungen zu ertragen.

Die Langeweile des Grafen hatte für Feodora wenigstens etwas Gutes. In Ermangelung einer anderen Unterhaltung suchte er nämlich die des Dr. Reichardt und fand bald Gefallen daran; er lud ihn deshalb immer dringender ein, der Doktor folgte dem Rufe nur zu gern, zumal ihn der Dienst in seinen Lazarethen allmälig weniger in Anspruch nahm, und — was von besonderer Wichtigkeit werden konnte — der alte Herr lernte aus diesen Unterhaltungen den edlen Charakter und hohen Verstand des Doktors immer besser kennen.

„Ein prächtiger Mann, der Doktor!" äußerte er öfter zu Frau und Tochter; „er spricht, als ob er schon mein Alter und meine Erfahrung hätte, und dabei liegt doch noch so viel jugendliche Frische in ihm, daß er jedes Thema und jedes Wort interessant zu machen versteht."

Die Gräfin hörte dies gern, weil sie Dr. Reichardt große Dankbarkeit zutrug, und daß Feodora von solchen Herzensergüssen ihres Vaters im Stillen ganz entzückt war, wird man sich leicht denken können.

Freilich beraubte sie das Wohlgefallen des Vaters an solchen Unterredungen, in die sie sich nicht immer zu mischen wagte, häufig des Glückes, mit dem Geliebten ihres Herzens Worte wechseln zu können, aber sie durfte ihn dann doch heimlich beobachten, seinen Reden lauschen und fing nur zu oft die Blicke auf, die er ihr zuweilen sehnend zuwarf — denn der Graf verstand, seinen Mann festzuhalten.

Dies waren heimliche, eigentlich nicht für ihr Auge bestimmte Blicke, manchmal trafen sie aber auch ganz offene, in denen Frage und sanfter Vorwurf gleichzeitig lagen. Feodora verstand Beides, es übersetzte sich einfach durch die Worte: „Haben Sie meinen Rath befolgt und mit Ihrer Mutter gesprochen?" — und beschämt, leise erröthend mußte sie dann das Haupt senken.

Das war außer einigen höflichen, formellen Phrasen und der zuweilen allgemein geführten Unterhaltung, längere Zeit hindurch der einzige Weg, auf dem sich ihre Gedanken begegnen konnten.

Feodora's Handarbeit ging inzwischen schnell ihrer Vollendung entgegen und war so gut gelungen, daß sie mit Recht einen kleinen Stolz darauf setzen konnte; der Graf und die Gräfin lobten sie, und Feodora erglühte vor Freude. Nachdem das Kissen vom Tapezierer zurückgekommen war, sollte der Dokor bei seinem nächsten Besuche damit überrascht werden.

Selten hat wohl ein lebens- und tanzlustiges junges Mädchen dem ersten Balle oder einem anderen derartigen Vergnügen mit solcher Ungeduld und doch wieder so ängstlichem Herzklopfen entgegengesehen, als Feodora jetzt dem für den Abend erwarteten Besuche Dr. Reichardt's. Er mußte ja verstehen, daß dieses einfache Geschenk, dessen Werth seine Müheleistungen allerdings nicht aufwog, aus vollem, dankbarem Herzen gegeben werde; er sah darin, wie sie im Stillen hoffte, vielleicht noch mehr. Sie hatte sich vorgenommen, jede seiner Mienen scharf zu beobachten, wenn er das Geschenk in Empfang nehmen würde; daraus wollte sie in seinem Herzen lesen.

Der Abend kam und mit ihm der Dokter, Letzterer sogar ungefähr eine Stunde früher als gewöhnlich, wodurch es sich denn traf, daß er die Comtesse wieder allein fand, da ihre Eltern, wie damals, einen Spaziergang gemacht hatten.

Dr. Reichardt kam schon so früh, weil ihn eine unerwartete dienstliche Beschäftigung hinderte, den ganzen Abend in der gräf-

lichen Familie, wie er versprochen hatte, zuzubringen. Dies war Feodora gerade sehr lieb, denn es würde sie doch in eine Art peinlicher Befangenheit versetzt haben, ihm ihr Geschenk in Gegenwart der Eltern zu übergeben, und auch er würde dann gewiß seinen Empfindungen mehr Zwang auferlegt haben müssen.

Dennoch war das junge Mädchen heute verlegener als sonst. Dr. Reichardt entschuldigte sein frühes Kommen und schien die Unterhaltung anfänglich in gleichgültigem Tone erhalten zu wollen; Feodora suchte nach Worten, ihre Absicht einzuleiten. Sie führte das Gespräch auf ihre Krankheit zurück und dankte dem Doktor noch einmal mit warmen Worten für die Mühe, deren er sich um ihretwillen unterzogen habe.

„Es ist wahrscheinlich,“ schloß sie mit zu Boden gesenkten Blicken, „daß meine Eltern mit mir Kissingen nun bald verlassen werden, um in die Heimath zurückzukehren, und wenn ich das Dankgefühl für Sie, der mir Leben und Gesundheit wiedergegeben hat, gewiß dahin für alle Zeit mit mir nehmen werde, so hat es mich auch gedrängt, Ihnen ein schwaches Zeichen meiner Erkenntlichkeit zurückzulassen, das Sie zuweilen an jenes erinnern möge.“

Ehe Dr. Reichardt, durch diese Worte stutzig gemacht, noch eine Erwiederung gegeben hatte, erhob sie sich rasch, ging in das Nebenzimmer und kehrte gleich darauf mit tiefgefärbten Wangen und einem etwas verschämten Lächeln auf den Lippen, ihr Angebinde in der Hand tragend, zurück. Wenn der Doktor das Herzklopfen des armen Kindes hätte hören und fühlen können, würde er gewiß nicht einen Augenblick mehr über die Gewalt ihrer Empfindungen im leisesten Zweifel gewesen sein.

Auf das Höchste überrascht, hatte er sich erhoben und stand ihr dicht gegenüber; er war ebenso verwirrt wie sie. Gesuchte, förmliche Worte des Dankes schienen ihm dieses zarte Geschenk, wie seine eigenen Gefühle zu entweihen; stumm beugte er sich über Feodora's Hand und küßte sie.

Aber er ließ diese Hand, deren Zittern er wohl fühlte und das sich auch der seinigen mittheilte, so bald nicht wieder los; er drückte sie leise und blickte dabei zu Feodora auf, ob sie darüber zürne; da sah er eine Thräne in ihren langen Augenwimpern glänzen.

„Wollen Sie denn wirklich bald von hier abreisen?“ fragte er in tiefer Bewegung.

„Papa will es,“ flüsterte sie.

„Und Sie verlassen Kissingen ungern?“ fuhr er fort.

„Ja, ich habe den Ort liebgewonnen — vielleicht gerade deshalb, weil sich mir für immer manche schmerzlichen und wehmüthigen Erinnerungen daran knüpfen werden.“

„Nicht auch eine heitere?“

Sie schwieg, und Dr. Reichardt, der noch immer ihre Hand in der seinigen hielt, führte sie zu ihrem Sessel zurück und nahm ihr dicht gegenüber auf einem anderen Platz. Beide hätten jetzt gern ihre übervollen Herzen geöffnet, und doch trat wieder eine längere Pause des Schweigens ein, während deren sie sich kaum heimlich anzublicken wagten.

„Comtesse Feodora,“ begann der Doktor dann, „Sie theilen mir mit, daß Sie diesen Ort bald verlassen werden, und vielleicht wird sich bis dahin nicht eine Gelegenheit wie heute wiederfinden, die mir erlaubt, ganz offen zu Ihnen zu sprechen. Werden Sie mir verzeihen, wenn ich hinzusetze, daß auch für mich, wenn mich meine Pflicht von hier fortgerufen hat, Kissingen unvergängliche Erinnerungen hinterlassen wird? Noch bin ich nicht im Stande, zu bestimmen, ob diese Erinnerungen traurige oder glückliche sein werden, denn wenige Worte von Ihnen werden sie zu den einen oder den anderen machen. Um diese Worte, wie sie auch ausfallen mögen, bitte ich Sie jetzt; ich weiß, daß ich viel damit wage, aber das Herz kennt keine äußeren Rücksichten und Schranken, wenn es seinem höchsten Glücke zustrebt. Wenn Sie es noch nicht in ihm gelesen haben sollten, dann gestatten Sie ihm jetzt das offene Bekenntniß, daß es seit der Stunde, in der ich zuerst an Ihrem Krankenlager stand, Ihr Bild und den vermessenen, aber unwiderstehlichen Wunsch in sich aufgenommen hat, dasselbe immer darin tragen zu dürfen.“

Das Antlitz Feodora's bewies zur Genüge, daß sie in des Doktors Geständnisse keine Vermessenheit erblicke und darüber zu zürnen weit entfernt sei; dagegen verriethen die langsam hervorquellenden Thränen und die wogende Brust, sie erwiedere die ihr zugetragene Neigung, aber sowohl jungfräuliche Scham als die Furcht, daß noch große äußere Hindernisse dem auch von ihr ersehnten Ziele entgegenständen, hielten sie ab, freudig die Antwort zu geben, auf welche der Doktor hoffte.

Dennoch hatte der Letztere aus ihrem Wesen Muth geschöpft, und in sanfter, eindringlicher Weise setzte er ihr seine Verhältnisse aus einander und verhehlte ihr nicht, daß sie, falls sie sich mit Einwilligung ihrer Eltern entschlösse, seinen Antrag anzunehmen, manchem äußeren Glanze, der sie bisher umgeben, werde entsagen müssen; er that sich vielleicht selbst etwas Unrecht, als er auch erwähnte, nicht eine heiße, übersprudelnde Leidenschaft führe ihn zu ihren Füßen, sondern eine vom Herzen wie vom Verstande reiflich geprüfte Neigung, denn seine Gefühle vereinigten wohl Beides in sich.

„Und was darf ich nun hoffen, Comtesse Feodora?“ fragte er schließlich mit bebender Stimme; „wollen und können Sie

mir so große Opfer bringen, zieht Sie ihr Herz dazu hin oder soll ich die Empfindungen, die ich soeben vor Ihnen aufgedeckt habe, für immer in der geheimsten Tiefe meiner Brust begraben und Sie nie wiedersehen?"

„O, sprechen Sie nicht von Opfern, die ich zu bringen hätte!" erwiederte das junge Mädchen in der lieblichsten Verschämtheit; „Sie als Arzt haben ja die Ursache meiner Krankheit längst durchschaut, Sie haben aus meinen Fieberphantasien mehr erfahren, als Ihnen meine Lippen jetzt zu bekennen wagen möchten."

Entzückt küßte Dr. Reichardt von Neuem und wiederholentlich ihre Hand und fragte nochmals, als müsse er sich seines Glückes ganz fest versichern:

„Sie wollen also die Meinige sein, Feodora — sich mir für das ganze Leben anvertrauen?"

„Ich thue es ohne Bedenken," flüsterte sie, „denn mein Herz hat schon längst entschieden. Wie sollen aber meine Eltern erfahren, was in dieser Stunde geschehen ist?"

„Sagen Sie mir aufrichtig: fürchten Sie bei ihnen auf Widerspruch zu stoßen?" fragte Dr. Reichardt mit kaum merklich gefalteter Stirn.

„Nicht bei meiner Mutter," entgegnete sie zögernd; „wer weiß aber, was der Vater dazu sagen wird, nachdem er sich einmal in den Kopf gesetzt hat, daß ich den Cousin Theodor lieben könne und solle?"

„Er liebt Sie zu zärtlich, um Ihnen jemals einen solchen Zwang aufzuerlegen, aber ich fürchte etwas Anderes von ihm: diese Partie für seine Tochter wird seinen Erwartungen nicht entsprechen, ihm nicht glänzend genug erscheinen; er würde es vielleicht nur mit blutendem Herzen ansehen können, daß Sie Ihren hohen Namen und Stand ablegen sollten, um sich mit einem um so Vieles bescheideneren Titel zu begnügen."

Feodora dachte ebenso wie er, denn wenn ihr Vater auch nicht gerade adelsstolz genannt werden konnte, so hing er doch sehr, wie ältere Leute gewöhnlich, an einigen Vorurtheilen, aber ihr Zartgefühl erlaubte nicht, den Doktor in seinen Vermuthungen zu bestätigen — diesen Kampf mußte sie mit ihrem Vater allein aufnehmen.

Jetzt hörte man den Grafen und die Gräfin nach Hause kommen.

„Sprechen Sie mit Ihrer Mutter so bald als möglich, geliebte Feodora!" bat der Doktor eiligst; „Sie werden alle Qualen der Ungeduld, die ich indessen leiden muß, ermessen können."

„O ja," erwiederte sie mit einem Seufzer und gleichzeitigem Lächeln, „die letzten Wochen haben Sie mich kennen gelehrt."

„Und wenn Ihr Herr Vater nicht einwilligte, wenn er auf schleunige Abreise dränge?"

„Er würde nie die Ihnen schuldige Rücksicht so weit außer Acht setzen, daß er uns nicht erlaubte, von Ihnen Abschied zu nehmen."

„Und was würde diese gezwungene Trennung bewirken?" setzte sie mit innigem und doch festem Ausdrucke hinzu. „Meine Eltern wissen, daß sich mein Charakter nicht dem Zwange beugt, sie selbst haben mich so erzogen; ich werde ihnen immer eine gute, gehorsame Tochter sein und Nichts gegen ihren Willen unternehmen, aber die Gefühle, die ich im Herzen trage, werden sie nie verändern können. Fürchten Sie Nichts, ich kann nicht unbeständig sein."

Der Graf und seine Gemahlin traten in das Zimmer. Zum ersten Male bemerkte das scharfe Mutterauge an der Erregung, die Feodora trotz aller Anstrengung nicht sogleich zu unterdrücken vermochte, daß zwischen ihr und dem Doktor etwas Besonderes vorgefallen sein müsse; die Stickerei allein, die sie offen vor sich liegen sah, die also schon in die Hände des Letzteren übergegangen sein mußte, konnte nicht zu einer so erregenden Unterhaltung zwischen den Beiden Anlaß gegeben haben — die gute Dame überkam eine Ahnung, von der sie sich selbst nicht zu sagen wußte, ob sie freudig oder besorgnißerregend sei.

Der alte Herr bemerkte nichts Außerordentliches, begrüßte Dr. Reichardt auf das Freundlichste und wurde nur dadurch einigermaßen verstimmt, daß er von diesem erfuhr, er werde am Abende keinen so angenehmen Gesellschafter als sonst haben; über das Geschenk seiner Tochter scherzte er in unbefangener Weise.

Der Doktor, der sich der Selbstbeherrschung, die er sich jetzt anthun mußte, auf lange Zeit nicht gewachsen fühlte, empfahl sich bald, nicht ohne einen heimlichen, vielsagenden Blick auf Feodora zu werfen, die denselben mit mehr Festigkeit als jemals früher erwiederte; es lag darin ihre Antwort: „Sorge nicht, ich werde handeln."

Der Abend verging der gräflichen Familie still und friedlich; die Eltern waren Feodora's Schweigsamkeit in letzter Zeit schon gewöhnt geworden. Erst als der Graf, wie allabendlich, sein Licht nahm, Frau und Tochter „Gute Nacht" wünschte und nach seinem Schlafzimmer ging, rötheten sich die Wangen der Comtesse wieder lebhafter; sie eilte auf ihre Mutter zu, schloß dieselbe mit noch mehr Zärtlichkeit als gewöhnlich in die Arme und flüsterte ihr die Bitte zu, sie nach ihrem Zimmer zu begleiten, wo sie noch etwas Dringendes mit ihr zu sprechen habe.

Die Gräfin errieth schon zur Hälfte, um was es sich handle,

und folgte, einerseits beglückt dadurch, daß sie das lang entbehrte volle Vertrauen ihres Töchterchens wiedergewonnen habe, andererseits in banger Scheu vor der ihr zugedachten Eröffnung und deren möglichen Folgen.

Als die beiden Frauen in der kleinen heimlichen Stube angekommen waren, zog Feodora ihre Mutter auf das Sopha nieder und setzte sich neben sie; den Arm um ihren Hals schlingend, legte sie das Gesicht, als schäme sie sich der darauf hervortretenden Bewegung, auf die Schulter der Gräfin, so daß ihre Lippen deren Ohr ganz nahe waren.

„Theure Mutter, ich habe Dir ein Geständniß zu machen," flüsterte sie.

Die Gräfin begann leise zu zittern und stammelte nur:

„Ich höre Dich, mein Kind."

„Du hast oft in banger Sorge den Grund meiner Krankheit, die mehr in der Seele als im Körper lag, zu erforschen gesucht," fuhr das junge Mädchen fort, „und ich habe Dir wohl bitteres Unrecht gethan, daß ich ihn verschwieg; aber Du wirst bald begreifen, was meine Zunge gefesselt hielt, und mir verzeihen. Erst heute habe ich das Wort vernommen, das diese Fesseln löste, und nun darf ich mich meines Bekenntnisses nicht mehr schämen, kann sogar stolz darauf sein. O, beste Mutter, jetzt erst fühle ich mit Ueberzeugung, daß ich vollständig wieder genesen bin!"

Dr. Reichardt?" konnte die Gräfin, die von angstvoller Ungeduld fast verzehrt wurde, sich nicht enthalten zu fragen.

„Ja, Mutter; der Mann, zu dem ich schon seit dem ersten Male, als ich ihn gesehen, eine nicht zu überwältigende Neigung gefaßt hatte, ohne hoffen zu dürfen, daß dieselbe jemals erwiedert werden könne, eine Leidenschaft, die ich fest entschlossen war, Jedermann zu verschweigen und selbst zu bekämpfen; er hat mich heute durch das Bekenntniß seiner Liebe wieder hoffnungsvoll und glücklich gemacht; ich fühle neues Leben in mir, ich fühle den Muth, für diese Liebe alle meine Kräfte daranzusetzen, um das Ziel zu erreichen, das wie ein hellleuchtender Stern jetzt an dem vor Kurzem noch so trüben Himmel meiner Zukunft steht."

„Und was hast Du ihm erwiedert?" fragte die Gräfin, noch halb betäubt von der leidenschaftlichen Mittheilung ihrer Tochter.

„Bedarf das noch einer Frage? — Ich habe wiederholt, was ihm während meiner Krankheit schon meine Fieberreden verrathen hatten, und ihm versprochen, was ich halten zu können überzeugt bin, ewige Beständigkeit. Habe ich nicht recht gethan? konnte ich anders handeln?"

„Gott segne Dich, mein Kind," sagte die Gräfin, bis zu

Thränen gerührt, „und erfülle Deine Wünsche, die ich nur theilen kann, wenn sie zu Deinem wahren Glücke gereichen. Ich halte Dr. Reichardt für einen braven Mann, der Dein edles, liebevolles Herz nicht täuschen wird — ich will ihn lieben wie meinen Sohn. Ach, es ist ein seliger und trauervoller Augenblick zugleich für das Herz einer Mutter, wenn sie die Liebe des Kindes, die ihr bis dahin allein gehörte, mit einem Anderen theilen soll, aber eine Mutter bringt ja dem Theuersten, was sie besitzt, gern jedes Opfer. Wie werde ich es tragen können, Dich, mein heißgeliebtes Kind, von meiner Brust zu lassen, Dich viele hundert Meilen vielleicht von mir entfernt zu wissen, wenn Du Deinem Gatten in seine Heimath gefolgt bist?"

Die Gräfin schluchzte jetzt laut, während sie ihre Tochter, die von Freude über den so schnell erhaltenen Segen der Mutter strahlte, fest an sich preßte, als gelte es, nach wenigen Stunden schon den gefürchteten Abschied zu nehmen. Die süßen Schmeichel- und Trostesworte Feodora's vermochten so leicht noch nicht Wurzeln zu schlagen.

„Was wird aber der Vater dazu sagen?" fragte Feodora stockend.

Auch die Gräfin schrak aus den Träumen, denen sie sich hingegeben hatte, empor. Wie ihre Tochter von jener Seite her auf einigen Widerstand gefaßt war, so zweifelte auch sie nicht daran; der alte Herr war wohl zu besiegen, aber nur langsam, Schritt für Schritt, — das fühlten Beide — und jede Verzögerung der Erfüllung ihres Wunsches schien ja dem liebenden jungen Mädchen eine Ewigkeit werden zu wollen, in der sich noch hundert neue Hindernisse vor dem Ziele aufthürmen konnten.

„Ich werde mit ihm sprechen, wenn Du es willst," erwiederte die Mutter auf Feodora's Frage.

„Wenn er aber heftig auffahren sollte?"

„Ich vermuthe es beinahe, denn obgleich er dem Doktor sehr gewogen ist, wird er sich doch nur schwer mit dem Gedanken befreunden können, seine einzige Tochter —"

Die Gräfin brach kurz ab, denn sie fürchtete, sowohl Feodora als den Doktor durch Das, was sie eben aussprechen gewollt, und was Erstere schon früher gefühlt, zu verletzen; die ebenso bescheidene als edelsinnige Frau kannte keinen Stolz und achtete alle Bedenken gering, die sich dem Glücke ihrer Tochter in den Weg stellen konnten. Daß Dr. Reichardt von bürgerlicher Herkunft war und Feodora seinen einfachen Namen annehmen sollte, daß er kein Vermögen und keine gerade glänzende Stellung in der Welt besaß, fiel bei ihr durchaus nicht in das Gewicht, war sie doch von seinem festen Charakter und edlen Gemüthe überzeugt, nachdem sie ihn so lange Zeit hindurch bei

seiner Wirksamkeit im Lazarethe und an dem Krankenlager der Tochter beobachtet hatte.

Es blieb dabei, daß sie schon am anderen Tage mit ihrem Manne über die Eröffnung, die ihr Feodora gemacht, sprechen wolle, und sie ermahnte Letztere, die ihr auch zu gehorchen versprach, mit mütterlicher Zärtlichkeit, in keinem Falle dem alten Herrn offenen Widerspruch, der ihn stets leicht aufbrachte, entgegensetzen zu wollen, sondern, wenn er jetzt wirklich seine Einwilligung verweigern sollte, es der Zeit zu überlassen, daß sie seine Ansichten ändere.

„Ich zweifle keinen Augenblick daran," setzte sie hinzu, „daß Dr. Reichardt, ein ernster und ehrenwerther Mann, bei dem sich nicht ein flüchtiger Jugendrausch voraussetzen läßt, Dir auch bei längerer Trennung und weiterer Entfernung seine Liebe und Treue bewahren wird, aber diese Prüfungszeit dürfte für Euch Beide ein Vortheil und sogar nothwendig sein, denn, wie Du nicht leugnen kannst, liebe Feodora, ist Eure Bekanntschaft doch nur sehr kurz gewesen."

„Wer wollte die Stärke und Heiligkeit der Empfindungen nach der Zeit abmessen, die sie zu ihrem Aufkeimen im Herzen gebraucht haben?" fragte das junge Mädchen. „Haben die meinigen mich nicht schon beinahe das Leben gekostet? wurzeln sie nicht in dem tiefsten Grunde meiner Seele?"

Die Gräfin ließ sich auf keine weitere Unterhandlung über diese Fragen ein, die jeder Liebende mit so stolzem Bewußtsein aufstellt, obgleich er sich selbst sehr häufig nach mehr oder minder langer Zeit eine ganz andere Antwort darauf giebt, als er es im ersten Rausche seines Glückes für möglich hält; sie zweifelte auch nicht an der Beständigkeit Feodora's, denn sie selbst hatte ja nur einmal geliebt und dies nie bereut. Jetzt wollte sie aber sowohl die Tochter als sich selbst nicht mehr aufregen und nahm deshalb von ihr für die Nacht Abschied.

Feodora brachte die ganze Nacht wachend zu, obgleich sie sich niedergelegt hatte; wie sollte auch nach den Erlebnissen dieses Abends Schlaf in ihre Augen kommen können?

Seliges Glück und die Befürchtung vor der Entscheidung des Vaters, den sie seiner oft etwas barschen Außenseite wegen für strenger hielt, als er wirklich war, stritten sich in ihr — im Ganzen blieb aber doch das erstere vorwiegend, und die süßesten wachen Träume umgaukelten sie.

Bei näherer Ueberlegung fand die Gräfin die Aufgabe, die sie sich gestellt hatte, doch schwieriger als in der ersten Gefühlsaufwallung, und auch sie schloß in der Nacht kein Auge, sowohl weil sie immer an die vielleicht sehr bald bevorstehende Trennung von der Tochter denken mußte, als sich einen Plan ent-

werfen wollte, wie sie ihrem nichtsahnenden Gatten die große Neuigkeit mittheilen solle, ohne ihn im ersten Aufbrausen zu einem Worte kommen zu lassen, das er dann nur selten und höchst ungern zurückzunehmen pflegte.

Beim Frühstück erschien Feodora nicht, um der Mutter freies Feld zu lassen. Der alte Herr hatte gut geschlafen und war in bester Laune, woraus die Gräfin ein wenig mehr Hoffnung schöpfte.

„Wo ist Feodora?" fragte er bald.

Die Gräfin erwiederte, Feodora fühle sich wieder nicht ganz wohl und wolle noch einige Stunden ruhen.

„Du siehst bleich und überwacht aus, beste Hedwig," meinte der alte Herr, die Pfeife aus dem Munde nehmend und seine Gattin mit einem Anfluge von Besorgniß betrachtend; „ich will doch nicht hoffen, daß Du Grund hast, Feodora's Unwohlseins wegen ängstlich zu sein?"

„Gott sei Dank, es scheint nicht von großer Bedeutung, aber ich erschrecke jedes Mal, wenn sie nur eine leichte Klage äußert, weil ich einen Rückfall des Fiebers so sehr fürchte."

„Bah, der Doktor hat versichert, daß es ohne besondere Veranlassung nicht wiederkehren werde," sagte der Graf in einem Tone, der dennoch eine leichte Unruhe verrieth, „und der Doktor ist ein sehr verständiger Mann."

„Ja wohl," seufzte die Gräfin, „ich wollte, daß er Feodora's Gesundheitszustand immer überwachen könnte!"

„Nun, dazu ist blutwenig Aussicht vorhanden," meinte ihr Gemahl leichthin; „er hat hier eine hübsche Stellung in königlichen Diensten und würde sie gewiß nicht aufgeben, wenn ihm auch in unserer Gegend eine ausgebreitete und einträgliche Praxis winkte."

Der Gräfin kam bei diesen Worten ihres Gatten eine Idee, die sie sogleich festhielt.

„Wer weiß?" sagte sie mit Lebhaftigkeit.

„Wie kannst Du daran nur im Ernste denken, liebe Hedwig? Wir haben dort deutsche Aerzte genug, die sich Konkurrenz machen."

„Aber eine Empfehlung von Deiner Seite könnte ihm sehr nützlich sein; — wir haben viele Bekannte — Du würdest ihn doch gewiß mit gutem Gewissen empfehlen können?"

„Was Das anbetrifft, so wäre es schon gut, denn Du weißt, daß ich Dr. Reichardt sehr hochachte; aber ich bin überzeugt, daß er mich auslachen würde, d. h. wenn dies seine Wohlanständigkeit erlaubte, wollte ich ihm einen solchen Vorschlag machen. Er kann in seiner jetzigen Stellung noch eine glänzende Carrière machen."

„Meinst Du?" fragte die Gräfin gespannt und rückte ihrem Gemahle etwas näher.

Dem alten Herrn fiel das Benehmen seiner Gattin doch auf, und er heftete fragend einen so durchdringenden Blick auf sie, daß sie ihre Verlegenheit nicht mehr verbergen konnte. Ueberrascht fragte er:

„Was hast Du denn auf dem Herzen, Hedwig?"

Die Gräfin wurde bald blaß, bald roth. Die Augen ihres Mannes fixirten sie immer schärfer, und er blies, wie gewöhnlich, wenn er im Begriffe war, ungeduldig zu werden, die Rauchwolken immer schneller aus seiner Pfeife.

„Fedora," stammelte die Gräfin, „— der Doktor —"

„Nun, was ist es mit dem Mädchen? Ist sie wirklich ernstlich erkrankt? — Du weißt, daß ich nicht lange Vorbereitungen liebe, ich will die Wahrheit wissen."

„Nein, sie ist nicht krank, wenigstens nicht körperlich, aber sie befindet sich in großer Gemüthsaufregung, und Du wirst Dich erinnern, daß Dr. Reichardt uns ausdrücklich warnte, es dahin wieder kommen zu lassen."

„Aber was fehlt ihr denn?"

„Sie trägt ein Leid in sich, wie es wohl jedes Mädchen in ihren Jahren einmal überkommt."

„Sie ist doch nicht verliebt?" fuhr der alte Herr heraus.

„Sie liebt!" verbesserte die Gräfin sehr ernst und konnte die sich ihr in die Augen drängenden Thränen nicht mehr zurückhalten.

Der Graf blieb unbeweglich sitzen und starrte seine Frau sprachlos an; ihr Aussehen sagte ihm nur zu deutlich, daß hier von einer sehr ernsten Sache die Rede sei. Im Fluge überzählte er alle die jungen eleganten Kavaliere, die sich in Kissingen aufgehalten, noch aufhielten und deren flüchtige Bekanntschaft seine Tochter gemacht hatte, aber er erinnerte sich nicht, jemals bemerkt zu haben, daß sie einem derselben ein besonderes Interesse zuwende; an den Doktor dachte er am allerwenigsten. Nach einer Pause fragte er tiefaufathmend:

„Sie bereut also doch, daß sie an der Abreise Theodors Schuld war?"

„Nein, durchaus nicht; Feodora ist immer fest in ihrem Charakter und in ihren Entschlüssen. Sie hat ihr Herz erst hier verschenkt, seit Kurzem, aber diese kurze Zeit hat genügt, wovon ich mich überzeugen mußte, ihre Neigung zu einer unauslöschlichen zu machen; es hieße, ihr das Leben rauben, wollte man derselben gewaltsam entgegentreten. Dr Reichardt —"

Die Gräfin stockte, aber bei der Nennung dieses Namens war dem alten Herrn plötzlich ein Licht aufgegangen: er dachte

an das Krankenbett, an die mehr als pflichtgetreue Sorge des Doktors, an das gestickte Ruhekissen, an die Verwirrung Feodora's und des Doktors, als ihr Tête-à-Tête zweimal durch seine und seiner Gattin Rückkehr vom Spaziergange unterbrochen worden war; er hatte sie wohl bemerkt, aber für zufällig und bedeutungslos gehalten.

Er sagte nicht sogleich Etwas, aber er stand rasch auf, stellte die Pfeife fort und begann im Zimmer starken Schrittes auf und nieder zu gehen, bei ihm ein Zeichen tiefer Erregung. Die Gräfin folgte ihm angstvoll mit den Bicken und wagte nicht, den glimmenden Funken durch den leisesten Hauch zur Flamme anzublasen.

Plötzlich blieb der alte Herr vor seiner Frau stehen und fragte ziemlich barsch:

„Feodora liebt also den Dr. Reichardt, wenn ich richtig verstanden habe?"

„Ja, sie hat es mir erst gestern Abend anvertraut."

„Und er erwiedert diese Neigung? Weißt Du das gewiß?"

„Er selbst hat es ihr gestern vor unserer Rückkehr nach Hause gesagt. Und diese Liebe, die sie anfänglich für hoffnungslos, für nicht verstanden oder unerwiedert hielt, war die Ursache ihrer schweren Krankheit. O, Heinrich, wenn Du ein Vaterherz hast —"

Die arme Frau brach in Thränen aus und vermochte nicht weiterzusprechen; sie hob die gefalteten Hände bittend zu ihrem Gemahle auf und machte eine Bewegung, als wolle sie vor ihm in die Knie sinken.

„Beruhige Dich nur," sagte er in sanfterem Tone, sie zurückhaltend, „ich selbst will mit dem Mädchen sprechen."

„Und was wirst Du thun?"

„Wie ein Vater handeln."

XIII.

Vater und Tochter.

Feodora erhielt bald darauf durch ihre Mutter die Aufforderung, sich zu dem Grafen zu begeben. Sie hatte nichts Anderes erwarten können und war daher vorbereitet.

Wie der alte Herr die Mittheilung seiner Gattin aufgefaßt, konnte diese selbst nicht behaupten, denn er hatte kein Wort weiter darüber gesprochen und sie nicht gewagt, zu fragen. Sie konnte ihr Töchterchen nur durch die Versicherung beruhigen, daß er nicht heftig aufgebraust sei, und sein Schlußwort: „Ich werde wie ein Vater handeln" schien wohl eine günstige Deutung zuzulassen. Im Ganzen tröstete übrigens Feodora ihre Mutter mehr als diese sie; während die Gräfin in Thränen zurückblieb, ging das junge Mädchen mit fester Haltung, leichtgefärbten Wangen und einem Blicke voll ruhiger Entschlossenheit nach dem Zimmer, in dem sie der Vater erwartete; sie empfand das stolze Bewußtsein, daß sie für ihre Liebe kämpfen müsse.

Als sie eintrat, war der Graf noch bei seinem Rundgange durch das Zimmer, sowie er aber seine Tochter erblickte — Haltung und Blick derselben mochten ihm doch imponiren — blieb er stehen, reichte ihr die Hand und sagte dann sanft, indem er auf das Sopha deutete:

„Setze Dich da, mein Kind; ich habe mit Dir zu sprechen."

Feodora gehorchte, und er nahm in ganz vertraulicher Weise neben ihr Platz.

„Deine Mutter hat mir soeben eine Eröffnung gemacht, die mich in das höchste Erstaunen setzt," begann er dann. „Wir wollen uns alle Einleitungen ersparen, mein Kind, denn ich liebe dieselben nicht und Du scheinst auch in dem Zustande der Ruhe zu sein, der uns erlaubt, schnell auf das Ziel loszugehen. Du wirst nicht vergessen, daß Dein Vater zu Dir spricht und mir mit Aufrichtigkeit und Vertrauen antworten."

„Gewiß, bester Vater," erwiederte Feodora, die dieses freundliche Entgegenkommen befangener machte, als es eine heftige Ansprache hätte thun können, denn ersteres lag ganz außer ihrer Berechnung.

War es möglich, fragte sie sich, daß der alte Herr ihre Wahl und ihren Wunsch ohne Weiteres billigen würde? — Diese Hoffnung wollte noch nicht in ihrem Herzen Platz ergreifen.

„Du liebst Dr. Reichardt wirklich und bist überzeugt, daß Du ihn immer lieben wirst?" fragte der Graf eindringlich, während er die Hand der Tochter in die seinige nahm.

„Ja, ich bin davon überzeugt."

„Und diese Liebe ist so stark, so unwiderstehlich, daß Du nicht zögern würdest, Deine alten Eltern, die Dir bisher Alles und deren größte Freude und Stolz Du gewesen bist, zu verlassen, um einem Manne in seine ferne Heimath zu folgen, den Du erst seit kurzer Zeit kennst?"

„Mein Vater," entgegnete Feodora tief ergriffen, „ich brauche Dich, wie meine gute Mutter wohl nicht zu versichern, welch' bitteres Herzeleid es mich kosten wird, mich von Euch zu trennen, wenn es mir die übernommene Pflicht so gebieten sollte — es würde mich dann nur die Liebe, über die ich nicht mehr gebieten kann, und die Hoffnung, Euch recht oft wiederzusehen, trösten können; aber diese zeitweilige Trennung von unseren Lieben ist ja unser Aller Loos, und Du selbst riethest mir noch vor wenigen Wochen, meine Hand dem Cousin Theodor zu reichen, der mich ja auch aus dem Elternhause fortgeführt haben würde."

Der Graf schien über diese Einwendung ein wenig betroffen, aber schnell gefaßt sagte er:

„Wenn Du den Cousin Theodor geheirathet hättest, würden sich die Verhältnisse ganz anders gestaltet haben; auf seinem oder seines Vaters Gute wäret Ihr dann unsere nächsten Nachbarn gewesen und wir hätten Dich täglich sehen können."

„Sollte sich denn nicht ein Mittel finden lassen, dies möglich zu machen, wenn ich die Gattin Dr. Reichardt's geworden wäre?" fragte Feodora, in der die Mutter diesen Gedanken, den sie mit Eifer aufgefaßt, anzuregen nicht vergessen hatte.

„Dazu gäbe es nur zwei Wege, daß nämlich der Doktor entweder seiner jetzigen Stellung entsagte, um sich in seinem Fache eine sehr ungewisse in unserer Heimath zu schaffen, worauf Deine Mutter schon vorher deutete, oder daß er seinen bisherigen Beruf ganz aufgäbe. So weit ich aber Dr. Reichardt kenne, wird er sich zu keinem von Beiden entschließen, denn in jedem Falle würde er sich von seiner zukünftigen Gattin und deren Verwandten abhängig machen, und das widerstrebt gewiß

seinem festen, männlichen Charakter. Ich kann die Männer nicht achten, die ihre Existenz nur auf das Vermögen oder die Konnexionen ihrer Frau begründen; bist Du nicht derselben Ansicht?"

Feodora mußte in dieser Beziehung ihrem Vater Recht geben und nickte nur leise mit dem Kopfe; nein, nicht um den höchsten Preis hätte sie sehen mögen, daß der Geliebte sich ihretwegen in den Augen der Welt heruntersetze!

„Du würdest Dich also jedenfalls von Deinen Eltern und Deiner Heimath trennen müssen, liebes Kind," fuhr der Graf fort; „aber das ist der Lauf der Welt, und es läßt sich Nichts gegen die Bestimmung des Weibes, dem Manne, den es liebt, zu folgen, einwenden. Du mußt Dich selbst prüfen, ob Dich die Liebe zu dem Manne Deiner Wahl immer für das Opfer, das Du bringst und das wir Dir bringen müssen, entschädigen kann. Zu einer solch' ernsten Prüfung bedarf man aber der Zeit; ein jugendliches Herz ist leicht durch die Leidenschaft geblendet und wirft sich mit vertrauungsvoller Hingebung einer Zukunft in die Arme, der seine Phantasie die rosigste Färbung gegeben hat, aber nur zu oft entspricht die Wirklichkeit unseren Träumen nicht oder bleibt wenigstens weit hinter denselben zurück, und dann kommt die Reue zu spät."

„O, ich werde nie bereuen, mein Vater!" flüsterte das junge Mädchen.

„Es ist selbstverständlich, daß Du jetzt so denkst, aber darin liegt noch kein Beweis."

„Nicht der Charakter Dr. Reichardt's, den Du selbst hochschätzest?"

„Es kommt mir nicht in den Sinn, dieses Urtheil jetzt zu verleugnen, aber wir finden oft wunderbare Wandlungen des Charakters, und wenn ich den Doktor einer solchen auch am wenigsten für fähig halte, so liegt sie doch nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Aber kommen wir nun zur Sache! — Es sei ferne von mir, Deinen Gefühlen Zwang anzuthun; ich weiß aus mancher Erfahrung — glücklicherweise nicht in meiner Familie — daß der Eltern Machtgebot zu einer Heirath den Kindern ebenso wenig Segen bringt als ihr Bestreben, gewaltsam zwei für einander schlagende Herzen zu trennen; ich werde weder die eine noch die andere Barbarei begehen. Aber als Dein Vater, der vom ersten Momente an, als Du die Augen öffnetest, bis zum heutigen Tage für Dich nur ein Ziel erstrebt hat, Dein wahres Glück, habe ich die heilige Pflicht und das Recht, darüber zu wachen, daß jenes nicht durch eine Uebereilung, welche edlen und schönen Empfindungen derselben auch zu Grunde liegen mögen, gefährdet werde. Ich will keine Ein-

wendung gegen Deinen und Dr. Reichardt's Wunsch machen, aber ich verlange, daß Eure später unlösliche Vereinigung auf ein Jahr aufgeschoben werde und daß Ihr Euch in dieser Zeit nicht seht und auch nicht mit einander korrespondirt. Ich werde mit dem Doktor selbst darüber sprechen, und ich hoffe, daß er als ein verständiger Mann meinen Entschluß billigen wird. Ein Jahr ist nur ein kurzer Zeitraum; hält die Liebe des Einen oder Anderen in demselben die Probe nicht aus, dann verdiente sie nicht den heiligen Namen, den Ihr ihr jetzt gabt, und der Andere mag sich dann glücklich schätzen, daß sich das Band, das leicht zu einer schweren Eisenkette werden könnte, wieder gelöst hat. Ich will auch keine öffentliche Verlobung gestatten, denn abgesehen davon, daß sie doch in jedem Augenblicke wieder rückgängig gemacht werden kann, legt sie nur einen moralischen Zwang auf, der lästig und gefährlich werden kann. Du magst von Dr. Reichardt Abschied nehmen, wenn ich Dir aber rathen und Dich bitten darf, dann binde Dich nicht durch Schwüre und nimm solche nicht an; die wahre Liebe und Treue bedürfen solcher scheinbaren Stärkungsmittel nicht. Ich verlange nur, liebes Kind, daß wir sofort von hier nach unserer Heimath abreisen, daß dort kein Mensch etwas von Deinem Verhältnisse zu Dr. Reichardt erfahre und daß Du an den Vergnügungen und Zerstreuungen, denen Dich Deine Eltern zuführen werden, theilnimmst wie bisher; Du wirst mir versprechen, Dich nicht in dieser Zeit von der Welt zurückzuziehen und einer Trauer hinzugeben, die auf Deinen Geist und Körper nur nachtheilig einwirken kann. Nach einem Jahre mag Dr. Reichardt bei mir offen um Deine Hand werben, in Person oder brieflich, und bist Du dann noch entschlossen, sie ihm zu reichen, so werde ich meinen Segen über Euch aussprechen. Das sind meine unwiderruflichen Bedingungen, liebes Kind; ich glaube, daß ich sie milde genug gestellt habe; nimmst Du sie an, so reiche mir jetzt als Bekräftigung Deines Versprechens die Hand — willst Du es nicht, dann hast Du freien Willen zu handeln, ich hätte aber dann in meinem Greisenalter das einzige Kind verloren."

Der alte Herr hatte, besonders die letzten Worte, in tiefer Bewegung gesprochen und bot jetzt Feodora, die ihm mit gesenktem Haupte und thränendem Auge zugehört hatte, seine Hand.

Die Vorsätze, die sie gefaßt hatte, mit aller Energie, ohne dabei die dem Vater schuldige Achtung aus den Augen zu setzen, auf der Erfüllung ihres Wunsches zu bestehen, waren vor den milden und doch so entschiedenen Worten des Grafen geschwunden; er hatte ihr mehr bewilligt, als sie eigentlich zu hoffen gewagt, er hatte nicht Gegengründe, wie sie erwartet, angeführt,

er bot ihr seinen Segen an, nur unter Bedingungen, die sie für hart hielt und dennoch billigen mußte. Wie unendlich lang schien ihr das festgesetzte Jahr, obenein, da sie während desselben alle Verbindungen mit dem Geliebten abbrechen, nicht einmal bekennen sollte, daß sie ihm angehöre! Und was, fragte sie sich, wird er selbst dazu sagen? Würde er die Gerechtigkeit dieser Bedingungen begreifen und sie annehmen oder würde er sich dadurch beleidigt fühlen und ihr vielleicht gar den Vorwurf machen, darauf eingegangen zu sein! — Nein, wenn der Stolz seine Liebe so weit überwog, dann konnte diese auch nicht so stark und hingebend sein, wie sie es beanspruchte! — Sie zögerte noch, dadurch, daß sie ihre Hand in die des Vaters legte, ein Versprechen zu leisten, das sie vielleicht dem Geliebten entfremden konnte und ihr zu halten unendlich schwer werden mußte, wie sie im Voraus fühlte, aber die Wahl war ihr mit solcher Bestimmtheit gestellt worden, daß sie einen Entschluß fassen mußte, und die tiefe Bewegung des Vaters nicht spurlos an ihr vorübergegangen.

Sie nahm seine Hand, bedeckte sie mit Küssen und ließ ihre Thränen darauf niederströmen. Der Graf zog sie tiefgerührt an sein Herz.

Bald darauf war Feodora wieder mit ihrer Mutter allein, die sich überglücklich fühlte, daß die Unterredung zwischen Vater und Tochter so gut abgelaufen war, und Feodora die noch übrigen Bedenken auszureden suchte. Der Graf hatte sich zu Dr. Reichardt begeben, denn er liebte es, jede Angelegenheit von Bedeutung so schnell als möglich zu erledigen, und war nun auch entschlossen, die Abreise von Kissingen zu beeilen.

Dr. Reichardt wartete in unruhiger Sehnsucht auf irgend eine Nachricht oder einen Wink von Feodora, welchen Ausgang die Unterhandlung mit ihren Eltern genommen habe; war derselbe nur einigermaßen günstig, dann hatte er sich entschlossen, sofort bei dem alten Grafen seinen förmlichen Antrag um ihre Hand zu stellen. Einen Freund, gegen den er sein volles Herz hätte aussprechen können, besaß er nicht, wenigstens nicht in Kissingen, an Minna von Hofleben mochte er nicht eher schreiben, als bis sein Schicksal entschieden war, und selbst seiner alten Mutter, mit der er übrigens sehr fleißig korrespondirte, gegenüber wollte er bis dahin über seine Wünsche und Hoffnungen Schweigen bewahren; die Spannung würde ihren ohnehin schon schwachen Körper zu sehr angegriffen haben.

Sehr betroffen wurde er nun, als schon an dem Vormittage nach dem Abende, an dem er Feodora sein Herz geöffnet hatte, Graf Herrendorf ihm seinen Besuch anmelden ließ; es unterlag wohl keinem Zweifel, daß er durch den alten Herrn

selbst die Antwort auf seinen Antrag erhalten solle, und so unverzagt er sonst war, fühlte er sich doch dieses Mal auf das Aeußerste beunruhigt. Aus dem persönlichen Erscheinen des Grafen ließ sich sehr Verschiedenes schließen, es konnte eine gute und böse Bedeutung haben.

Die Verlegenheit drückte sich auch sehr deutlich in den Mienen des Doktors aus, als er den alten Herrn in seinem einfachen Zimmer empfing und zum Niedersetzen nöthigte. Der Graf sah sehr ernst aus, war aber übrigens freundlich in seinem Benehmen.

Wir brauchen die über zwei Stunden dauernde Unterredung der beiden Männer nicht zu wiederholen, denn es wird genügen, zu berichten, daß der Graf den Bewerber um die Hand seiner Tochter seiner vollen Achtung versicherte und dann seine Ansichten und Entschlüsse in ganz derselben Weise wie gegen Feodora aussprach, mit derselben Milde und derselben Festigkeit.

In dem Charakter des Doktors hatte er sich nicht verrechnet; niemals würde dieser zu bewegen gewesen sein, sich in eine abhängige Lage zu versetzen, ebenso wenig mochte er, ohne einen sicheren Ersatz dafür zu finden, seine jetzige Stellung aufgeben. In der That strebte er nicht nach dem Vermögen Feodora's, im Gegentheil hatte er sich schon früher und auch jetzt noch gesagt: „Wenn sie arm wäre, würden alle die Schwierigkeiten, die uns jetzt bedrohen, wegfallen" — und den festen Entschluß gefaßt, daß, wenn er ihr Gatte würde, das ihr sogleich oder später zufallende Vermögen gerichtlich zu ihrer eigenen Disposition festgestellt und nicht zu gemeinschaftlichen Zwecken angegriffen werden solle.

Die Gründe des Grafen mußte er anerkennen und erblickte darin keine Verletzung seines Selbstgefühls; es war ja so natürlich, daß ein verständiger und liebevoller Vater das Glück seines Kindes zu sichern suchte, wie er es nur vermochte, und die Bedingungen waren nicht hart gestellt; nur einen Einwand versuchte er dagegen bittend zu machen, daß er nämlich in gewissen Zwischenräumen mit Feodora korrespondiren dürfe, aber darauf wollte der Graf durchaus nicht eingehen.

Was die einjährige Frist anbetraf, so fand Dr. Reichardt, der weniger leidenschaftlich als Feodora war, sie nicht zu lang; wenn er sich selbst auch schon genügend geprüft hatte, um behaupten zu können, daß seine Neigung zu dem jungen Mädchen nicht wanken werde, so fand er es doch seinem eigenen Vortheile angemessen, wenn auch ihr hinreichende Zeit zu einer solchen Prüfung gegeben würde. Mit besonderer Freude überzeugte er sich, daß der Graf von jenen Standesvorurtheilen ganz frei sei, die er so sehr gefürchtet hatte; jede Aeußerung, die seinen Stand

und Namen nur im Mindesten herabsetzend berührt hätte, würde ihn auf das Tiefste verletzt und möglicherweise zu Erwiederungen hingerissen haben, die seinem freundschaftlichen Verhältnisse zu der gräflichen Familie für immer ein Ende machen konnten.

Die beiden Männer stimmten also ganz überein, und Doktor Reichardt leistete das ihm abverlangte Versprechen, sich, sobald er jetzt Abschied von Feodora genommen, vor Ablauf eines Jahres derselben in keiner Weise zu nähern.

So gütig und freundlich sich der Graf auch gegen ihn erwies, bemerkte er doch recht gut, daß dieser es sorgfältig vermied, ihm jetzt schon irgend ein Recht einzuräumen und ihn als zukünftigen Schwiegersohn zu betrachten; nur als sie sich zum Abschied die Hand reichten, sagte der alte Herr mit recht innigem Tone:

„Sollte Gott mich vor Ablauf eines Jahres von dieser Welt abberufen, so ist Feodora Herrin ihres eigenen Willens, aber ich hoffe, daß sie auch dann meinen Wunsch ehren wird. Will das Schicksal Ihre Vereinigung und kommt es dazu, dann seien Sie meinem Kinde mit Ihrer Liebe ein guter Gatte, mit Ihrer gereiften Charakterstärke und Besonnenheit ein Lehrer und Führer durch die Stürme des Lebens. Es ist nicht Mangel an Vertrauen in Sie, der mich diese Verbindung noch weiter hinausschieben läßt, ich habe dabei besonders Feodora's jugendliches Herz im Auge. Kommt es anders, als wir jetzt erwarten, dann werden Sie dies auch als Mann zu tragen wissen."

So beglückt sich der Doktor durch die ihm eröffneten Aussichten fühlte, erweckte die bevorstehende Trennung von Feodora doch schmerzliche Gefühle in ihm, aber er nahm sich fest vor, ihr mit heiterem Gesichte unter die Augen zu treten und ihr mit Ruhe die Heilsamkeit und Nothwendigkeit der von ihrem Vater getroffenen Maßregeln vorzustellen.

Am Abend sollte der vom Grafen gestattete Abschied der beiden Liebenden stattfinden und am nächsten Morgen schon die gräfliche Familie aufbrechen, nicht um noch an einem anderen Orte Deutschlands sich den Rest des Sommers über aufzuhalten, sondern zur direkten Rückkehr nach Curland.

In der gräflichen Wohnung herrschte daher wieder das regste Leben, und wenn Feodora dabei auch schwermüthig den Kopf hängen ließ, so legte sie dieses Mal doch selbst Hand mit an und gab sich nicht einer so resignirten Verzweiflung hin, die vor Kurzem ihre Krankheit herbeigeführt oder wenigstens deren Ausbruch beschleunigt hatte. Die Zukunft wurde ihr jetzt durch helle Hoffnungsstrahlen erleuchtet, denn gleich nach seiner Rückkehr aus dem Kurhause hatte ihr der Vater selbst mitgetheilt, daß Dr. Reichardt auf seine Bedingungen vollständig eingegangen

sei und am Abende kommen werde, um von ihr Abschied zu nehmen.

Sehnsüchtiger als je klopfte Feodora's Herz diesem Zusammentreffen entgegen, das ja für lange Zeit das letzte sein sollte, und im höchsten Grade begierig war sie, aus dem Auge des geliebten Mannes zu lesen, wie er sich in die unvermeidliche Trennung füge. Es war ihr wohl einmal flüchtig in den Sinn gekommen, er hätte fester gegen den Vater auftreten, ihm wenigstens noch einige Milderungen seines Verlangens abgewinnen sollen, aber schnell hatte sie diesen Gedanken wieder verworfen, denn sie bedachte, daß daraus Zwistigkeiten hätten entstehen können, und machte sich den Vorwurf, daß sie auf dem Wege sei, nicht unbedingt der besseren Einsicht des Geliebten zu vertrauen.

Der Graf hatte mit seiner Gemahlin verabredet, das Pärchen ungestört zu lassen; er selbst ging aus, als der Doktor erwartet werden konnte, und als dieser nun wirklich kam, zog sich die Gräfin in ein Nebenzimmer zurück.

Wie gern hätte er das liebliche Mädchen, auf dessen Antlitze sich gleichzeitig Seligkeit und Schmerz aussprachen, in seine Arme schließen und den ersten bräutlichen Kuß von ihren Lippen rauben mögen! So erwartete sie es auch vielleicht, denn bei seinem Eintritte färbte holde Scham ihre Wangen. Aber der Doktor war des Versprechens, das er dem alten Herrn gegeben hatte, und seiner eigenen Vorsätze eingedenk, er wollte die Flamme, die bereits in Feodora's Busen brannte, nicht noch höher anschüren und jede in ihm aufkeimende Leidenschaft in Schranken halten.

Er ging auf sie zu, nahm ihre Hand, drückte sie innig und küßte sie; sein Auge, das sich mit der größten Zärtlichkeit auf sie heftete, widersprach der Annahme, daß er nicht warm genug fühle, und erklärte ihr vollständig den edlen Beweggrund seiner Zurückhaltung.

Feodora lächelte ihm halb freundlich, halb schmerzlich zu und ließ sich von ihm nach dem Platze führen, den sie am vergangenen Abende eingenommen hatten.

„Hier, wo das erste Wort unserer gegenseitigen Liebe über unsere Lippen gegangen ist,“ sagte er, „wollen wir den Bund unserer Herzen noch fester besiegeln.“

Sie setzten sich, und sie ließ gern ihre Hand in der seinigen.

Was die Liebenden in dieser glücklichen und doch so schweren Stunde verhandelten, wollen wir nicht wörtlich wiederholen; sie führten eine Sprache, wie sie eben aus dem Herzen kam, ohne nach gewählten Worten zu suchen, und bewahrten in ihrer Unterhaltung eine Zartheit, welche indessen die Innigkeit nicht

ausschloß, als ob sie sich noch bei Weitem nicht so nahe ständen, wie es in der That doch der Fall war.

Dr. Reichardt wußte sie vollständig mit der Anordnung ihres Vaters zu versöhnen, und sprach die feste Zuversicht, ohne ihr eine Verpflichtung aufzuerlegen, aus, daß sich ihrer Beider Gefühle in der Zeit der Trennung nicht ändern, daß dieselbe sie im Gegentheil nur stärken würde; dessen versicherte auch sie ihn für ihr Theil, und wie sie in seinen Augen Alles fand, was sie erwartet hatte und sich unendlich glücklich darüber fühlte, so leuchtete ihm auch aus den ihrigen die ganze Hingebung ihrer Seele und das heilige Gelübde hervor, die einmal versprochene Treue nicht zu brechen.

Schwüre wechselten sie nicht; Dr. Reichardt dachte in dieser Beziehung ebenso wie der Graf; wer einen Schwur brechen will, findet immer Scheingründe genug, dies vor seinem Gewissen zu rechtfertigen.

Einen besonderen Werth legte er darauf, sie zu ermahnen, daß sie sich nicht der Sehnsucht und stillem Kummer hingeben und dadurch ihre Gesundheit gefährden möge; er selbst rieth ihr, Vergnügungen, wo sich ihr solche boten, zu genießen.

„Noch ein Versprechen verlange ich von Ihnen, Feodora," sagte er noch; „Sie werden es mir leicht und aus voller Ueberzeugung geben können, aber erinnern Sie sich seiner auch jedenfalls, wenn unser Probejahr abgelaufen ist. Sollte der Fall eintreten — ich bin weit davon entfernt, dies vorauszusetzen — daß Sie mich mit anderen Augen betrachten müßten als jetzt, daß Ihnen die Erinnerung an diese Stunde und den gestrigen Abend weniger heilig und angenehm würde, sollte, mit einem Worte, auch nur ein Schatten von Reue oder Bedauern das Licht des Verhältnisses, in dem wir heute zu einander stehen, trüben, dann beschwöre ich Sie, Ihre Eltern und durch diese mich davon in Kenntniß zu setzen; ich werde Ihnen dann nicht zürnen, ich werde gefaßt mein Schicksal ertragen und stets dem Wunsche treu bleiben, daß Ihnen das schönste Glück erblühen möge; bedenken Sie dann, welch' eine unabsehbare Kette von Schmerz, Unglück und Elend sich bilden und durch unser ganzes Leben laufen müßte, wenn wir eine Verbindung schlössen, die einen von beiden Theilen aus falschem Pflicht- oder Ehrgefühle ein Opfer gekostet hat."

„Sie würden diesen Zweifel nicht auszusprechen gewagt haben, wenn Sie in mein Herz zu blicken vermöchten," erwiederte Feodora, die thränenfeuchten Augen mit sanftem Vorwurfe zu ihm aufschlagend.

„O, mißverstehen Sie mich nicht, Feodora!" rief der Doktor. „Ich kenne ja Ihr edles Herz zu gut, um daran zu zwei-

feln, und setze ja gerade das höchste Vertrauen in dasselbe, indem ich ihm die vollständige Freiheit anbiete. Nein, die Ueberzeugung lebt fest in mir, daß wir unser Ziel erreichen werden, und sie allein tröstet mich bei dem schweren Abschiede, den wir jetzt von einander nehmen müssen."

„Behalten Sie Ihren Glauben an mein Herz, er wird Sie nie täuschen."

Die Stunde der Trennung ließ sich nicht länger aufschieben; sie hörten im Nebenzimmer den Grafen, der zu Hause gekommen war. Dr. Reichardt erhob sich; mit einem langen Blicke küßte er noch einmal inbrünstig die Hand des jungen Mädchens, das bleich wie der Tod geworden war und heftig zitterte.

„Muth, geliebte Feodora!" sagte er zu ihr. „Ich werde keine Stunde versäumen, wenn das Jahr abgelaufen ist; Gott schütze Sie während desselben! — Lassen Sie uns dieses traurige Lebewohl abkürzen, damit unsere Herzen nicht schwach werden."

„Leben Sie wohl!" vermochte Feodora nur zu hauchen und mußte sich an die Lehne ihres Sessels halten, um nicht zusammenzusinken.

Dr. Reichardt, der zu weich zu werden fürchtete, wandte sich rasch ab und ging nach der zum Nebenzimmer führenden Thür, an die er anklopfte.

„Herein!" rief die Stimme des Grafen.

Noch einen Blick warf er zurück, und da dieser ihm zeigte, wie Feodora, das Antlitz mit beiden Händen bedeckend, in Thränen ausbrach, wäre er gern noch einmal umgekehrt, aber was hätte der alte Herr davon denken sollen?

Er öffnete die Thür und trat in die Nebenstube, in der er Feodora's Eltern fand.

Es war schon spät am Abende und die Verhältnisse nicht zu einer längeren Unterhaltung über gleichgültige Dinge angethan; das gräfliche Paar forderte den Doktor auch nicht dazu auf, und er wechselte mit ihm nur wenige Abschiedsworte.

Der Graf war sehr ernst und sprach wenig, drückte aber warm des Doktors Hand, die Gräfin sah ihn durch die Thränen, die ihr in den Augen standen, so innig bittend an — er verstand, daß dieser Blick sagen sollte: „Zerstöre nicht das Glück meines Kindes, bleibe ihm treu!" und die zuversichtlichste Antwort lag in seinem Blicke.

Dann ging er, und der Sturm der in ihm tobenden Gefühle war, als er auf die Straße gekommen, nahe daran, ihn zum Stillstehen zu zwingen, aber mit einem schweren Seufzer raffte er sich auf und setzte seinen Weg fort.

Der Graf überließ es seiner Gattin, Feodora zu beruhigen,

und sah sie erst, als er ihr kurz, aber freundlich Gute Nacht wünschte; der Kuß, den er dabei auf ihre Stirn drückte, war zärtlicher als sonst. Am treuen Mutterbusen weinte sich das arme Mädchen aus und begab sich dann, etwas gefaßter geworden, zur Ruhe.

Sie fand dieselbe nicht, ebenso wenig wie Dr. Reichardt, der zuerst, um sich gewaltsam zu zerstreuen, sein ganzes Lazareth visitirte, obgleich es eigentlich nicht die gewöhnliche Stunde dazu war, und dann einen Spaziergang in die schöne Sommernacht hinaus machte. Er ging über die große Saalebrücke und weit hinaus vor die Stadt; als er in dieselbe auf diesem Wege eingerückt war, hatte er nicht im Entferntesten geahnt, wie bedeutungsvoll sie in seinem Schicksale werden solle. Noch einmal dachte er, zwischen Freude und Wehmuth getheilt, an alles hier Erlebte zurück, dann ließ er seine Erinnerungen noch freier umherschweifen.

Sie führten ihn auch zu Minna von Hofleben zurück; ihr Bild war neben dem in seiner Seele strahlenden Feodora's in letzter Zeit sehr erbleicht, aber immer noch war es ihm lieb und werth. Gewiß wäre er Minna treu geblieben, wenn sie seine Neigung erwiedert hätte, aber jetzt dachte er nicht mehr mit Trauer daran, daß dies nicht geschehen war.

Als er lange nach Mitternacht in die Stadt zurückkehrte, in der man kein erleuchtetes Fenster, keine offene Thür und keinen Menschen mehr erblicken konnte, vermochte er dem Drange nicht zu widerstehen, noch einmal an dem Hause, das die gräfliche Familie bewohnte, vorüberzugehen; er hoffte, vielleicht noch einen Lichtschimmer aus dem Fenster von Feodora's Schlafgemache zu erhaschen, denn er zweifelte nicht, daß sie in dieser Stunde ebenso ruhelos als er sei.

Und er hatte sich nicht getäuscht; ihr Fenster war matt erleuchtet, denn die Gardinen waren sorgsam zusammengesteckt. Wenn er nur den Schatten der Geliebten hätte erblicken können!

Fast willenlos trat er mit großer Vorsicht durch das offenstehende Thor des eisernen Gitters, das einen kleinen Vorgarten von der Straße abschloß, und schlich sich bis unter das Giebelfenster. Die ganze Wand bis da hinüber war mit an hölzernen Stacketen emporgezogenen Rosensträuchern bedeckt.

Sinnend stand er mehrere Minuten lang an dieser Stelle, den Blick fest auf das kleine Fenster richtend; er bemerkte dabei nicht einmal, daß der Mond hinter den Wolken hervortrat und sein fahles Licht auf ihn warf, während das Haus im Schatten liegen blieb.

Plötzlich zuckte er zusammen; eine Gestalt, deren Umrisse zwar nicht bestimmt waren, sie aber doch als weibliche erkennen

ließen, trat an das Fenster und lüftete ein wenig die Gardine. Eine Weile blieb sie ebenso unbeweglich wie der Doktor, der sich nicht vom Platze zu rühren wagte, als könne er sich dadurch erst verrathen; dann zog sie sich schnell zurück.

Das konnte nur Feodora gewesen sein; so hatte er sie also zum letzten Male gesehen!

Da erschien jene Gestalt noch einmal am Fenster; vorsichtig wurde ein Flügel desselben geöffnet — der Doktor lauschte athemlos — sie beugte sich hinaus, es fiel etwas dicht vor ihm nieder, dann schloß sich das Fenster wieder, und die Gestalt verschwand.

Als er sich bückte, nahm er eine frisch abgebrochene Rose auf, an deren Stengel ein Zettel befestigt war. Er eilte, da er an dieser Stelle Nichts lesen konnte, wieder auf die Straße zu einer Laterne. Der Zettel enthielt, mit Bleistift geschrieben, nur die Worte:

„Ewig Dein! Feodora."

Dr. Reichardt drückte die Blume und das Papier wiederholt an seine Lippen, dann ging er schnell nach Hause.

Am nächsten Morgen verließ die gräfliche Familie Kissingen.

XIV.

Die Beichte.

Als Hugo von Mohrfeldt den Brief Theresens von Liebow empfangen hatte, blieb er eine ganze Weile unbeweglich und starrte die Zeilen an; erst ein Räuspern des Boten erinnerte ihn wieder an die Gegenwart desselben, und, sich zu ihm umwendend, sagte er kurz:

„Ich werde sogleich kommen."

Anfänglich war er unentschlossen, ob er Hermann von der ihm gewordenen Ueberraschung Mittheilung machen solle — aber welchen Rath hätte ihm dieser geben können? — So schwieg er denn gegen Jedermann und sagte, als er sich vollständig angekleidet hatte, seinem Vater nur auf dessen Frage, daß er einen nothwendigen Ausgang zu machen habe.

Je näher er dem Hotel kam, in dem Therese wohnte, desto langsamer wurde sein Schritt und desto düsterer seine Miene; trotz aller Anstrengung seiner Gedanken war er noch nicht im Stande, sich einen bestimmten Plan zu entwerfen, wie er sich der Frau gegenüber benehmen solle, der er die schweren auf sie gehäuften Anklagen vorzuhalten entschlossen war.

Als er in dem Gasthause angekommen war und nach Frau von Liebow fragte, sagte man ihm, daß ihn die Dame bereits erwarte und befohlen habe, ihn sofort zu ihr zu führen.

Sie bewohnte mehrere Zimmer in der ersten Etage, und schon aus der Dienstfertigkeit der Kellner ließ sich der Schluß ziehen, daß sie mit großem Aufwande aufgetreten sei.

Hugo betrat zuerst eine Art Vorzimmer, in dem er zwei ihm bekannte Gesichter fand, nämlich die der Kammerzofe Lina und des Bedienten Johann. Die Leute begrüßten ihn sehr ehrerbietig, mit anscheinend hocherfreuter Miene, worauf er in seinem jetzigen Zustande nur wenig achtete, und erwiederten ihm auf seine kurze Frage, die gnädige Frau befinde sich in dem zweitnächsten Zimmer und erwarte ihn ohne weitere Anmeldung.

Hugo schritt diesem Zimmer zu und öffnete die Thür desselben. Therese, die seinen Schritt gehört haben mußte, kam ihm schon entgegen. Sie war noch in ihrem Reisekleide, das ihr so gut wie jede andere Toilette stand, und ihr Antlitz strahlte von der Freude des Wiedersehens. Als sie den Geliebten erblickte, breitete sie die Arme gegen ihn aus, ließ sie aber sogleich wieder sinken, denn sein Benehmen war wohl geeignet, sie mit höchstem Erstaunen und Schreck zu erfüllen.

Er war, nachdem er die Thür hinter sich geschlossen hatte, unbeweglich stehen geblieben, und man konnte sich keinen auffälligeren Kontrast denken, als den zwischen dieser von Freude und Glück glühenden jungen Frau und dem kalten, marmorbleichen Manne, dessen Gesicht den Ausdruck des düstersten Ernstes trug.

„Aber was ist Dir denn, Hugo?" stammelte die schöne Wittwe, die sein Anblick ebenfalls völlig erstarrt hatte; „Du bist doch nicht krank?"

Seine Lippen bewegten sich wohl, aber es kam kein Wort über dieselben.

„O, ich begreife jetzt!" sagte sie, die Augen voll tiefer Trauer zu Boden schlagend; „Du zürnst mir, daß ich Dir, ohne Deine besondere Erlaubniß dazu einzuholen, hierher gefolgt bin. Entsinne Dich doch, daß ich Dich auf Schloß Glücksburg schon darauf vorbereitet und daß Du zuletzt, wenigstens stillschweigend, Deine Einwilligung dazu gegeben hattest."

„Ist es denn ein so großes, unverzeihliches Verbrechen," setzte sie in der tiefsten Bewegung hinzu, „daß ich zu schwach war, meiner Liebe und Sehnsucht länger zu widerstehen? Ich war, als ich diese Stadt erreicht hatte, so glücklich, mit Dir in ihr vereinigt zu sein, und war so fest überzeugt, daß Du mit denselben glücklichen Empfindungen zu mir eilen und Dich in meine Arme werfen würdest — und wie schmerzlich bin ich nun enttäuscht worden! O, verzeihe mir doch den süßen Traum, theuerster Hugo, strafe nicht so streng meine Uebereilung!"

„Du irrst Dich," erwiederte dieser jetzt mit eisig kaltem Tone; „Deine Ankunft hat mich allerdings überrascht, aber sie ist mir willkommen, denn ich fühlte schon seit mehreren Tagen das dringende Bedürfniß, über sehr wichtige Dinge mit Dir zu sprechen."

Therese blickte ihn erstaunt an und schien nachzusinnen, welche ernste Angelegenheiten, die sich für sie zu einem Vorwurfe gestalten könnten, er wohl im Sinne haben möge. Plötzlich zuckte sie zusammen, ihre ganze leidenschaftliche Lebendigkeit brach wieder hervor, und, sich ihm schnell nähernd, sprach sie mit bebender Stimme:

„Hast Du bereits unseretwegen mit Deinem Vater gesprochen, Hugo? Hat er unser Verhältniß verdammt und entschieden seine Einwilligung zu unserer Verbindung verweigert? Es ist so, ich lese es auf Deinem Gesichte! — Die harten und drohenden Worte des alten Mannes, der sich von seinen Vorurtheilen nicht trennen kann, sind in Dein Herz gedrungen und haben Deinen Entschluß erschüttert, mir vielleicht Deine Liebe für immer geraubt! — O, das darf nicht geschehen, ich will für mein Recht, für mein höchstes Gut kämpfen, ich lasse nicht von Dir, wenn es auch die ganze Welt unternehmen wollte, Schranken zwischen uns aufzuthürmen! Komm an mein Herz, Hugo, — das Deinige wird an ihm wieder erwarmen!"

Mit leidenschaftlicher Heftigkeit schlang sie ihre Arme um seinen Hals und preßte ihn an die Brust. Einige Augenblicke lang schien er von diesem Ausbruche aufrichtiger Zärtlichkeit hingerissen zu werden und alle seine Vorsätze, sowie den Grund derselben vergessen zu haben, dann aber wehrte er sie, wenn auch nicht gerade ungestüm, ab und entgegnete, ihr fest in das Auge blickend:

„Ich vermag Dich noch nicht zu küssen, nicht wie sonst zu begrüßen, Therese, bevor Du die finsteren Schatten zerstreut hast, die sich auf mein Herz niedergesenkt haben. Die nächste Stunde wird meinem Herzen Leben oder Tod geben; versuche nicht wieder, mich mit Deinen Liebkosungen zu bezaubern, ehe Du mir mit ruhigem Ernste die Aufklärung gegeben hast, die Du mir und Dir selbst schuldest."

„Aber Hugo," sagte die Wittwe, indem sie erbleichend zurücktrat, „was soll das Alles heißen?"

„Ich verlange von Dir nur die Beantwortung einiger Fragen, aber ich werde die Bekräftigung Deiner Antworten durch einen heiligen Eid verlangen; richte sie also danach ein."

„Du sprichst wie der Richter zu einer Verbrecherin," sagte Therese, die sich zweifellos tief verletzt fühlte, aber doch nicht wagte, ihm offenen Widerstand entgegenzusetzen, denn sie konnte sich nur zu gut denken, daß er in seiner gereizten Stimmung sie dann verlassen werde, um nie wiederzukehren.

„Wir befinden uns augenblicklich auch ziemlich in einem solchen Verhältnisse," entgegnete er auf ihre Bemerkung. „Bitte, setze Dich."

Es war auch hohe Zeit, daß Frau von Liebow dieser Einladung folgte, denn je länger sie seinen finsteren Blick ertragen und seine eisigen Worte anhören mußte, desto mehr begannen ihre Knie zu zittern. Sie ging langsam nach dem nächsten Sessel und ließ sich in denselben nieder; er folgte ihr und blieb dicht vor ihr stehen. Vielleicht hatte sie schon die bange Ahnung

überkommen, daß er auf irgend eine Weise Kenntniß von allen ihren Intriguen habe, und schnürte mit tödtlicher Angst ihr Herz zusammen, denn ihr Antlitz wurde immer farbloser, ihr Busen hob sich unter schweren Athemzügen, und sie vermochte nicht mehr seinem Blicke zu begegnen.

„Therese,“ sagte er in feierlichem Tone, „es sind vor meinem Ohre schwere Anklagen gegen Dich erhoben worden; ich wies sie anfänglich mit Empörung zurück, erklärte sie für elende Verleumdungen, und ich würde gern den letzten Blutstropfen dafür geben, wenn ich vor der ganzen Welt dabei beharren und Deine Unschuld vertheidigen könnte, aber man hat mir Beweise vorgelegt, die den Schein unleugbarer Wahrheit tragen; versuche sie zu entkräften, wenn Dir dies möglich werden sollte.“

„Erinnere Dich, Hugo,“ unterbrach sie ihn — aber es drückte sich in ihren Worten gerade keine feste Zuversicht aus — „daß Du schon einmal unwürdigem Mißtrauen gegen mich Raum gegeben hattest und daß Du Dich später von dem Ungrunde desselben überzeugtest. Damals gelobtest Du mir heilig, nie wieder ähnlichen Einflüsterungen, möchten dieselben von fremden, auf unser Glück neidischen oder bei unserer Trennung interessirten Menschen oder von Deiner eigenen Eifersucht ausgehen, Gehör schenken.“

„Damals hatte ich nur Vermuthungen, die eines sicheren Grundes entbehrten, heute habe ich Dir förmliche Anklagen vorzulegen. Es handelt sich zunächst wieder um dasselbe Thema.“

„Um den Rittmeister von Tannenburg?“ fragte Therese hochaufathmend.

Sie schöpfte wieder Hoffnung, denn so schnell die Eifersucht in dem Herzen eines Liebenden auflodert, so leicht läßt sie sich gewöhnlich auch wieder unterdrücken; — das ist ganz natürlich, denn die Eifersucht kann nur, mag sie auch immer ein krankhaftes und unedles Gefühl sein, aus der Liebe entstehen, und wie leicht diese geneigt ist, sich durch den geliebten Gegenstand überzeugen oder blenden zu lassen, liegt wohl auf der Hand.

„Du hast mir Dein Verhältniß zu ihm in einer anderen Weise dargestellt, als es Dein jetziger Ankläger gethan hat. Es würde mir bitter schmerzlich sein, seine Behauptungen zu wiederholen; ich spreche deshalb nur aus, daß er es auf die gravirendste Weise, und zwar schon zu Lebzeiten Deines verstorbenen Gatten, darzustellen wagt.“

Frau von Liebow konnte nicht mehr bleicher werden, als sie bereits war; ihre Lippen preßten sich noch fester auf einander, und einen Augenblick schien es, als solle ein heftiger Sturmausbruch bei ihr erfolgen, aber plötzlich warf sie stolz das Haupt

zurück und erwiederte mit fester Stimme, in die sie viel bestechliche Würde gelegt hatte:

„Ich habe Dir damals die volle Wahrheit gesagt. Wer ist aber der niederträchtige Verleumder, der meine Ehre auf so freche Weise angegriffen hat? — Du bist jetzt verpflichtet, mir seinen Namen zu nennen.“

„Ich werde Dir denselben nicht vorenthalten, denn meine Absicht ist eben, ihm in Deinem Namen mit offenem Visir entgegenzutreten, wenn Du mich dazu bevollmächtigen willst. Dieser Ankläger ist nur ein armer Jude, der aber den Eindruck eines ehrlichen Mannes macht und sich bereit erklärt hat, seine Aussagen überall aufrecht zu erhalten; er nennt sich Isaak Wolff.“

Die intrigante Wittwe war durch diesen Namen wie vom Blitze getroffen; sie hatte nie an die Möglichkeit gedacht, daß Isaak Wolff sie verrathen könne, und wußte, daß er ihre Geheimnisse nur zu tief durchschaut habe; sie begriff nicht, wie er sich zu solchen Offenbarungen habe verleiten lassen können.

Ein unendlicher Haß erfüllte sie jetzt gegen diesen Menschen; in jedem Falle mußte er unschädlich gemacht werden, bevor er seine Aussagen wiederholen konnte, welche Mittel sie auch dazu anwenden müßte. Mit diesem Entschlusse faßte sie aber gleichzeitig auch den anderen, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen und bei ihrem Leugnen zu bleiben; anderenfalls war ja die Trennung von Hugo, die öffentliche Schmach unvermeidlich. Wunderbar schnell hatte sie sich wieder gefaßt.

„Dieser Jude,“ antwortete sie, „kann nur durch den Rittmeister zu seiner schändlichen Lüge bewogen worden sein. Ich bin bereit — nein, fest entschlossen, seiner Beschuldigung offen entgegenzutreten. Ist das Alles, was Du mir zu sagen hattest?“

„Nein, derselbe Mensch hat noch weitere Beschuldigungen gegen Dich erhoben,“ sagte Hugo, der in der That, durch ihre scheinbare Ruhe getäuscht, schon wieder sehr schwankend geworden war.

„Wenn sie alle so leicht zu widerlegen sind wie diese —“

Frau von Liebow zitterte doch heimlich, wenn sie an weitere Enthüllungen ihres Handels mit Isaak Wolff dachte.

„Er behauptet, eine heimliche Korrespondenz zwischen Dir und dem österreichischen Oberkommando mehrfach vermittelt zu haben.“

„Er legt sich damit selbst den Strick um den Hals.“

„Das ist nicht zu befürchten, nachdem der Friede bereits abgeschlossen ist, und da er sich nur mir und einem zuverlässigen Freunde anvertraut hat. Darum handelt es sich aber nicht, sondern um Deine Erwiederung.“

Frau von Liebow dachte einige Augenblicke nach; wenn sie

einen Theil ihrer Schuld einräumte, meinte sie, müsse sie sich bei Ableugnung des anderen mehr Glauben erwerben, und war überzeugt, Hugo werde, wenn sie ihm die Sache nur in einem gewissen Lichte darstelle, eher geneigt sein, ihre heimlichen Unterhandlungen mit ihren Landsleuten zu verzeihen, als den geargwöhnten sträflichen Umgang mit dem Rittmeister.

„Ich will Dir beweisen, daß ich die Lüge verabscheue," entgegnete sie freimüthig; „ja, ich bekenne mich zu dieser Korrespondenz, aber ich habe dieselbe nur so lange geführt, als mein Herz noch ganz meinem bedrohten Vaterlande gehörte, ehe es Dich in sich aufnahm."

„Täusche mich nicht, Therese," sagte er mit bitterem Lächeln; „diese Korrespondenz ist bis in die neueste Zeit hinein fortgeführt worden, und jener Jude hat mit einem feierlichen Eide bekräftigt, daß er, fast unmittelbar nachdem Du mich mit den heiligsten Versicherungen Deiner Liebe in die Arme geschlossen hattest, von Dir den Auftrag erhielt und ausführte, Depeschen an den Rittmeister oder den Kommandanten von Olmütz zu bringen, die jenen nächtlichen Ueberfall auf das Bataillon Majors von B— zur Folge hatten, der manchen meiner braven Kameraden das Leben kostete. Ich spreche nicht von der unbedeutenden Verwundung, die mir dabei zu theil wurde, nicht einmal davon, daß Du nicht berechnen konntest, ob eine feindliche Kugel bei dieser Gelegenheit nicht mein von Liebe für Dich erglühtes Herz treffen konnte, sondern nur von dem abscheulichen Verrathe, der unter der Maske liebender Hingebung und Freundschaft die Mittel zu unserem Verderben zu finden und anzuwenden wußte."

Hugo hatte zuletzt immer lebhafter und hitziger gesprochen, denn das Zurücksinken der vor ihm sitzenden Frau gegen die Lehne des Sessels, ihr erdfahl gewordenes, sich krampfhaft entstellendes Antlitz, ihre unstät rollenden Augen sprachen nur zu überzeugend für ihre Schuld. Das Gewicht dieser schwersten Anklage schien sie zu Boden zu drücken und ihr allen Muth zu weiterem Widerstande geraubt zu haben.

Therese sah jetzt in dem weiteren Leugnen wirklich keine Rettung mehr für sich; das Gewissen klopfte so mächtig, so drohend an ihr Herz, daß sie nicht mehr die Kraft fühlte, es noch schwerer zu beladen. Was sie damals in der Nacht des Ueberfalles empfunden hatte, das wuchs jetzt zu einer riesengroßen Last an, die sie nicht mehr bewältigen konnte; die Sinne schwanden ihr fast, sie hatte nur noch den einzigen Gedanken, daß sie Hugo für immer verloren habe, denn schon mußte durch ihre grenzenlose Verwirrung die Ueberzeugung von der Wahrheit der Anklage in ihm unwiderruflich geworden sein.

Wenn sie jetzt ihre Liebe hätte aus dem Herzen reißen, ihren ganzen Stolz zu Hülfe nehmen können, um einen unheilbaren Bruch zwischen ihm und sich herbeizuführen, wenn sie im Stande gewesen wäre, ihm zu sagen: „Ja, das Alles habe ich für mein Vaterland gethan!" oder auch „Nein, ich bin unschuldig, aber ich erkenne Dir das Recht, mich zu richten, nicht zu — ich verschmähe, Dir eine Antwort zu geben!" — dann würde sie sich vor der Welt wenigstens noch rechtfertigen gekonnt haben, denn, so weit sie Hugo's Charakter kannte, würde er sie zwar für immer verlassen, aber gewiß Nichts gethan haben, sie öffentlich herabzusetzen, — aber dieser Vortheil, den sie noch erringen konnte, verschwand vor dem Drängen der gewaltigen, jetzt fast bis zum Wahnsinn gesteigerten Leidenschaft, die ihr zurief: „Ich kann um keinen Preis von ihm lassen! Ich will mich vor ihm demüthigen, ihm Alles gestehen, nur das Verhältniß zu dem Rittmeister ableugnen, das er um seiner eigenen Ehre willen nicht vergeben kann, ich will auf den Knien um seine Verzeihung flehen, und er, in dessen Brust die Liebe noch nicht ganz erloschen ist, wird gerührt werden und mich versöhnt zu sich aufheben!"

Und Therese führte im Augenblick diesen neuen Entschluß aus; sie raffte sich auf, sank vor dem Zürnenden, dessen Drohblicke sie vernichten zu wollen schienen, auf den Boden nieder, umklammerte seine Knie, richtete das von Thränen überströmte Gesicht zu ihm auf und stöhnte unter konvulsivischem Schluchzen:

„Hugo, theurer, heißgeliebter Hugo, tödte mich! Ich bin schuldig, ich habe Alles gethan, dessen Isaak Wolff mich vor Dir angeklagt hat, in unseliger Verblendung, in Eitelkeit, Stolz — o, ich kenne selbst nicht mehr die wahnwitzigen Beweggründe, die mich dazu getrieben haben! — aber in Einem bin ich unschuldig: ich habe den Rittmeister nie geliebt, ihm nie meinen guten Ruf und meine Ehre preisgegeben; ich habe immer nur Dich geliebt, vor dem ich jetzt und immer im Staube liegen will!"

Es war nicht sogleich zu bemerken, welchen Eindruck diese Beichte auf Hugo machte; er schien von der Bestätigung der Anklage aus ihrem eigenen Munde, auf die er wohl nicht gerechnet hatte, noch zu sehr überrascht, vollständig niedergeschmettert. Mit hohlem Tone, die Hand auf die bald wieder fieberheiße Stirn drückend, fragte er, als suche er jetzt selbst nach Beweisen für ihre Unschuld:

„Wie war es Dir aber nur möglich, diesen Verrath auszuführen, die Worte zu erfahren, die unseren Feinden den Weg durch unsere Postenkette öffneten?"

Theresen war es in diesem Augenblicke unmöglich, eine Un-

wahrheit zu sagen; sie hatte vielleicht in ihrem Leben noch nie so tief gefühlt und war noch nie so weit auf dem Wege zu einer vollständigen Umwandlung gewesen als jetzt. Leise antwortete sie:

„Deine Brieftasche, die Du im Gartenpavillon in meinen Händen zurückließest, als ich Dich aufforderte, Dich zu überzeugen, ob wir nicht belauscht würden, verrieth mir Losung und Feldgeschrei, das ich schon am Abende zuvor auf unserem Ritte mit Major von B— vergeblich zu erfahren gesucht hatte."

„So war also Alles ein abgekartetes, falsches Spiel, Du hast mit vollkommener Ueberlegung gehandelt?" fragte Hugo in steigender Aufregung.

„Ich sagte Dir schon, daß ich im Wahnsinne gehandelt habe! — Verzeihe mir, Hugo, habe Gnade mit mir!"

Er hatte noch keine Bewegung gemacht, sie vom Boden aufzuheben; seine Augen sprühten Blitze auf sie nieder.

„Ich kann nicht verzeihen!" murmelte er, wie zu sich selbst sprechend. „Durch diesen schändlichen Verrath, der sich nicht entblödete, mit den edelsten Gefühlen zu spielen, das heiligste Vertrauen zu mißbrauchen, ist ein Mord an vielen braven Männern begangen worden, die ich meine Waffenbrüder nannte; — und ich sollte der Urheberin dieses Mordes meine Hand vor dem Altare reichen und dadurch zu ihrem Mitschuldigen werden? — Nimmermehr!"

„Hugo," flehte die verzweifelnde Frau, „sprich dieses schreckliche Wort nicht aus, nimm es zurück! Wenn Du wüßtest, wie glühend ich Dich liebe —"

Er unterbrach sie durch ein krampfhaftes, höhnisches Auflachen.

„War das Liebe," rief er wild, „mich mit Hinterlist zu betrügen, während Du mich mit den zärtlichsten Liebkosungen blendetest und jede Vorsicht von meiner Seite einschläfertest, so daß ich vertrauungsvoll das Buch in Deinen Händen ließ, das für mich und alle meine Kameraden so wichtige Geheimnisse enthielt? Mußtest Du, wenn Du nur eine Spur von dem Gefühle, das Du so schmählich entweiht hast, in Dir trugst, nicht noch im letzten entscheidenden Augenblicke vor dem Gedanken zurückbeben, daß Du im Begriffe warst, die feindlichen Kugeln auf mich zu lenken? — Du sprichst noch von Liebe, Weib? Du wagst es, dieses Zauberwort vor Dem zu wiederholen, den es so schändlich berückt hat? — Fluch über meine Verblendung, Fluch über Deine schändliche, verbrecherische That, über all' die süßen Worte und Liebkosungen, mit denen es Dir gelungen ist, Dein teuflisches Ziel bei mir zu erreichen!"

Heftig stieß er sie von sich, wandte sich kurz ab und ging

mit stürmischen Schritten im Zimmer auf und nieder, ohne einen Blick auf die noch vor Kurzem so heißgeliebte Frau zu werfen, die sich am Boden in einem Anfalle von Krämpfen wand; er war blind für ihre Schönheit, taub für die Schmerzenslaute, die sie ausstieß, geworden. Er verließ sie nur deshalb nicht auf der Stelle, weil er, trotz seiner fast sinnlosen Aufregung, begriff, daß er in diesem Zustande sich nicht den Dienstboten, nicht den Leuten auf der Straße zeigen könne.

Bäumte sich der Stolz Frau von Liebow's nicht endlich gegen diese so tief entwürdigende, freilich nur zu sehr verdiente Behandlung auf? — Nein, der Stolz, der immer ein Hauptzug ihres Charakters gewesen, war vollständig gebrochen, wenigstens diesem Manne gegenüber, dessen Besitz sie höher schätzte als alles Andere — um desto höher, je mehr sie ihn zu verlieren fürchtete.

Unfähig, sich zu erheben, schleppte sie sich am Boden bis zu einem Sessel hin und legte den Kopf auf das Polster; die Hände waren schlaff niedergesunken, die ganze Gestalt machte keine Bewegung mehr und schien von einer Ohnmacht erstarrt zu sein.

So vergingen einige Minuten, bis Hugo's Augen wieder auf sie fielen. Er zuckte zusammen, als ob er einen Stich in das Herz erhalten habe, machte einen Schritt auf sie zu, hielt dann aber wieder inne. Er hatte immer ein weiches Herz besessen, aber diese letzte Erfahrung hatte es erstarrt; seine Mienen drückten nicht Mitleid aus, auch nicht mehr das zornige Ungestüm, dagegen tödtliche Kälte; ein verächtliches, unbeschreiblich bitteres Lächeln spielte um seine auf einander gepreßten Lippen.

„Sind Sie im Stande, mich zu hören, Madame?" fragte er in einem Tone, der für die gegebenen Verhältnisse unnatürlich fest war.

Ohne die geschlossenen Augenlider zu erheben, antwortete sie nur durch ein leises Kopfnicken; sie wußte vielleicht selbst nicht, was sie that.

„Selbstverständlich ist dieses unsere letzte Unterredung," fuhr er fort, „und ich hoffe, Sie auch aus der Ferne nie wiederzusehen. Daß die Neigung, die ich Ihnen zutrug, in meinem Herzen erloschen ist, kann Sie nicht wundern; mit der Erinnerung hoffe ich ebenfalls bald abgeschlossen zu haben. Ich würde Ihnen sofort mit der Verachtung, die Sie im reichlichsten Maße verdient haben, den Rücken kehren, aber es drängt mich, noch einmal ruhiger, als ich es vorher im Stande war, zu Ihnen zu sprechen. Glauben Sie nicht, daß mich Haß oder Rachegefühl dazu bewegen — Verachtung und Gleichgültigkeit schließen solche

Leidenschaften aus — ich beabsichtige nur, Ihnen die Augen über Das, was Sie an mir verbrochen haben, zu öffnen, damit Sie dadurch abgeschreckt werden, je wieder ein ähnliches Spiel mit einem Anderen zu versuchen. Verzeihen Sie mir, wenn ich nicht so höflich bin, wie es Ihr Geschlecht und Stand beanspruchen — ich kenne Ihnen gegenüber jetzt keine andere Rücksicht mehr als die Wahrheit."

„Hugo!" stöhnte leise die verzweifelnde Frau.

„Ich bitte Sie, mich nicht mehr mit diesem vertraulichen Namen zu belegen," entgegnete er hart; „die Komödie, die Sie so gut in Scene zu setzen gewußt haben, ist zu Ende gespielt; Sie hatten sich nur in der Anlage etwas verrechnet: es ist kein Lustspiel, sondern ein Drama daraus geworden. Hören Sie nun den Epilog an, Madame! — Sie waren das erste weibliche Wesen, das ich liebte, nachdem ich mich oft vermessen hatte, zu behaupten, mein Herz sei gegen eine solche Schwäche für immer gepanzert. Ihre gefährliche Schönheit, Ihre heuchlerische Liebenswürdigkeit besiegten in wenigen Stunden mein Herz und meinen Verstand, und damit opferte ich Ihnen mein ganzes Dasein. Nie hat wohl ein Mann so tief die Glut und Heiligkeit der Liebe empfunden, die Geliebte so hoch über sich selbst und die ganze Welt erhoben, wie ich es that; ich hatte Ihnen meine ganze Seele gegeben und bildete mir ein, dafür die Ihrige zu besitzen. Mein Glück war zu groß, als daß ich dagegen nicht hätte mißtrauisch werden sollen; ich konnte es nicht aufgeben, ohne mich selbst aufzugeben; — wären Sie, während ich mich noch in diesem himmlischen Traume wiegte, gestorben, so würde auch ich das Leben nicht länger ertragen haben. Ich glaubte, eine ebenso reine und tiefe Liebe von Ihrer Seite zu besitzen und baute meine ganze Zukunft darauf. Schließen Sie daraus, wie viel ich zu verlieren hatte! — Und wer nahm mir das Alles, das sich nie wieder ersetzen lassen wird? wer führte den tödlichen Dolchstoß gegen mein argloses, vertrauungsvolles Herz und versenkte es plötzlich in eine Nacht, die kein einziger Stern des Glaubens und der Hoffnung erhellt? — O, Sie selbst müssen das Verdammungsurtheil über Den sprechen, der dies zu thun vermochte! — Und Sie, die eines solchen Frevels fähig waren, die ihn im Voraus mit kaltem Blute berechnet hatten, Sie sagen noch, daß Sie mich geliebt haben, daß Sie mich jetzt noch lieben? — Wenn Dem wirklich so wäre, d. h. wenn Sie Reue fühlten, wenn die sinnliche Leidenschaft wirklich noch in Ihnen flammte, welchen Werth könnte ich darauf legen, wie könnte ich Vertrauen und Glauben Derjenigen schenken, die mich einmal so bitter betrogen hat? — Ich kann nicht einem Ihrer Worte,

nicht Ihren Eiden, Ihren Thränen glauben; das Wort Ihres Anklägers, wenn er auch nur ein armer, verachteter Jude ist, steht mir jetzt höher als das Ihrige. Sie versichern, daß das Verhältniß mit dem Rittmeister von Tannenburg Ihre Ehre rein gelassen habe; das ist möglich, aber überzeugen können mich Ihre Versicherungen nicht. Was kümmere ich mich auch jetzt noch darum? Sie sind wieder ganz frei, Sie haben sich nur noch mit Ihrem Gewissen abzufinden, — wir sind für immer geschieden, und ich habe nur noch eine Bitte, ein ernstliches Verlangen an Sie zu stellen, daß Sie meinen Lebensweg nicht mehr zu kreuzen versuchen. Fürchten Sie nicht, daß je ein nachtheiliges Wort über Sie von mir in die Welt ausgehen werde; ich werde jede Erinnerung an Sie aus meinem Herzen zu löschen suchen, und ich hoffe zu Gott, daß mir dies gelingen wird. Und nun, Madame, habe ich Ihnen Nichts mehr zu sagen und verlasse Sie mit dem einzigen Wunsche, daß Sie Ihr Spiel nicht mit einem Anderen wiederholen und ihn fühlen lassen mögen, was ich empfunden habe!"

Er wandte sich kurz ab und schritt der Thür zu.

Sich gewaltsam aufraffend, ihm die gerungenen Hände nachstreckend, rief sie flehentlich:

„Hugo! Gehe noch nicht! Höre mich noch einmal! Habe Barmherzigkeit und stoße die reuige Sünderin nicht in den Abgrund der Hölle!"

Aber er wollte sie nicht mehr hören. Ohne sich noch einmal umzublicken, ging er hinaus und schloß die Thür hinter sich.

Frau von Liebow stieß einen halblauten Schrei aus und sank ohnmächtig zusammen. —

Erst eine halbe Stunde nach Entfernung des Adjutanten, dessen erregtes Aussehen den im Vorzimmer befindlichen Dienstboten sehr wohl aufgefallen war und ihnen natürlich zu den mannigfachsten Vermuthungen Anlaß gegeben hatte, wagte es die Kammerzofe, dadurch beunruhigt, daß ihre Herrin sie nicht rief, an der Thür zu horchen und diese dann zu öffnen. Sie fand Frau von Liebow noch in tiefer Ohnmacht am Boden liegend.

Lina schlug sogleich Lärm und schickte Johann fort, um den ersten besten Arzt zu holen.

Ehe dieser noch eintraf, hatte sich indessen die Dame unter den Bemühungen des Mädchens erholt und wollte den Doktor gar nicht vor sich lassen.

Nach der sie so tief erschütternden Scene zeigte sie mehr Fassung, als man hätte erwarten sollen.

Das Nächste, was sie that, war, sich niederzusetzen und einen langen Brief zu schreiben. Der Ausdruck ihres Gesichts dabei verrieth, daß die Worte, die sie dem Papiere anvertraute, leidenschaftlich, aber auch sanft und demüthig seien; mehrere Male wurden die Buchstaben durch niederfallende Thränen wieder verlöscht.

Als sie ihr Schreiben beendet hatte, adressirte sie es an den Lieutenant von Mohrfeldt, rief Lina wieder und trug ihr in sanftem, traurigem Tone, der, zur nicht geringen Verwunderung des Mädchens, ungemein von ihrem sonstigen herrischen abstach, auf, das Billet nach der Wohnung des Adressaten zu bringen, demselben nur zu eigenen Händen zu übergeben und auf Antwort zu warten; sie setzte hinzu, daß sie Verschwiegenheit verlange.

Als das Mädchen fortgegangen war, blieb sie träumerisch auf demselben Platze sitzen und schien der Gegenwart ganz entrückt zu sein.

Die Kammerzofe kam schon nach sehr kurzer Zeit wieder und übergab ihrer Herrin, nicht ohne einen besorgten und neugierig forschenden Blick auf Letztere zu richten, einen anderen Brief.

Bei dem Anblicke desselben klärte sich die Miene der schönen Wittwe etwas auf, denn die an sie gerichtete Adresse war von Hugo's Hand geschrieben.

„Was sagte er, als er mein Schreiben empfing?" fragte sie lebhaft.

„Kein Wort, Euer Gnaden. Er ging in ein Nebenzimmer, kehrte ein paar Minuten später zurück und gab mir ebenso stumm diesen Brief."

„Und welche Miene machte er dabei?" forschte die Dame weiter.

„Er sah sehr bleich und ernst aus," antwortete das Mädchen; „mein Kompliment erwiederte er nicht einmal mit dem leisesten Kopfnicken."

Frau von Liebow winkte der Zofe, das Zimmer zu verlassen. Allein geblieben, warf sie einen flehenden Blick zum Himmel und öffnete dann mit heftig zitternden Händen das Couvert.

Letzteres umschloß, ohne eine beigefügte Zeile, ihren eigenen, noch unerbrochenen Brief.

Therese wankte und ließ die Papiere zu Boden fallen; lange stand sie so da, sich mit der Hand auf den Tisch stützend, die thränenlosen, starren Augen niederschlagend; dann wurde ihr Körper auf einmal wie vom Fieberfrost geschüttelt.

Dumpf flüsterte sie vor sich hin:

„Es ist vorbei! — Er hatte Recht: die Komödie ist zu einem Drama geworden, oder vielleicht gar zu einem Trauerspiele!“

Sie bückte sich und nahm die Papiere wieder auf; das eine, von Hugo's Hand beschriebene verbarg sie in dem Busen, ihren eigenen Brief verbrannte sie an einem Lichte, das sie anzündete.

„Es ist zu Asche verbrannt, wie mein Herz,“ sagte sie dann leise mit unbeschreiblich bitterem und schmerzlichen Lächeln, — „möge diese Asche in alle Winde zerstieben!“

Sie blies die schwarzen Flocken von sich, drückte die Hand fest auf das Herz, als ob sie dort Schmerzen fühle, und verharrte dann wieder eine geraume Zeit in der früheren regungslosen Stellung.

Endlich fuhr sie wie aus einem Traume auf, strich sich mit der Hand über die Stirn und klingelte dann ihrem Kammermädchen.

„Wir werden sogleich von Dresden abreisen,“ sagte sie in dem gewöhnlichen herrischen Tone. „Johann soll meine Effekten sofort nach dem Bahnhofe schaffen und einen Wagen für mich besorgen.“

„Nach welchem Bahnhofe befehlen die gnädige Frau?“ fragte stotternd das überraschte Mädchen, dem die schleunige Abreise gar nicht willkommen sein mochte.

„Nach dem böhmischen — wir reisen nach Hause!“

Die Zofe verschwand und theilte mit kläglichen Worten ihrem Liebhaber Johann den Entschluß und Befehl der Gnädigen mit.

„Der Teufel hole diese Weiberlaunen!“ brummte der Bursche voll Unmuth. „Da bekommen wir nun von der schönen Stadt nicht viel mehr als eine Straße und ein Haus zu sehen, während ich mit Ihnen, Lina, hier tüchtig umherzuschweifen gedachte. Nein, ich hab's bald satt, den Frauendiener zu spielen, möchte lieber zu einem ordentlichen Herren in den Dienst ziehen, wie zum Beispiel, dem Rittmeister.“

„Und ich dann?“ fragte Lina, einen mißtrauischen Blick auf ihn werfend.

„Hm, das ist wahr — ich hatte nicht daran gedacht. Mit dem preußischen Lieutenant scheint's also vorbei zu sein?“

„Allerdings scheint es so; sie müssen sich doch arg gezankt haben.“

„Nun, das will nicht viel sagen,“ meinte Johann, seinen Hut nehmend, um die erhaltenen Aufträge zu vollziehen. „Er

wird ihr wohl nachreisen, und dann verträgt sie sich wieder mit ihm."

„O, wir Frauen haben auch unseren Stolz!" entgegnete Lina, sich in die Brust werfend; „sie sieht gar nicht aus, als ob sie Lust zur Versöhnung hätte."

„Da wird's unterwegs schlechtes Wetter geben," brummte Johann.

Und er ging, während Lina die noch nicht ausgepackten Koffer wieder verschloß.

Eine Stunde später schon befand sich Frau von Liebow mit ihren Dienern und dem Gepäck auf dem Bahnhofe. Für sich hatte sie ein Billet erster Klasse genommen, und Johann war beauftragt worden, den Schaffner zu veranlassen, daß er ihr ein Coupé anweise, in dem sich keine anderen Reisenden befänden. Mit Hülfe eines guten Trinkgeldes wurde dieser Wunsch leicht erreicht.

Die schöne, jetzt so unglückliche Wittwe bedurfte aller Kraft, sich äußerlich gefaßt zu zeigen; wer sie in dem Wartesalon beobachtete, — und das geschah von Vielen, die ihre Schönheit und elegante Toilette aufmerksam machten — mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß sie sehr leidend sei.

Als sie ihren Platz im Waggon eingenommen hatte, lehnte sie sich in eine Ecke zurück und zog den großen Shawl so dicht um sich, als ob sie friere, obgleich das Wetter sehr schön und warm war.

Auf jeder Station, wo der Zug anhielt, traten Lina und Johann, die dritter Klasse fuhren, an das Coupé ihrer Herrin und erkundigten sich nach deren Befehlen; sie schüttelte dann stets nur stumm den Kopf. Dabei machten die Beiden aber doch die Bemerkung, die sie einander nicht verschwiegen, daß die Gnädige sehr unwohl oder wohl gar krank sein müsse; je weiter man kam, desto deutlicher zeigte sich dies.

Jenseits der böhmischen Grenze befahl Therese mit schwacher, zitternder Stimme ihrer Zofe, für sich ebenfalls ein Billet erster Klasse zu lösen und sich zu ihr zu setzen. Von da ab entwickelte sich die Krankheit immer schneller; die Zähne der Dame begannen zu klappern, die Bläſſe ihres Gesichts wurde erschreckend, und sie ließ sich immer wärmer einhüllen. Dann trat plötzlich wieder starke, trockene Hitze ein, und es unterlag nun keinem Zweifel mehr, daß sie mit einem heftigen Fieberanfalle kämpfe.

Anfänglich hatte sie mit ihrem Mädchen kein Wort gewechselt; nun fragte sie aber in kurzen Zwischenräumen immer wieder, wie weit man noch von Prag entfernt sei, und legte

die lebhafteste Ungeduld an den Tag, diese Stadt zu erreichen.

„Ich fürchte, daß ich nicht weiter als bis Prag werde fahren können," sagte sie endlich, „denn ich fühle mich todtkrank. Sollte ich bis dahin nicht mehr Herrin meiner vollständigen Besinnung sein, so bringt mich nach dem Hotel de **** und laßt sogleich den besten in der Nähe wohnenden Arzt rufen."

Sie war wirklich nicht mehr bei Besinnung, als der Zug in der böhmischen Hauptstadt eintraf, und mußte in den Wagen, der sie nach dem Hotel bringen sollte, getragen werden. Der herbeigeholte Arzt erklärte ihre Krankheit für so ernst, daß an die Fortsetzung der Reise in den nächsten Tagen gar nicht zu denken sei.

XV.

Die Verlobungsanzeige.

Nach dem Friedensschlusse begannen wieder die pekuniären Verlegenheiten des Rittmeisters von Tannenburg. Während des Krieges hatten sich seine zahlreichen Gläubiger ruhig verhalten, denn theils wußten sie nicht, wo er zu finden sei, oder konnten wenigstens nicht zu ihm gelangen, theils war ein Offizier in dieser Zeit gar nicht gesetzlich zu belangen. Das lange Warten hatte die Geduld dieser guten Leute nun aber ziemlich erschöpft, zumal ihr Schuldner es für ganz überflüssig gehalten, ihnen mittlerweile ein gutes Wort zu geben, und sie bedrängten ihn nun in Person und durch Briefe recht ungestüm.

Man wird sich denken können, daß der Rittmeister darüber in herzlich schlechter Laune war und daß er an jedem Morgen eine Anzahl heilloser Flüche ausstieß, wenn er von der Post ein ganzes Packet Mahnbriefe erhielt; dann kam die fatale Arbeit, diese Schreiben zu beantworten, für ihn an die Reihe, wozu er sich schon bequemen mußte, wenn er einen seiner Stellung sehr gefährlichen öffentlichen Skandal vermeiden wollte. Seine Antworten waren alle nach einer Schablone abgefaßt: er nahm einen sehr hohen Ton an und konnte sich nicht genug wundern, daß man voraussetzen könne, ein Soldat werde im Kriege Geld gespart haben, um seine Schulden zu bezahlen, und dann versicherte er, etwas höflicher werdend, der Friedenschluß habe ihn nun an das Ziel seiner eigenen und seiner sämmtlichen Gläubiger Wünsche gebracht, denn er gedenke, allernächstens seine eheliche Verbindung mit Frau von Liebow zu schließen.

Im Grunde genommen hatte er zu dieser Heirath gar keine rechte Lust; die persönlichen Reize der schönen Wittwe waren für ihn nichts Neues und bezauberten ihn schon längst nicht mehr — das eheliche Joch, so leicht er es sich zu machen auch entschlossen war, schien ihm doch immer noch drückend genug,

denn er mußte damit ungern zwei Dingen entsagen, nämlich dem ganz ungenirten Umgange mit Mademoiselle Ninon Lafleur, die er zwar gerade nicht liebte, an die ihn aber doch die Gewohnheit und die Verpflichtung für sein und ihr Kind fesselte, und seiner militairischen Stellung; gewann er durch Letzteres auch voraussichtlich ein bequemeres Leben, so hing er doch von Jugend auf zu sehr am Soldatenstande und an der Uniform, als daß es ihm nicht hätte schwer werden sollen, beide von sich zu werfen — aber Husaren-Rittmeister im Dienste und Besitzer zweier großen Landgüter gleichzeitig zu sein, das schien ihm schon deshalb eine Unmöglichkeit, weil ihm besonders daran lag, die Verwaltung des Vermögens seiner Zukünftigen in eigenen Händen zu behalten.

Indessen sah er die Nothwendigkeit ein, Opfer zu bringen, um nicht die drohenden Wogen über seinem Kopfe zusammenschlagen zu lassen und selbst ihr Opfer zu werden, und war entschlossen, Theresen so bald als möglich die Hand vor dem Altare zu reichen; daß sie sich dessen ernstlich weigern könne, fiel ihm, obgleich er seine Eifersucht auf den preußischen Offizier noch nicht ganz zu unterdrücken vermocht hatte, nicht ein, denn diese Frau hatte sich ja ein für alle Male in seine Gewalt begeben.

Um seinen Mißmuth zu erhöhen, fehlte es ihm zur Zeit auch gerade noch an Geld, dessen Mademoiselle Ninon in hübschen Sümmchen gebrauchte und welche sie zu fordern gerade nicht blöde war; Kredit bei den alten Gläubigern besaß er nicht mehr, neue wollten sich nicht finden lassen, und den öfter in ihm aufsteigenden Gedanken, sich an seine Tante, die Oberstin, wegen eines Vorschusses zu wenden, mußte er aus zwei Gründen wieder zurückdrängen: sie hatte nämlich jetzt jedenfalls besondere Ausgaben für die Wiederherstellung des Bergschlosses, und dann konnte er ihr nicht versprechen, die geliehene Summe von seinem bald zu erwerbenden Heirathsgute zurückzuzahlen, da Therese und er ja in letzter Zeit ihre Verlobung gewissermaßen verleugnet hatten.

Man sah den Rittmeister jetzt also meistentheils mit sehr böser Miene umhergehen, und sein armer Diener Franz hatte viel von seiner Ungnade auszustehen.

Die Festung war kaum frei und den Offizieren wieder gestattet, sie auf kurze Zeit zu verlassen, so machte er sich, nicht ganz leichten Herzens und heiterer Laune, auf den Weg nach Glücksburg, um das entscheidende Wort mit Theresen zu reden; seit längerer Zeit schon hatte er gar nicht mit ihr korrespondirt.

Er war fest entschlossen, dieses Mal keine Einwendungen von ihrer Seite gelten zu lassen, und selbst nöthigenfalls mit Drohungen ihre Zustimmung zur sofortigen Festsetzung des Hoch-

zeitstages und öffentlichen Verkündigung der Verlobung zu erzwingen; dadurch allein schon gewann er wieder Kredit, dessen er jetzt nothwendiger als je bedurfte.

Als er auf dem Schloßhofe angelangt war, nahm ihm nicht der dienstfertige Johann, sondern ein anderer, etwas plumper Diener das Pferd ab.

„Melde der gnädigen Frau den Rittmeister von Tannenburg!" herrschte er ihn an.

Der Mensch machte ein ganz verdutztes Gesicht und stotterte endlich, durch den finsteren Blick und den barschen Ton des Offiziers bestürzt gemacht, heraus:

„Die gnädige Frau ist gar nicht zu Hause."

„Hunderttausend Teufel!" fluchte der Rittmeister, „wo ist sie dann?"

„Verreist mit dem Johann und der Lina — seit drei Tagen schon."

„Nach dem Bergschlosse?"

„Glaub' wohl, Euer Gnaden, mit Verlaub, daß die Reise weitergegangen ist, denn der Johann sagte, die Gnädige werde wohl bis Prag gehen, und der Kutscher hat sie mit dem großen Reisewagen, der ganz mit Koffern und Schachteln beladen war, nach der nächsten Eisenbahnstation gefahren."

Der Rittmeister entfärbte sich, biß sich auf den langen Schnurrbart, der, seitdem er behufs seiner Verkleidung auf Schloß Rosenau gefallen war, jetzt längst schon wieder in voller Blüthe stand, und stampfte mit dem Fuße auf den Boden, wobei er wieder einen Kernfluch nicht vergaß.

Was sollte diese plötzliche und heimliche Reise Theresens bedeuten? Heimlich konnte er dieselbe wohl nennen, da er, der doch gewisse Ansprüche darauf machte, nicht davon benachrichtigt worden war und das Dienstpersonal des Hauses gar nicht einmal ihr Ziel kannte. Sogleich war seine Eifersucht geneigt, diese auffälligen Maßnahmen mit dem preußischen Lieutenant in Verbindung zu bringen, und so unbestimmt dieser Verdacht auch war, reizte er ihn doch und erfüllte ihn andererseits mit Besorgniß.

Aergerlich ging er in das Haus hinein und examinirte die ganze Dienerschaft, konnte aber von Niemandem die gewünschte Auskunft erhalten und mußte sich bequemen, unverrichteter Sache wieder zu Pferde zu steigen.

Je mehr er über die mögliche Veranlassung zu Theresens Reise nachdachte, desto bedenklicher erschien ihm dieselbe; dazu kam noch, daß er in seiner bedrängten Lage schnell Hülfe haben mußte, und eine solche konnte nur die öffentliche Verlobung bringen.

Sollte die schlaue Wittwe ihm etwa gar aus den Fingern entwischen, schleunigst eine Verbindung mit diesem verhaßten Nebenbuhler schließen wollen, die dann nicht mehr rückgängig zu machen gewesen wäre und ihm, als Betrogenen, das leere Nachsehen gelassen hätte? — So Etwas war der intriganten und kühnen Frau schon zuzutrauen.

Als ihm dieser Gedanke gekommen war, gab er im Ausbruche seiner Wuth dem Pferde die Sporen, daß es sich hochaufbäumte und dann pfeilgeschwind auf dem Wege nach der Festung fortschoß; er war mit sich selbst noch nicht recht einig, was er zu thun habe, um diesem Verrathe an ihm zuvorzukommen, aber sein Entschluß stand fest, Alles, was in seinen Kräften stand, daranzusetzen.

Die Heirath mit Frau von Liebow war jetzt eine Lebensfrage für ihn.

„Ich muß selbst nach Prag," dachte er, als er zu Hause gekommen war und mit mehr Ruhe überlegte; „ich muß sie dort ausfindig machen und zwischen sie und ihren Seladon treten, der im Begriffe ist, mir ihr Vermögen zu stehlen. O, ich will wie ein Blitz zwischen sie fahren und ihren Schäferstunden ein Ende machen, sollte ich ihr auch in seiner Gegenwart ihre Sünden vorwerfen müssen; im schlimmsten Falle riskirt man ein paar Tropfen Blut, wenn es zum Streite mit diesem preußischen Helden kommt. Aber sie ist viel zu klug; sie wird bei Zeiten einlenken, denn sie kann es nicht darauf ankommen lassen, daß ich aus der Schule plaudere."

Man sieht, daß der Rittmeister sich bereits mit vollständiger Ueberzeugung in den Gedanken hineinraisonnirt hatte, er müsse die Ungetreue in der böhmischen Hauptstadt wiederfinden, obgleich er sich doch nur auf die Vermuthung der Dienerschaft, die vielleicht absichtlich irregeleitet worden war, stützen konnte.

Spornstreichs eilte er zu seinem nächsten Vorgesetzten und bat denselben um einige Tage Urlaub nach Prag, wo er dringende Familienverhältnisse besorgen zu müssen vorschützte. Seine sichtliche Aufregung schien seine Angabe zu bestätigen, und der Urlaub wurde ihm ohne viel Umstände ertheilt.

Am nächsten Morgen wollte er die Reise antreten; vorher mußte er natürlich von Mademoiselle Ninon Abschied nehmen, denn was hätte diese sonst von seinem plötzlichen Verschwinden denken sollen? — Er hing mehr von ihr ab, als er sich gestehen mochte.

Spät am Abende machte er sich in derselben vorsichtigen Weise, die wir schon einmal beobachtet haben, auf den Weg nach dem Häuschen seiner Geliebten und fand, ebenso wie damals, Einlaß durch Frau Barbara, die jetzt wirklich die ver-

rosteten Thürangeln in Ordnung und ihre Zunge mehr im Zaume hielt. Indessen konnte sie sich doch nicht enthalten, als sie dem Rittmeister bis auf den Flur gefolgt war, diesem zuzuflüstern:

„Ach, Euer Gnaden, treten Sie nur leise auf — das Fräulein ist krank."

„Krank?" wiederholte der Rittmeister überrascht und nicht ohne Besorgniß. „Woran leidet sie denn?"

„Das weiß Gott! Sie wollte nicht eher einen Arzt rufen lassen, als bis Sie hier gewesen wären."

Der Rittmeister mochte bedenken, daß er durch eigene Anschauung und ein paar Worte, mit Ninon gewechselt, schnellere und bessere Auskunft erhalten werde, als von der umständlichen Alten, die, wie alle gewöhnlichen, geschwätzigen Leute, einen Unfall meistens so gefährlich als möglich darzustellen suchen, denn er erstieg schnell die Treppe, wobei er indessen dem Rathe Frau Barbara's, vorsichtig aufzutreten, folgte.

In den Zimmern sah es ganz so aus wie damals; durchweg herrschte noch dieselbe geniale Unordnung. Mademoiselle Ninon lag in einem sehr verführerischen Nachtanzuge wieder auf dem Sopha, das mit Kissen und Decken bepackt war. Als der Rittmeister leise die Thür ihres Boudoirs geöffnet hatte, hörte er sie schwer und unruhig athmen.

„Ich bin es, theure Ninette," redete er sie, zu ihr hinantretend, mit gedämpfter Stimme an. „Mit um so größerem Schrecken höre ich von Barbara, daß Du Dich unwohl befindest, als ich genöthigt bin, morgen in aller Frühe Olmütz zu verlassen."

Bei diesen Worten wandte sich die Tänzerin, die bisher ihr Gesicht der Wand zugekehrt hatte, mit einer Hast und Beweglichkeit um, die gerade nicht auf bedeutende Erschöpfung ihrer Kräfte schließen ließen, und rief mit ganz fester Stimme im Tone der Ueberraschung:

„Du willst verreisen, Karl, obenein jetzt, wo ich sterbenskrank bin? Wohin? Zu welchem Zwecke? Wann willst Du denn wiederkehren?"

„Das sind zu viel Fragen auf einmal, mein Engel," versetzte der Rittmeister, der durch die energischen Bewegungen und Fragen seiner Geliebten viel beruhigter geworden zu sein schien; „aber Du sollst nach und nach auf jede eine Antwort erhalten; vorher aber bitte ich Dich, mir zu sagen, was Dir eigentlich fehlt."

„Nun, siehst Du denn nicht, daß ich hier so gut wie im Bette liege? Ich habe mich furchtbar geärgert; meine Nerven sind bis zum Zerreißen angegriffen, ich ersticke fast, mein Kopf

brennt und schwindelt — kurz, ich glaube, nein, ich weiß, daß ich ein gefährliches Fieber habe."

„Was hat Dich denn aber in so hohem Grade aufgeregt, liebe Ninon?" fragte der Rittmeister, immer ruhiger werdend, setzte sich auf den Rand des Ruhebettes und streichelte ihr zärtlich die wirklich erhitzten Wangen.

„Denke Dir nur, meine Putzmacherin, bei der ich schon so viele hohe Rechnungen bezahlt habe, hat mir heute die letzte, erst seit einigen Wochen laufende, zugeschickt und mich um die Bezahlung gemahnt."

„Das ist allerdings fatal!" brummte der Rittmeister. „Wie hoch beläuft sich diese Rechnung denn?"

„Ach, es ist nur eine Bagatelle! Zweihundertundfünfzig Gulden, wie ich glaube! Aber diese Blâme! Karl, Du mußt diese Rechnung jedenfalls morgen früh bezahlen."

„Der Teufel hole mich — wenn ich's könnte!" fuhr der Rittmeister heraus. „Das Frauenzimmer kann warten!"

„Aber ich nicht, Karl," entgegnete die Tänzerin empfindlich; „mein Ruf steht auf dem Spiele. Ich bin nicht hierhergekommen, um Schulden zu machen, ich habe bisher alle meine Bedürfnisse baar bezahlt."

„Das weiß ich am besten, liebes Kind," bemerkte der Rittmeister ironisch. „Aber wo Nichts ist, hat selbst Satanas sein Recht verloren, gewiß also auch Deine Putzmacherin —"

„Du mußt aber Rath schaffen, Du bist dafür verantwortlich!" schmollte die Schöne, die sich von ihrem Lager aufgerichtet hatte und bei der man auch nicht mehr eine Spur von körperlichen oder geistigen Leiden entdecken konnte. „Wenn Du Vergnügungsreisen machen kannst —"

„Eine hübsche Vergnügungsreise!" murrte der Rittmeister ingrimmig, nicht über die liebenswürdige Ninon, sondern über Frau von Liebow. „Gerade weil ich in der höchsten Geldnoth bin, muß ich diese Reise machen."

„Das ist etwas Anderes," meinte die Französin, augenscheinlich befriedigter. „Du hast mir aber noch immer nicht gesagt, wohin Du Dich eigentlich begeben willst."

„Nach Prag."

„Alle Himmel! so weit? — Und wann wirst Du zurückkehren?"

„Das hängt davon ab, ob ich Die, welche ich suche, sogleich finden und sprechen kann."

„Die?" rief Mademoiselle Ninon mit Heftigkeit. „Wen meinst Du denn damit, Karl?"

„Beruhige Dich, Ninette, Du brauchst nicht eifersüchtig zu sein — es ist nur meine Braut, Therese von Liebow."

Trotz dieser sonderbaren Beruhigung färbten sich die Wangen der Tänzerin noch tiefer, und das auf ihre Lippen tretende Lächeln, das spöttisch sein sollte, hatte mehr einen Anflug von Bitterkeit; etwas gepreßt fragte sie:

„Was macht denn diese Frau in Prag und warum reisest Du ihr nach?"

„Die Sache ist ganz natürlich, mein Schatz, und ich will Dir die Nothwendigkeit meiner Reise auseinandersetzen; aber ich muß Dich bitten, mich dabei nicht fortwährend durch Fragen und Bemerkungen zu unterbrechen, denn ich trage heute zu viel Sorgen im Kopfe, um recht zusammenhängende Gedanken festhalten zu können."

Ninon fügte sich, jedenfalls hauptsächlich durch ihre Neugierde dazu bewogen.

Er theilte ihr, vor der er kein Geheimniß hatte, nun alle seine Befürchtungen und den Plan, den er entworfen, mit. Der Auseinandersetzung seiner Geldverhältnisse hörte die Französin ziemlich gleichgültig zu, als er aber erzählte, daß Therese ihr Schloß heimlich verlassen und welche Schlüsse er daraus gezogen habe, begannen ihre Augen heller zu leuchten und ihre Mienen Zufriedenheit auszudrücken; ihr Gesicht veränderte sich indessen wieder, als er die bestimmte Absicht aussprach, Frau von Liebow so schnell als möglich zu der Vermählung mit ihm zu veranlassen.

Was Ninon nicht blos jetzt, sondern schon lange dachte, ist nicht schwer zu errathen. Sie war ein durch und durch leichtsinniges, nur für den Augenblick lebendes Geschöpf; das eigene Interesse stand ihr weit über jedem anderen. Dennoch hatte sie eine Art von wahrer Neigung für den Rittmeister, theils aus Gewohnheit, theils weil sie sich seit der Bekanntschaft mit ihm wohler in ihren äußeren Verhältnissen befunden hatte als jemals, vielleicht auch ihres Kindes wegen, obgleich sie für dasselbe gerade kein sehr weites Mutterherz besaß. Auf der einen Seite fürchtete sie nun die Heirath ihres Geliebten, weil sie argwöhnte, er könne dadurch von ihr abgezogen werden, auf der anderen begriff sie recht gut, daß er seiner Geldverhältnisse wegen den entscheidenden Schritt thun müsse; darin lag auch für sie ein Vortheil, fast ihre ganze Existenz, wenigstens die bequeme, die sie in letzter Zeit geführt hatte.

In diesem Zwiespalte schwankte sie hin und her; hätte sie ein anderes Mittel gekannt, das den Rittmeister aus seiner Verlegenheit ziehen konnte, so würde sie Himmel und Erde aufgeboten haben, ihn von der Heirath abzuhalten. Jetzte mußte sie sich nothgedrungen fügen und sich mit den Versprechungen trösten, die er ihr, wie man schon gehört, gegeben hatte. Da-

bei hoffte sie indessen immer noch auf eine andere Entwickelung, und sobald er Therese's von Liebow erwähnte, fühlte sie einen Stich im Herzen, das von dem bittersten Hasse und Eifersucht gegen diese Frau erfüllt war.

Heute war der Rittmeister nun aber augenscheinlich in so gereizter Stimmung, daß sie keinen Einwand zu machen wagte; überdies lag ihr auch die Bezahlung der Putzmacherin wirklich sehr am Herzen, und, wie gesagt, sie dachte ja nur an den Augenblick; vorläufig handelte es sich um Geld, um neuen Kredit — die Hochzeit lag ja, des kirchlichen Aufgebotes wegen, mindestens noch drei Wochen fern.

Ninon begnügte sich also mit einigen schweren Seufzern und empfahl ihrem Geliebten besonders angelegentlich, die Putzmacherin nicht zu vergessen und ihr auf irgend eine Weise die Rechnung schleunigst bezahlen zu helfen, und der Rittmeister, der für nichts Anderes rechten Sinn hatte als für seine Reise nach Prag, versprach Alles, was sie von ihm verlangte.

Auch dem kleinen Charles schenkte er, wie gewöhnlich, nur geringe Aufmerksamkeit, dennoch unterließ Mademoiselle Ninon nie, wenn er anwesend war, sich das Kind bringen zu lassen und mit demselben so zärtlich zu tändeln, als ob sie die beste und sorgsamste Mutter von der Welt sei. Der Rittmeister lächelte zerstreut dazu und begnügte sich, dem kleinen, recht hübschen Buben die Wangen zu streicheln; jedenfalls war er aber nicht mehr als zufrieden, sobald Barbara Jenen wieder forttrug.

Erst gegen Morgen kehrte er nach seiner Wohnung zurück, nachdem er im besten Einvernehmen und mit dem Versprechen, sich nicht länger als unumgänglich nothwendig in Prag aufzuhalten, von seiner Geliebten geschieden war.

Da Prag von den preußischen Truppen noch besetzt war, bis die österreichische Regierung die ihr auferlegten Kriegskosten bezahlt haben würde, reiste er im Civil-Anzuge, der ihn nicht weniger gut kleidete als die Uniform.

In den ersten Nachmittagstunden war er am Ziele, stieg in einem Hotel ersten Ranges ab und ließ sich durch den Kellner sofort die polizeilichen Fremdenlisten, welche seit einigen Tagen in öffentlichen Blättern erschienen waren, besorgen. Eifrig sah er dieselben durch und brauchte nicht lange nach dem Namen Frau von Liebow's zu suchen; dieselbe war — wie man weiß, ernstlich erkrankt — vor zwei Tagen in Prag eingetroffen, und der Zufall hatte gewollt, daß der Rittmeister in demselben Gasthofe abgestiegen war, in den man sie gebracht hatte; daß sie von Dresden gekommen, war in der Fremdenliste nicht angegeben.

Erfreut sprang er auf und rief den Kellner.

„Vor zwei Tagen," redete er ihn hastig an, „ist hier in Ihrem Hotel eine Frau von Liebow abgestiegen; sie ist doch noch nicht wieder abgereist?"

„Nein, Euer Gnaden, die Dame hat die Zimmer 19, 20 und 21 in der Bel-Etage inne; vom Weiterreisen wird wohl so bald noch nicht die Rede sein können."

„Woraus schließen sie das, guter Freund? Hat die Dame sich darüber geäußert?"

„Ach, die arme Dame ist nicht im Stande, ein Wort zu sprechen; sie kam schon todtkrank hier an, und der Doktor, der sogleich geholt wurde, meint, es stehe sehr bedenklich mit ihr."

„Alle Teufel!" rief der Rittmeister, der, wie wir offen gestehen müssen, bei dieser überraschenden Mittheilung an nichts Anderes dachte, als daß ihm der Tod jetzt noch seine Beute streitig machen könne. „Ist sie denn gar nicht zu sprechen? Ich bin ein naher Verwandter von ihr."

„Sie müssen sich an den Arzt wenden, gnädiger Herr; von ihren Dienstboten habe ich aber gehört, daß sie im schweren Fieber darniederliege und ganz ohne Bewußtsein sei."

„Sie hat also Dienerschaft bei sich?"

„Ein Mädchen und einen Bedienten."

„Schicken Sie den Letzteren auf der Stelle zu mir!"

Der Rittmeister war sehr frappirt durch diese neue Ungunst des Schicksals. Wenn der Kellner ihm richtigen Bericht erstattet hatte, so war seine Reise umsonst gewesen. Aber konnte die intrigante Frau nicht wieder eine falsche Rolle spielen? War es nicht möglich, daß sie, um ihre heimlichen Wege in Prag zu verdecken, sich nur für krank ausgab, um etwaige Bekannte von sich fern zu halten? Vielleicht hatte sie gar diese Vorsicht nur deswegen gebraucht, weil sie fürchtete, er, der Rittmeister, könne ihr nachfolgen. Darüber mußte er Gewißheit haben; er wollte den Bedienten tüchtig examiniren und war entschlossen, die Stadt nicht eher zu verlassen, als bis er sich mit eigenen Augen von Theresens Krankheit überzeugt habe.

Wenige Minuten später erschien der Gerufene in seinem Zimmer, und der Rittmeister war erfreut, in ihm Johann wiederzuerkennen, dessen Charakter er aus dem verschmitzten Gesichte schon längst richtig beurtheilt hatte. Der Bursche erschrak zwar heimlich bei dem Anblicke des Rittmeisters, begrüßte diesen aber mit der freundlichsten Miene in demuthsvoller Weise.

„Ah, Du bist es, Johann!" meinte Jener sehr leutselig. „Das ist mir lieb, denn Du bist ein verständiger Mensch, der mir die sicherste Auskunft über den Zustand Deiner Herrin wird geben können. Mit dem tiefsten Bedauern habe ich bereits gehört, daß sie ernstlich erkrankt sei."

Das konnte Johann mit gutem Gewissen bestätigen und machte dabei ein sehr trauriges Gesicht.

„Wie lange gedachte Frau von Liebow sich denn hier aufzuhalten?“ fragte der Rittmeister, innige Theilnahme heuchelnd.

Johann war schlau genug, um zu begreifen, daß er von der Reise nach Dresden noch keine Kenntniß habe und daß es im Interesse seiner Herrin liege könne, ihn darüber in Ungewißheit zu lassen; er zögerte mit der Antwort.

„Mein Freund,“ fuhr der Rittmeister, der dies wohl bemerkte, fort, „Du kannst Dich ohne Besorgniß ganz offen zu mir aussprechen, denn es wird bald kein Geheimniß mehr sein, daß ich ein sehr nahes Recht zu meinen Fragen habe. Ich liebe bei meinen Dienern die Offenheit, und ich glaube mich nicht getäuscht zu haben, wenn ich Dich für einen ganz zuverlässigen Menschen halte.“

Johann ging es im Fluge durch den Kopf, daß der Rittmeister früher seiner Gnädigen sehr nahe gestanden habe und daß er jetzt wohl wieder ganz in seine alten Rechte eintreten werde, nachdem der preußische Offizier, wie es schien, für immer die Schaubühne verlassen habe. Mit dem neuen Herrn aber mußte er sich gut stellen, seine Zukunft hing davon ab.

„Wann hat die gnädige Frau Glücksburg verlassen?“ fragte der Rittmeister weiter.

Johann nannte den Tag; daraus ergab sich leicht, daß mehrere Tage zwischen diesem und dem der Ankunft in Prag lagen. Der Rittmeister stutzte; wo, fragte er sich, war Therese inzwischen gewesen?

„Da hat sich Frau von Liebow wohl einige Tage lang auf dem Bergschlosse bei meiner Tante aufgehalten?“

„Nein, Euer Gnaden, wir reisten direkt auf der Eisenbahn — hierher.“

„Du sprichst nicht die Wahrheit, Johann,“ sagte der Rittmeister streng. „Hat Dir Deine Herrin dies verboten?“

„O bewahre, Herr Rittmeister! erwiederte Johann; „aber ich weiß nicht, ob —“

„Frau von Liebow und ich haben keine Geheimnisse vor einander,“ unterbrach ihn der Rittmeister heftig. „Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich die Wahrheit wissen will; im anderen Falle werde ich Dir sofort Deine Entlassung geben, sobald ich Glücksburg übernommen habe; Du würdest sehr gut daran thun, Dir Deinen neuen Herrn zu verbinden.“

Er sprach mit solcher Sicherheit, daß Johann seine Vermuthungen nun für begründet halten mußte. Er wurde daher ganz geschmeidig und antwortete:

„Wir waren in Dresden, Euer Gnaden.“

Der Rittmeister verbarg seine Ueberraschung, die in der That nicht gering war. Daß Therese den Lieutenant von Mohrfeldt in Dresden gesucht und gefunden habe, schien ihm doch sehr unwahrscheinlich; es wäre ihm dies vielleicht erklärlicher erschienen, wenn er gewußt hätte, daß Hugo's Schwager, der sächsische Oberlieutenant, sich ebenfalls dahin begeben habe, aber dieser hatte bei seiner schnellen Abreise von Olmütz nicht Zeit gefunden, von ihm Abschied zu nehmen.

„Ah, ich begreife jetzt!" sagte er laut. „Freilich, Frau von Liebow hatte Geschäfte in Dresden!"

„Wir haben uns aber nur ein paar Stunden dort aufgehalten," setzte Johann hinzu; „die gnädige Frau befahl plötzlich wieder die Abreise, jedenfalls, weil sie schon die herannahende Krankheit fühlte."

„So? Die gnädige Frau hat dort also keine Besuche empfangen, Niemand gesprochen?"

„Niemand," antwortete Johann, der es für gut hielt, nicht mehr zu verrathen.

„Und hier in Prag?"

„Kommt kein Anderer als der Doktor."

„Gut, Johann! Wenn der Doktor wiederkommt, lasse es mich sogleich wissen; ich will ihn sprechen."

Johann verbeugte sich und trat ab; er hatte nichts Eiligeres zu thun, als seiner Lina zuzuflüstern, der gewaltige Herr, der Rittmeister, sei angekommen und geberde sich bereits ganz als der Bräutigam der Gnädigen und Besitzer von Schloß Glücksburg.

Das nächste Geschäft des Letzteren war nun, genaue Erkundigungen einzuziehen, ob sich das Regiment Lieutenants von Mohrfeldt und besonders dieser selbst zur Zeit in Prag befinde; er erhielt bald die Gewißheit, daß dies nicht der Fall sei. Die Sache verwirrte sich immer mehr; nur von Theresen selbst konnte er darüber volle Aufklärung erhalten.

Als Johann ihm gemeldet hatte, daß der Doktor bei der Patientien sei, wartete er seine Rückkehr ab und trat ihm dann höflich in den Weg. Er stellte sich mit seinem wirklichen Namen und Stande vor, erklärte ganz unbefangen, er sei der verlobte Bräutigam Frau von Liebow's, habe zu seinem unaussprechlichen Schrecken gehört, daß sie hier erkrankt liege, und bat um die Erlaubniß, sie sehen zu dürfen.

Dem Doktor konnte kein Zweifel an seine Worte in den Sinn kommen, und er war sogleich bereit, ihn in das Krankenzimmer zu führen, empfahl aber die größte Behutsamkeit.

Therese lag im Bette und war vollständig besinnungslos; der Rittmeister mußte sich überzeugen, daß er dieses Mal wenigstens nicht von ihr betrogen worden sei. Er legte einen

heuchlerischen Schmerz an den Tag, der den Arzt rührte, und ließ sich wiederholt versichern, daß, wenn auch allerdings Gefahr vorhanden, doch die Hoffnung keineswegs aufzugeben sei. Auf seinen Vorschlag, die Kranke mit aller Vorsicht nach Glücksburg bringen zu lassen, wollte der Arzt indessen durchaus nicht eingehen.

Bei alledem befand sich der Freiherr von Tannenburg nun in einer argen Klemme. Er hatte nur für wenige Tage Urlaub und konnte sich demnach nicht länger in Prag aufhalten; vor Verlauf einer Woche war es, nach der bestimmten Aussage des Arztes, aber gar nicht zu erwarten, daß die Kranke wieder mit voller Besinnung sprechen und handeln könne. Eine Woche war für die jetzigen Verhältnisse des Rittmeisters eine Ewigkeit; sie reichte gerade zu, ihn in die gefährlichsten Verlegenheiten zu bringen; er bedurfte augenblicklicher Hülfe.

Lange sann er auf seinem Zimmer nach, was er thun solle; das Messer saß ihm, wie man sagt, an der Kehle. Endlich sprang er auf, um einen Entschluß sofort in's Werk zu setzen, dessen Gefährlichkeit ihm recht wohl in die Augen leuchtete. Was blieb ihm, seiner Meinung nach, aber Anderes übrig, als von zwei Uebeln das kleinste, das einzige möglicherweise Erfolg versprechende Mittel zu wählen?

„Es ist ein kühnes Spiel," sagte er zu sich selbst, „das mich Alles, was ich besitze, kosten kann; wenn die Würfel aber einmal gefallen sind, wird Therese sich fügen müssen, denn sie kann sich sonst der schonungslosesten Behandlung von meiner Seite für versichert halten."

Ohne längeres Besinnen, aber mit vor Aufregung zitternder Hand schrieb er eine kurze Verlobungsanzeige der verwittweten Frau Therese von Liebow und des kaiserlich königlichen Rittmeisters Freiherrn Karl von Tannenburg nieder und datirte sie um einige Tage zurück aus Schloß Glücksburg und Olmütz. Dieses Papier sandte er sofort an die Expedition der gelesensten Zeitung, die in der Stadt erschien, um die Anzeige anderen Tages in deren Spalten einrücken zu lassen.

Noch einen Tag konnte er sich in Prag aufhalten, und an diesem trat, wie der Arzt vorausgesetzt hatte, nicht die mindeste Veränderung im Zustande der Kranken ein. Der Rittmeister benutzte eiligst die Zeit. Mit dem Zeitungsblatte, das seine Annonce aufgenommen hatte, in der Hand suchte er einen seiner früheren Gläubiger auf, und es gelang ihm, unter Hinweisung anf die jetzt sicher bald bevorstehende glänzende Heirath, eine hübsche Geldsumme aufzunehmen, die für seine augenblicklichen Bedürfnisse vollkommen hinreichte. Dann bereitete er sich zur Abreise vor und hinterließ Johann, der ein seine Erwartungen

weit übersteigendes Trinkgeld erhielt, die Weisung, ihn schleunigst schriftlich zu benachrichtigen, wenn Frau von Liebow zu sich gekommen sei oder der Doktor wenigstens die bestimmte Hoffnung, daß dies nächstens zu erwarten sei, gemacht habe.

Als er wieder in Olmütz eintraf, verfehlte er nicht, daselbst seine Verlobung ebenso wie in Prag bekannt zu machen, denn über die halben Maßregeln war er nun einmal hinaus. Von allen Seiten wurde er beglückwünscht und nahm dies mit ernster Miene an, denn er verschwieg nicht, daß seine Braut auf einer nothwendigen Reise in der böhmischen Hauptstadt bedenklich erkrankt sei.

Mit großer Ungeduld hatte Mademoiselle Ninon ihren Liebhaber erwartet, sowohl ihrer Putzmacherin, als seiner beabsichtigten Verlobung wegen. Erst am dritten Tage war er zurückgekehrt, wie sie schon durch Frau Barbara, die sie häufig auf Kundschaft ausschickte, erfahren hatte, und am Abende ließ er auch nicht lange auf sich warten.

Bei seinem Eintritte machte er gerade kein heiteres Gesicht, obgleich er es nicht an einer freundlichen Begrüßung fehlen ließ; die Tänzerin erschrak, denn sie dachte zunächst an das Fehlschlagen seiner Geldoperationen, aber sie war doch nicht so undelikat, deshalb sogleich eine direkte Frage an ihn zu richten.

„Deine Reise scheint keinen besonderen Erfolg gehabt zu haben, lieber Karl,“ sagte sie in theilnehmendem Tone zu ihm, als er sich zu ihr gesetzt hatte, „denn Deine Stirn ist gefaltet, und Du siehst bleicher als sonst aus. Hast Du Deine — Frau von Liebow nicht gefunden?“

„Gefunden habe ich sie wohl, aber nicht gesprochen,“ erwiederte der Rittmeister mißmuthig.

„Was? Sie hat es gewagt, Dich abweisen zu lassen?“

„Nicht doch! Meinst Du denn, daß ihr dies gelungen wäre? — Nein, sie ist aber sterbenskrank, war nicht im Stande, mich zu erkennen, viel weniger noch, mich zu hören.“

„Dann bist Du also ganz umsonst gereist?“ rief Ninon bestürzt.

„Nicht ganz; ich werde Dir sogleich Alles berichten. Indessen nimm hier das Geld, das zur Bezahlung Deiner Putzmacherrechnung mehr als zureichend sein wird.“

Er reichte ihr ein Päckchen Banknoten, bei deren Anblick alle Besorgnisse Ninon's sofort zu schwinden schienen, denn sie umarmte mit leuchtenden Augen ihren Liebhaber und dankte ihm mit den zärtlichsten Liebkosungen; dann vergaß sie nicht, das Päckchen in ihren Busen zu versenken.

„Nun erzähle nur, Karl,“ drängte sie; „ich bin ungemein neugierig.“

Der Rittmeister kam ihrem Wunsche nach, und wenn er sie dabei schärfer beobachtet hätte, würde es ihm nicht entgangen sein, daß ihr hübsches Gesicht einen dasselbe keineswegs verschönernden schadenfrohen Triumph ausdrückte, als er den Zustand, in dem er Therese gefunden und gesehen hatte, beschrieb. Die Französin wünschte, ohne weiter hinaus zu denken, in diesem Augenblicke gewiß Nichts lebhafter, als daß ihre Nebenbuhlerin nie wieder gesund werden möge. Aber eine Aeußerung, die der Rittmeister mit großer Heftigkeit machte, brachte sie wieder zu sich selbst.

„Wenn diese Frau stirbt," rief er nämlich, „so sind wir Beide verloren, denn zu meinen Gunsten hat sie schwerlich ein Testament gemacht."

„Das ist wahr," flüsterte Ninon vor sich hin, „sie muß leben!"

„Wie bist Du nun aber zu dem Gelde gekommen, theurer Karl, und was gedenkst Du weiter zu thun?" fragte sie dann.

„Beste Ninette, das ist das Schlimmste an der Geschichte," entgegnete düster der Rittmeister. „Die Nothwendigkeit hat mich gezwungen, den Hals in eine Schlinge hineinzustecken, die mich sicherlich erwürgt, wenn ich die Enden nicht mit beiden Händen festhalte."

„Du erschreckst mich — was willst Du damit sagen?"

Er erzählte ihr, daß er die Fälschung mit der Verlobungs-Anzeige begangen habe und welche letzten Hoffnungen er darauf noch baue.

„Wenn ich nicht reüssire," schloß er, „wenn Therese mir einen Widerstand, wie ich ihn nicht erwarte, entgegensetzt, so sinke ich nicht allein in noch ärgere Verlegenheiten zurück, als ich mir momentan vom Halse geschafft habe, denn sie würde dann nicht zögern, die Verlobung als wieder aufgelöst zu erklären, sondern ich bin dann auch einer schweren und entehrenden gesetzlichen Strafe verfallen, falls die Sache ruchbar wird. Ich habe also einen Verzweiflungscoup ausgeführt, von dessen Gelingen Alles abhängt. Schande und Strafe werde ich in keinem Falle auf mich nehmen, lieber nehme ich mir selbst das Leben; vorher aber würde ich mich dann an der Falschen rächen, nicht, indem ich sie tödte, sondern dadurch, daß ich ihr früheres ehebrecherisches Verhältniß zu mir aller Welt aufdecke."

Die Tänzerin war wirklich erschrocken über den furchtbaren Ernst in den Worten und die rollenden Augen ihres Geliebten; sie fürchtete auch für sich selbst, denn sie sah sich mittelbar in ein Verbrechen verwickelt, das die schlimmsten Folgen haben konnte; ihr Gewissen sagte ihr, daß sie hauptsächlich zu dem Ruine des Rittmeisters beigetragen habe.

Das Paar verharrte eine Weile in düsterem Schweigen; Ninon, die nie lange ernsten oder ihr peinlichen Gedanken nachhängen konnte, unterbrach dasselbe zuerst durch sehr wenig stichhaltige Tröstungen, denn diese basirten sich sämmtlich auf Grundsätze wie: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen" — „dem Kühnen lächelt das Glück" und ähnliche Phrasen, die dem Leichtsinne so geläufig sind.

Auch der Rittmeister riß sich gewaltsam aus seinem finsteren Ideengange, und eine Stunde später waren die beiden Liebenden schon wieder in der besten, zuversichtlichsten Stimmung und ließen die überschäumenden Champagnergläser lachend auf „ein langes Leben Theresens von Liebow, bald Freifrau von Tannenburg" aneinander klingen.

XVI.

Der Rächer.

Der Rittmeister that schon am nächsten Tage einen Schritt von Bedeutung für sein ferneres Schicksal; er kam nämlich um seine Verabschiedung aus dem aktiven Dienste ein. Er hatte dabei folgendermaßen gerechnet: Heirathete er Frau von Liebow, dann mochte er aus dem schon früher angegebenen Grunde nicht weiter dienen, zerschlug sich dagegen sein Plan, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als das Weite zu suchen, in welchem Falle er nicht auch noch die Schuld der Desertion auf sich laden wollte, oder, wie er Ninon anvertraut hatte, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen.

Mit der letzteren Drohung war es ihm durchaus Ernst; persönlichen Muth besaß er, wie man schon gesehen hat, in hohem Maße und auch jenes sogenannte Ehrgefühl, welches das Urtheil der Welt viel höher anschlägt als das eigene Gewissen.

Gleichzeitig mit seinem Abschiedsgesuche erbat er auch einen längeren Urlaub, was er mit der schweren Krankheit seiner Braut rechtfertigte, und erhielt ihn. Jetzt stand ihm Nichts mehr im Wege, nach Prag zu reisen, um dort gleich nach Theresens Erwachen den Kampf um Leben oder Tod mit ihr aufzunehmen.

Unter solchen Umständen mußte für Ninon Lafleur und den kleinen Charles in anderer Weise gesorgt werden, und die Tänzerin ging dabei ganz auf die Vorschläge ihres Liebhabers ein, da ihr keine andere Wahl übrig blieb. Sie sollte sofort ihr Engagement beim Theater aufheben, was kontraktmäßig in ihrer Hand lag, und ohne Aufsehen aus der Stadt verschwinden; mißlang das Unternehmen des Rittmeisters, dann wollten sie zusammen aus dem Lande schleunigst zu entfliehen suchen, heirathete er dagegen Frau von Liebow, dann sollten seine alten Versprechungen in Erfüllung gehen, ihr nämlich auf dem Lande, ganz in seiner Nähe, einen angenehmen Wohnsitz zu verschaffen,

wo sie ihr heimliches Verhältniß fortsetzen könnten. Ninon vergoß zwar viele Thränen, als ihr Liebhaber von ihr Abschied nahm, im Grunde genommen war sie aber doch der Ueberzeugung, daß die Sache für sie nicht besser zu Ende zu führen gewesen sei, denn sie konnte sich im schlimmsten Falle immer noch zeitig genug in Sicherheit bringen, hatte an den vielfachen kostbaren Geschenken, die ihr der Rittmeister gemacht, noch ein kleines Kapital und vertraute endlich für die Zukunft auf ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sie nicht bei Weitem vorgezogen und lebhaft gewünscht habe, der bisherige Liebhaber und Vater ihres Kindes möge seinen Hals gesund aus der Schlinge ziehen und ihr, trotz seiner gezwungenen Verheirathung, treu bleiben.

Der Rittmeister reiste wieder in Civilkleidung und kehrte, in Prag angekommen, in dasselbe Hotel ein wie damals. Johann war sogleich zur Stelle, denn er hatte das Trinkgeld und seine Aussichten für die Zukunft nicht vergessen. Wie er berichtete, war er gerade im Begriffe gewesen; dem Rittmeister schriftlich von dem Ausspruche des Arztes, daß die Krankheit Frau von Liebow's sich stündlich zum Guten entscheiden könne, Mittheilung zu machen, das Fieber hatte nachgelassen, die Besinnung war schon wiedergekehrt, nur noch große Schwäche vorhanden.

Bevor der Rittmeister von Prag abgereist war, hatte er nicht versäumt, den Arzt dringend zu bitten, daß derselbe seiner Person bei der Kranken, falls dieselbe vor seiner Wiederkehr zu sich komme, mit keinem Worte erwähnen möge; dies war deshalb auch nicht geschehen; ebenso hatte er Johann und durch diesen der Kammerzofe streng verboten, zu ihrer Herrin davon zu sprechen, daß er dagewesen sei. Dieses Verbot hielt er auch jetzt noch aufrecht, weil er, nach genommener Rücksprache mit dem Doktor über Theresens Zustand, der Ueberzeugung geworden war, sie sei für eine Unterhandlung, wie er sie beabsichtigte, noch zu schwach.

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden," sagte der Arzt, „ich werde der Dame gegenüber Ihrer Anwesenheit nicht erwähnen; indessen kann ich Ihnen meine Ansicht nicht verschweigen; daß ein zweifellos so freudiges Wiedersehen für die Patientin durchaus nicht mit Gefahr verknüpft ist, ihr vielmehr sehr heilsam sein dürfte."

Aber der Rittmeister blieb bei seinen erheuchelten Besorgnissen, da er recht gut wußte, das Wiedersehen werde für Therese nichts weniger als erfreulich sein, und der Doktor ging, indem er heimlich den Kopf schüttelte und dachte, daß zwischen diesen Verlobten doch eigenthümliche Verhältnisse obwalten müßten, deren Ergründung nicht seine Sache sei.

Therese erholte sich in den nächsten Tagen sehr schnell; da sie das Zimmer nicht verlassen durfte und Niemand sah, als den Doktor und ihre beiden Diener, welche, wie es der Rittmeister verlangt hatte, schwiegen, konnte sie auch nicht erfahren, daß Letzterer in ihrer Nähe sei.

Wenn ihre starke Körperkonstitution aber auch die Krankheit schnell überwunden hatte, so konnte dies ihr Geist nicht so leicht in Bezug auf ihre letzten Erlebnisse; die Erinnerung daran verfolgte sie unaufhörlich.

Sie war jetzt gewiß, daß sie Hugo's Liebe für immer verloren habe und daß er nie wieder zu ihr zurückkehren werde; seine letzten Worte tönten noch immer an ihr Ohr. Wäre ihre Liebe zu ihm wirklich rein und tief gewesen, dann hätte die Erinnerung an diese Worte sie tödten müssen, sie würde danach das Leben nicht mehr haben ertragen können, denn was wäre wohl mehr geeignet, ein zartfühlendes, liebendes Frauenherz zu brechen, als die grenzenlose Verachtung des Geliebten? — Was aber Theresens Herz und Sinne beherrscht hatte, war nicht diese edle, heilige Liebe gewesen, sondern nur Leidenschaft. Diese Leidenschaft war nicht durch die furchtbare Demüthigung erstickt worden, sie hatte nur eine andere Form angenommen. Je weiter bei ruhigerer Ueberlegung die Hoffnung auf ihre Befriedigung in den Hintergrund treten mußte, — und diese Ueberlegung kam erst, als Therese ihre Krankheit überstanden hatte — desto mehr Boden gewann wieder der Stolz dieser Frau, und sie begriff kaum noch, wie sie sich vor dem maßlosen Sturme seiner allerdings gerechten Vorwürfe so tief hatte beugen können.

Es kamen Augenblicke, in denen sie diese Schwachheit, wie sie es jetzt vor sich selbst nannte, mehr bedauerte, als ihre wirklichen Fehler, und der gute Geist der Reue, der einmal über sie gekommen war, wandte sich allmälig wieder von ihr ab. Von einem Trugschlusse auf den anderen übergehend, suchte sie sich zu überreden, daß Hugo von Mohrfeldt sie gar nicht wirklich geliebt und deshalb auch ihre Liebe nicht verdient habe.

Wäre er jetzt wiedergekehrt und hätte ihr die Hand zur Versöhnung geboten, dann würde sie diese jedenfalls mit Entzücken ergriffen und mit ihren Reuethränen bedeckt haben, dann würde der sterbende Engel in ihrer Seele sich noch einmal aufgerafft und sie von dem Rande des Abgrundes zurückgerissen haben, in den sie jetzt zwar schwindelnd, aber mit einer unwiderstehlichen krankhaften Lust, sich hineinzustürzen, blickte.

Aber sie wußte zu gewiß, daß Hugo nicht wiederkehren und daß das Glück ihrem Herzen für alle Zeit versagt bleiben werde; das entschied ihr Schicksal. Sie erhob wieder stolz das Haupt und warf sich dem Trotze in die Arme. Wahre Religion hatte

sie nie besessen, sich sogar geschämt, dieselbe nur zur Schau zu tragen; darum fand sie keinen Trost und keinen Glauben, und der tiefe Fall veranlaßte sie nicht zu dem Bestreben, sich wieder in die Höhe zu arbeiten, sondern fesselte sie für immer an den Abgrund.

Wir sagten vorher, ihre Leidenschaft sei geblieben und habe nur eine andere Form angenommen: wo sie nicht mehr lieben durfte, wollte sie hassen; ob sie dies wirklich Hugo gegenüber hätte durchführen können, wollen wir dahingestellt sein lassen, jetzt aber nahm sie es sich vor und bildete sich ein, es zu können.

An den Rittmeister dachte sie in diesen Tagen kaum noch; was aus ihrem Verhältnisse zu ihm werden solle, war ihr vorläufig gleichgültig, wie ihre ganze Zukunft.

Daß die Nachwehen der Krankheit auf ihren Geist wie auf ihren Körper nicht ohne Einfluß waren, ist leicht begreiflich; die Schwäche des einen theilte sich dem anderen mit, ihr ganzer Ideengang hatte etwas Krankhaftes.

In einem solchen Zustande befand sich Therese von Liebow und beschäftigte sich gerade mit dem Plane, nur auf einige Tage nach Glücksburg zurückzukehren, daselbst die nöthigsten Geschäfte zu ordnen und dann — natürlich ohne den Rittmeister um Rath zu fragen oder nur davon in Kenntniß zu setzen — eine große Reise in das Ausland zu unternehmen, auf der sie Beruhigung und Zerstreuung finden wollte, als Lina in das Zimmer trat und ziemlich schüchtern meldete, der Rittmeister Freiherr von Tannenburg lasse um die Ehre bitten, der gnädigen Frau seine Aufwartung machen zu dürfen.

Therese fuhr zusammen; zum ersten Male seit ihrer Abreise von Dresden machte ein von außen kommendes Ereigniß Eindruck auf sie. Sie glaubte nicht recht gehört zu haben und ließ sich die Meldung noch einmal wiederholen.

Ihre Bestürzung war groß; den Rittmeister konnte sein Dienst nach Prag geführt und der Zufall ihm Kenntniß von ihrer Anwesenheit gegeben haben, wahrscheinlicher aber war es, daß er ihr nachgereist sei, um wieder seine Rechte an sie geltend zu machen. Es blieb ihr übrigens nicht Zeit genug, darüber und wie sie sich ihm gegenüber benehmen wolle, nachzudenken, denn das Mädchen wartete auf ihre Antwort.

Ihn abweisen lassen, indem sie sich mit ihrer Schwäche entschuldigte, konnte sie nicht; das wäre für ihn eine offene Beleidigung gewesen und würde wahrscheinlich bei seinem Eigenwillen nicht einmal Erfolg gehabt haben; sie mußte sich also entschließen, ihm sagen zu lassen, daß sein Besuch ihr angenehm sein werde.

Therese war noch zu kraftlos, um den Sessel, in dem sie ruhte, verlassen zu können; in dem einfachen Morgenanzuge und mit den bleichen Wangen und matten Augen machte sie wirklich den Eindruck einer Schwerleidenden. Der Rittmeister stutzte auch bei seinem Eintritte darüber ein wenig, aber von Mitleid wurde er gerade nicht bewegt, und da er auf den ersten Blick recht gut bemerken konnte, sein Erscheinen überrasche Therese keineswegs freudig, so nahm sein heimlicher Groll gegen sie noch zu. Indessen bezwang er sich zu einer Art freundlicher Höflichkeit, als er sie mit den Worten begrüßte:

„Ich bin ungemein erfreut, Deine Gesundheit schon wieder auf dem Wege der Besserung zu finden; man hatte mir gesagt, daß Du ernstlich erkrankt seiest."

Die schöne Wittwe hatte als Gegengruß nur leicht den Kopf geneigt und ihm zögernd die Hand gereicht, auf die er mit einiger Nachlässigkeit einen Kuß drückte; mit der feinen Hand eine zum Platznehmen einladende Bewegung machend, entgegnete sie:

„Ja, ich bin nicht unbedeutend krank gewesen, wie der Arzt sagt. Wie hast Du davon Kenntniß erhalten und wie bist Du überhaupt hierher gekommen?"

„Ich hatte Geschäfte in Prag, liebes Kind, stieg zufällig in diesem Hotel ab und sah Deinen Bedienten, bei dem ich mich natürlich nach Dir erkundigte. Aber lasse mich Deine Frage zurückgeben: wie kommst Du hierher? ich glaubte Dich in Glücksburg."

„Ich hatte ebenfalls Geschäfte in Dresden" erwiederte Therese, offenbar nicht aufgelegt, die Art derselben näher zu erörtern; „auf der Rückreise überfiel mich das Fieber."

„Ich will nicht hoffen, daß besondere Unannehmlichkeiten, tiefe Gemüthsaufregungen daran schuld gewesen sind," meinte der Rittmeister mit forschendem Blicke.

„Du hast nicht ganz unrichtig vermuthet," sagte Frau von Liebow mit leichtem Achselzucken. „Aber sprechen wir nicht mehr davon; diese Angelegenheiten haben für Dich kein Interesse."

„Du weißt, daß ich dasselbe an Allem, was Dich betrifft, nehme; Du wirst mir das Recht dazu wohl nicht abstreiten?" Therese that, als ob sie diese absichtliche Äußerung überhört habe, und fuhr fort:

„Wie lange gedenkst Du Dich hier in Prag aufzuhalten?"

„Ich hoffe, Dich nach Glücksburg zurückbegleiten zu können, denn ich habe auf unbestimmte Zeit Urlaub genommen. Bei der Schwäche, die ich zu meinem Bedauern noch immer an Dir bemerke, wird Dir meine Unterstützung wohl willkommen sein."

Zu seiner Verwunderung zeigte Therese durch keine Miene, daß ihr dieses Anerbieten unangenehm sei, sondern schien es ganz gleichgültig aufzunehmen.

„Wie Du willst,“ sagte sie; „ich hoffe schon in einigen Tagen die Erlaubniß meines Arztes zur Heimreise zu erhalten.“

„Und Du beabsichtigst, dann längere Zeit auf Glücksburg zu bleiben?“

„Jedenfalls, bis ich mich vollständig erholt habe.“

„Und dann?“

„Hm, ich bin mit mir selbst noch nicht einig, und was hilft es auch, Pläne für die Zukunft zu entwerfen, die an tausend Zufälligkeiten scheitern können? Am liebsten möchte ich eine größere Reise in das Ausland unternehmen.“

„Du vergissest, beste Therese, daß wir den Winter vor der Thür haben.“

„Eben deshalb möchte ich der Langweiligkeit Rosenau's entfliehen.“

In dieser Erklärung konnte der Rittmeister wahrlich keine Schmeichelei finden und biß sich ärgerlich auf die Lippen.

„Ich muß gestehen,“ sagte er, „daß ich mir ein anderes Bild von dem nächsten Winter gemacht habe, und ich mag mich von dieser Phantasie auch nicht so ohne Weiteres trennen. Du selbst, liebe Therese, trägst die Schuld daran, daß ich Pläne entworfen habe, derer Verwirklichung mir so am Herzen liegt, daß ich dafür alle meine Kräfte aufzubieten entschlossen bin.“

„Wie meinst Du das?“ fragte sie, etwas unruhiger werdend.

„Wir wollen uns nicht lange mit der Vorrede aufhalten, sondern der Sache gleich auf den Kern kommen. Dein zweites Wittwenjahr ist nun abgelaufen, der Friede geschlossen und für's Erste Krieg nicht wieder zu erwarten; Du entsinnst Dich gewiß, daß Du mich auf Beides vertröstet hattest. Unserer längst beschlossenen Verbindung steht nun Nichts mehr im Wege, und ich bin gekommen, Therese, die Einlösung Deines Wortes zu fordern. Die Festsetzung des Hochzeitstages überlasse ich Dir aus Galanterie, nur bitte ich recht dringend, bei Abmessung der Frist nicht mit Monaten, sondern mit Wochen zu rechnen.“

Obgleich er eine sehr freundliche Miene machte, lag in seinem Tone doch etwas Ironisches und so viel Zuversicht, daß sich leicht erkennen ließ, er trage weniger eine Bitte vor, als er sein gutes Recht beanspruche.

Therese hatte sich noch mehr entfärbt. Obgleich sie auf Das, was sie jetzt hörte, schon vorbereitet hätte sein können, war sie doch darüber erschrocken; andererseits verletzte sie die unbefangene Zuversicht des Rittmeisters, die ihren eigenen freien

Willen in der Bestimmung ihrer Zukunft ganz ausschließen zu wollen schien. Daß ihm an ihrer Person weniger lag als an ihrem Vermögen, wußte sie schon längst recht gut. Dennoch durfte sie nicht merken lassen, was sie empfand, und seinen Antrag kalt zurückweisen.

„Du siehst ja mit Deinen eigenen Augen, wie leidend ich bin,“ entgegnete sie; „die Zeit zu einer Heirath scheint mir jetzt schlecht gewählt zu sein.“

„O, der Doktor hat mich versichert, daß Du Dich in Zeit von längstens vierzehn Tagen wieder vollständig erholt haben würdest; ich kann also keine neue Ausflüchte mehr gelten lassen, meine süße Braut.“

Die schöne Wittwe zuckte bei dieser Benennung unwillkürlich zusammen, und ihr Antlitz nahm einen schmerzlichen Ausdruck an, was dem ungestümen Freier nicht entging.

„Man sollte glauben,“ sagte er langsam, an seinem Schnurrbarte kauend, während er sie mit düsteren Blicken maß, „daß Du bereutest, mir Dein Gelöbniß gegeben zu haben.“

Die Brust Frau von Liebow's arbeitete stärker; sie blickte zu Boden und schien mit dem Entschlusse, eine entschiedene Antwort zu geben, zu kämpfen.

„Karl,“ sagte sie dann langsam und offenbar mit Mühe, „ich erkenne Dein Recht an, mich an die Erfüllung meines Gelübdes zu mahnen; ehe es aber dazu kommt, halte ich es für nothwendig, daß wir uns noch einmal ohne allen Rückhalt aussprechen.“

„Das ist sehr weise von Dir, liebes Kind,“ entgegnete er mit leichtem Hohne; „wenn man im Begriffe ist, in ein so heiliges und unlösliches Verhältniß, wie die Ehe, zu treten, sollte man nicht gegenseitige Geheimnisse mit hinüber nehmen.“

„Ich bin schon seit längerer Zeit überzeugt, Karl, daß Du mich nicht mehr wie sonst liebst, und bedürfte es dazu noch eines letzten Beweises, so würde ihn mir der seltsame, kalte Ton, in dem Du heute zu mir sprichst, geliefert haben,“ sagte Therese nicht ohne Bitterkeit.

„Welche sonderbare Idee von Dir, mein Engel!“ rief der Rittmeister halblachend aus. „Wenn Du eine heiße, stürmische Leidenschaft von mir beanspruchst, wie in der Zeit, als ich mich noch nicht Deines Besitzes erfreute, so magst Du allerdings ein wenig Recht haben; meine Liebe ist jetzt ruhiger, vernünftiger geworden, was keineswegs ausschließt, daß Du mir noch theuer genug bist, um an Deiner Hand durch das Leben zu gehen.“

„Wenn ich Dir aber gestehen müßte, daß ich nicht mehr die Liebe zu Dir besitze, welche diesen gemeinsamen Weg zu ebnen allein im Stande ist?“ fragte Therese, ihn fest anblickend.

Dem Rittmeister stieg das Blut in das Gesicht; eine so unumwundene Erklärung hatte er jedenfalls nicht erwartet, Theresen nicht den Muth dazu zugetraut. Sie beleidigte nicht allein seine Eigenliebe, sondern mußte auch die Befürchtung in ihm erwecken, daß er auf den heftigsten Widerstand stoßen werde. Dennoch faßte er sich noch einmal und entgegnete:

„Ich kann Deine Worte nicht für ernst halten. Wenn Dich übrigens nicht mehr Liebe an mich bände, so müßte es die Pflicht thun. Du weißt, daß ich jahrelang nach Deiner Hand gestrebt und auf Dein Versprechen hin mir manche schöne Partie habe entgehen lassen. Ich will diese Zeit hindurch mich nicht umsonst von der Welt zurückgezogen, nur für Dich gelebt haben.“

Therese lächelte wieder recht bitter, und der Rittmeister, der doch fühlte, daß er mit seiner letzten Behauptung auf sehr wankendem Boden stehe, brach kurz ab und fragte heftig:

„Willst Du wiederholen, daß Du mich nicht mehr liebst?“

„Ja, ich will es!“ erwiederte Frau von Liebow, in deren Blicken der alte Stolz wieder aufloderte.

Der Rittmeister schien einige Augenblicke lang ganz niedergeschmettert zu sein, dann überwog der Zorn in ihm jedes andere Bedenken und, schnell aufspringend, murmelte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen:

„Ich wußte es ja schon, mein Argwohn hatte mich nicht getäuscht. Du treuloses Weib hast ein schändliches Spiel mit mir getrieben und hinter meinem Rücken Dein Herz und Deine Ehre diesem preußischen Offiziere geschenkt, den Du nur als Mittel Deiner patriotischen Zwecke gebrauchen zu wollen mir vorspiegeltest.“

Therese machte eine Bewegung, als wolle sie sich erheben, sank aber wieder zurück, daß daran nur körperliche Schwäche die Schuld trage, bewies der energische Ausdruck, der auf ihr Antlitz getreten war, und das Blitzen ihrer Augen.

„Wage nicht, mich zu beleidigen, wo es Dir an Beweisen für Deine Behauptungen fehlt!“ rief sie. „Wir würden dann das letzte Wort mit einander gewechselt haben. Der preußische Offizier hat keine Rechte an mich und wird nie meine Hand erhalten; erinnere Dich, daß ich Dir erst vor Kurzem den Beweis dafür, daß ich ihn nicht liebe, geliefert habe, indem ich ihn meinen patriotischen Zwecken, die Du zu verspotten versuchst, geopfert habe. Kein Wort mehr von ihm! — Nein, was die Neigung zu Dir — ich nannte sie einst Leidenschaft, wie Du recht gut weißt — erstickt hat, daß ist Deine eigene Kälte gewesen, Dein Egoismus, der mich zum Werkzeuge Deines Ehrgeizes zu machen beabsichtigte, ohne die Gefahr zu berücksichtigen,

der ich dadurch ausgesetzt wurde, — Du warst es ja selbst, der das Verlangen an mich stellte, dem Oberkommando geheime Correspondenzen zu liefern! — endlich die sich immer mehr bestärkende Ueberzeugung, daß Du meine Hand, nachdem der erste flüchtige Rausch vorübergegangen, nicht um meinerselbstwillen erstrebtest, sondern —"

„Nun, warum zögerst Du?" rief der Rittmeister zornglühend, wobei er ihr dennoch nicht in die Augen zu blicken wagte. „Sprich doch die tödtliche Beleidigung gegen mich, die Dir auf den Lippen schwebt, aus!"

„Nein," sagte Therese, sich beruhigend. „Ich will Dich nicht beleidigen, denn ich sehe ein, daß auch ich nicht von aller Schuld gegen Dich frei bin; ich hätte Dir nie ein Gelübde leisten sollen, das mir jetzt schwer zu erfüllen wird. Dieses Versprechen bindet mich noch an Dich; ich zweifle aber nicht, daß Du als Ehrenmann nach meiner bestimmten Erklärung dieses Band zu lösen bereit sein wirst."

„Nimmermehr!" rief der Rittmeister, mit dem Fuße aufstampfend, und, unvorsichtig in seiner Wuth und der Angst, daß sein Plan sich zerschlagen werde, setzte er hinzu:

„Meine ganze Existenz hängt davon ab, meine Ehre, mein Leben — —"

Um Frau von Liebow's Lippen spielte ein verächtliches Lächeln, aber dasselbe ging so schnell vorüber, daß er es gar nicht einmal bemerkte; sie winkte beschwichtigend mit der Hand und sagte:

„Beruhige Dich nur und erspare mir jede Nervenaufregung, sowie eine Scene vor den Dienstboten. Ich habe nicht daran gedacht, Deine Existenz, Dein ferneres Glück dadurch auf das Spiel zu setzen, daß ich von unserer projektirten Verbindung zurücktrete. Ich kenne Deine Verhältnisse zwar nicht genau, aber ich habe sie zum Theil schon aus Aeußerungen von Dir errathen, und die, welche soeben gefallen sind, lassen wohl keinen Zweifel mehr daran. Zwischen uns Beiden hat so lange Vertrauen geherrscht, daß wir auch jetzt der Verstellung nicht bedürfen und klare Worte wählen können. Ich biete Dir einen Handel an: gieb mir meine Freiheit wieder und verpflichte Dich mit Deinem Ehrenworte, über unsere Vergangenheit ewiges Stillschweigen zu bewahren; dafür magst Du selbst einen Ersatz von meinem Vermögen bestimmen, der nicht allein Deinen augenblicklichen Verlegenheiten vollständig abhilft, sondern Dich auch für die glänzenden Partien entschädigt, die Du meinetwegen ausgeschlagen oder gar nicht gesucht hast. Ich meinerseits verpflichte mich, daß kein Mensch jemals Etwas von dieser unserer vertraulichen Abmachung erfahren und daß die ganze Angelegenheit

in einer Weise arrangirt werden soll, die Dich durchaus nicht kompromittiren kann."

Bei der Situation, in der sich der Rittmeister befand, lag viel Verlockendes in diesem Anerbieten, und wirklich schwankte er eine Weile; aber drei Erwägungen bestimmten seinen Entschluß: während er auf diese Weise Herr eines kleinen Theiles von Theresens Vermögen werden sollte, mußte er mit ihrer Hand das ganze erhalten, und er schätzte seine unermeßlichen Bedürfnisse richtig, — zweitens sträubte sich jenes noch in ihm wohnende Ehrgefühl, das wir früher schon charakterisirten, gegen die Annahme dieses für ihn so unwürdigen Handels — und endlich dachte er daran, daß die öffentliche Meinung doch manchen Fleck an ihm suchen und finden werde, wenn die der Welt mitgetheilte Verlobung jetzt wieder rückgängig würde.

„Nein," sagte er entschlossen, indem er die Arme über einander kreuzte und eine Haltung annahm, als ob er nicht von der Stelle weichen wolle, „ich nehme Deinen Vorschlag nicht an, Therese, denn dies würde mich entehren, schon in Deinen Augen, deren hartes Urtheil über meinen Egoismus dadurch gar nicht besser bestätigt werden könnte. Du hast Dich in mir geirrt. Nachdem Du Dich aber einmal mit so offenem Vertrauen zu mir ausgesprochen hast, will ich hinter demselben nicht zurückbleiben. Du mußt meine Frau werden, denn ich habe bereits der ganzen Welt bekannt gemacht, daß dies in einigen Wochen geschehen werde; wir können Beide nicht mehr zurücktreten."

Therese blickte ihn ebenso erstaunt als ängstlich an.

Mit scheinbarer Ruhe und einem zuweilen aufzuckenden sardonischen Lächeln erzählte er ihr ganz rückhaltslos und ohne irgend eine Beschönigung seines Verfahrens zu versuchen, in welch schlimmer pekuniären Lage er sich befinde, weshalb er ihr nachgereist, wie er seinen Abschied gefordert und ihrer Beider Verlobung öffentlich bekannt gemacht habe, und setzte hinzu, daß er gezwungen und entschlossen sei, es nun auf das Aeußerste ankommen zu lassen.

Frau von Liebow zitterte an allen Gliedern, während sie ihm zuhörte, theils von Angst, theils von Empörung. Daß alle Bitten und Vorstellungen diesem Manne, den sie ebenso verachtete als fürchtete, gegenüber nutzlos bleiben würden, begriff sie; ihr blieb nur noch der Versuch übrig, ihm durch festes Benehmen zu imponiren und ihn durch Drohungen zu schrecken.

„Deine Gründe überzeugen mich nicht und werden mich nicht zwingen," entgegnete sie, alle Fassung zusammennehmend; „hattest Du bisher Waffen gegen mich in der Hand, so besitze

ich jetzt eine noch gefährlichere; es wird also das Beste sein, daß wir in Güte unterhandeln."

„Ich verstehe Dich," sagte er höhnisch; „Du drohst mir mit dem Gesetze."

„Nur im Nothfalle. Aber ich bin jetzt fester als je entschlossen, mich nicht für immer an Dich fesseln zu lassen."

„Meinst Du, daß ich alle möglichen Folgen meines Handelns nicht im Voraus berechnet hätte? Das Gesetz hat keine Macht über mich."

Dabei faßte er in die Brusttasche seines Oberrockes und ließ sie den Kolben eines Pistols sehen.

Obgleich Theresen zunächst der Gedanke kam, daß er die Waffe gegen sie gebrauchen könne, zuckte sie doch nicht mit den Wimpern.

„Ehe diese Kugel aber meinem Leben ein Ende macht," fuhr er fort, „wird die ganze Welt mit allen Einzelheiten und Beweisen erfahren, daß Therese von Liebow noch zu Lebzeiten ihres Gemahls die ehebrecherische Geliebte des Rittmeisters von Tannenburg war, desselben Mannes, den sie durch den Bruch ihres Wortes zum Selbstmorde getrieben hat."

Seine Augen, sein ganzes Wesen sagten, daß er keine leere Drohung aussprach. Therese bedeckte das todtenbleich gewordene Gesicht mit den Händen und sank in sich zusammen.

„In zwei Stunden," sagte er kalt, „werde ich wieder anfragen, ob Du Deinen Entschluß geändert und auf welchen Tag Du unsere Hochzeit festgesetzt hast. Bis dahin Lebewohl, meine süße Braut."

Er wandte sich um und verließ das Zimmer, in dem Therese in todtenähnlicher Erstarrung zurückblieb, nachdem sie, die Hände über das Gesicht zusammenschlagend, gestöhnt hatte: „Ich bin verloren — Hugo ist gerächt!"

XVII.

Braut und Frau.

Auf dem Bergschlosse ging es jetzt sehr lebendig her, denn eine Menge von Arbeitern verschiedenen Handwerks waren beschäftigt, dort Alles wieder in Stand zu setzen, was das Raubgesindel zerstört oder beschädigt hatte.

Obgleich die Oberstin dadurch mancher großen Unbequemlichkeit ausgesetzt war, hatte sie sich doch nicht entschließen können, das Haus zu verlassen, denn sie fürchtete das Geräusch eines weniger abgelegenen Ortes. Vielleicht würde sie noch am ehesten eine Einladung Frau von Liebow's für einige Tage angenommen haben, aber diese ließ Nichts von sich sehen und hören, obgleich man doch annehmen konnte, daß das in der ganzen Umgegend verbreitete Gerücht von dem Ueberfalle des Bergschlosses auch zu ihrem Ohre gedrungen sei.

Die Oberstin fühlte sich durch diese Vernachlässigung eigentlich empfindlich berührt; sie ahnte nicht, daß Therese Glücksburg verlassen habe und zur Zeit in Prag krank darniederliege, ebenso wenig, daß ihr Neffe, der Rittmeister, von Olmütz aus ebenfalls dahin gereist sei.

Die drei Frauen auf dem Bergschlosse lebten nun sehr einfach und erfuhren Nichts von der Welt, als was sie in der zu Olmütz erscheinenden Zeitung lasen, die ein Bote täglich von dem nächsten Postamte abholte. Briefe erhielt die Oberstin auch nur selten, und diese bezogen sich dann immer auf Geschäftsangelegenheiten, d. h. die Verwaltung ihres und Selma's Vermögens durch einen Advokaten in Wien.

Eines Tages erhielt aber auch Minna zwei Briefe, deren einen sie schon mit Ungeduld erwartet hatte. Er kam von Wettstern aus Breslau, und dieser schrieb, daß er sich in dem dortigen Lazarethe ganz wohl befinde, nächstens seine Entlassung erwarte, wahrscheinlich aber nicht zu seinem Regimente zurück-

kehren werde, da ihm von einflußreicher Seite Hoffnung gemacht worden sei, daß er bald eine seinen Wünschen entsprechende Civilanstellung erhalten werde; Näheres hatte er darüber noch nicht in Erfahrung bringen können, in seinem Schreiben sprach sich aber heitere Zuversicht und die Hoffnung aus, sich bald mit der Geliebten für immer vereinigen zu können.

Ganz beglückt durch diesen Brief erbrach Minna den zweiten, dessen Couvert, wie sie jetzt erst bemerkte, die Handschrift des Onkels Hohmann trug, und der, nach den vielen Poststempeln und Bemerkungen zu schließen, von Ort zu Ort geschickt sein mußte, bis er sie gefunden hatte.

Sie hatte dem würdigen Manne, der sich beim Abschiede so gütig gegen sie gezeigt, immer eine warme Anhänglichkeit bewahrt, wenn auch seine Anerbietungen von ihr nicht benutzt worden waren, und sein Schreiben, das doch eine wichtige Veranlassung vermuthen ließ, erregte ihr großes Interesse.

Herr Hohmann schrieb einen lamentabeln Brief; der eigentliche Zweck desselben schien nur zu sein, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen, was er wohl anderen, mit den Verhältnissen des Hauses weniger bekannten Personen gegenüber nicht wagte. Er theilte seiner Nichte mit, daß er sich, nachdem sie das Haus verlassen, in demselben viel unheimlicher und verlassener gefühlt habe; seine Gattin hätte sich, wie immer, wenig um ihn gekümmert und in Gesellschaft des Barons von Hirsch alle die Vergnügungen aufgesucht, denen er einmal keinen Geschmack abgewinnen könne und an denen theilzunehmen ihn auch die Sorge für seine Landwirthschaft hindere. Schließlich sei es seiner Emilie dann eingefallen, in ein besuchtes Bad zu reisen, nachdem sie lange über vermuthlich eingebildetes Unwohlsein geklagt, und er habe seine Zustimmung dazu geben müssen. Einige Tage später sei auch Baron von Hirsch verschwunden und leiste nun wahrscheinlich seiner lieben Frau Gesellschaft; diese lasse aber gar Nichts mehr von sich hören, beantworte keinen seiner Briefe und befinde sich vermuthlich gar nicht mehr in jenem Bade, sondern habe eine weitere Reise unternommen; Baron von Hirsch sei ebenfalls noch nicht zurückgekehrt, obgleich in der Erntezeit seine Anwesenheit daheim wohl nothwendig gewesen wäre.

Des alten Herrn Lammesgeduld schien nun durch das Alles ziemlich erschöpft worden zu sein, denn er ließ manchmal in seine Zeilen eine kleine Bitterkeit einfließen, die seinem Herzen sonst fremd gewesen war. Minna bedauerte den guten Onkel herzlich, vermochte aber doch keine rechte Entschuldigung für seine Schwachheit zu finden.

„Da ist nicht zu helfen, das wird immer so bleiben!" sagte sie, über das Unglück des armen Onkels seufzend, zu sich selbst;

„und wenn die Tante Emilie zu alt geworden ist, um in der Welt eine Rolle zu spielen, wird sie vermuthlich ihren ganzen Groll darüber ihren allzu geduldigen Mann entgelten lassen.“

Das war in der That das Prognostikon, das sich allein dem weiteren Verlaufe dieser Ehe stellen ließ.

Minna nahm sich vor, dem Onkel Hohmann bald, so gut, als sie es vermochte, tröstend, zu antworten und führte dies später auch aus, zunächst aber hatte sie einen sehr langen Brief an Wettstern zu schreiben, der ihm neben der Mittheilung ihrer letzten Erlebnisse die Versicherung bringen sollte, daß sie unter allen Verhältnissen sich an seiner Seite glücklich fühlen werde.

Eine andere Neuigkeit traf bald ein, welche die Damen des Bergschlosses in eine lebhafte Bewegung versetzte.

Der Bote holte die Zeitungen gewöhnlich schon des Morgens früh von der Poststation, und bei dem Frühstücke pflegte Minna die Vorleserin derselben abzugeben.

Der politische Theil erregte weniger das Interesse der Damen und wurde meistens nur flüchtig durchgesehen; desto eifriger studirte man die Lokal- und Privatanzeigen, das leichtere Naschwerk.

Als Minna nun eines Morgens wieder ihren Vortrag hielt, ließ sie plötzlich die mit dem Blatte erhobene Hand niedersinken, und ihr Gesicht hatte einen so sprechenden Ausdruck von Ueberraschung und Bestürzung angenommen, daß die Oberstin und Selma ängstlich fragten, welche Nachricht diese Wirkung hervorgebracht habe.

„Aber das ist ja ganz unmöglich!“ stammelte Minna, zu sich selbst sprechend, und laut las sie auf wiederholtes Drängen:

> „Ihre Verlobung beehren sich nachträglich anzuzeigen: Therese, verwittwete Frau von Liebow und Karl Freiherr von Tannenburg, kaiserl. königl. Rittmeister.
> Prag, u. s. w.“

„Unmöglich!“ riefen auch die Oberstin und Selma wie aus einem Munde.

Das Zeitungsblatt ging von Hand zu Hand, und Jede mußte sich erst mit eigenen Augen überzeugen, daß kein Irrthum der Vorleserin obgewaltet habe.

Die Oberstin und ihre Nichte hatten Minna nicht in das frühere, ihrer Meinung nach neuerdings gelöste Verhältniß Frau von Liebow's zu dem Rittmeister eingeweiht, dennoch schien das junge Mädchen am bestürztesten zu sein, was man leicht erklärlich finden wird, wenn man sich erinnert, daß sie unfreiwillige Zeugin der zärtlichen Unterhaltung der schönen Therese und Hugo von Mohrfeldt's im Walde gewesen war.

Alle Drei waren von ihren Gedanken über diese unerwartete Mittheilung so sehr in Anspruch genommen, daß sie lange kein Wort zu wechseln vermochten. Die Oberstin war erfreut, daß ihrem Neffen die glänzende Partie doch nicht entgangen sei, Selma fühlte eine gewisse Erleichterung ihres Herzens darüber, daß, wie sie geargwöhnt, doch wohl kein innigeres Band zwischen Therese und Hugo geknüpft gewesen sein möge, und Minna bedauerte einerseits den Letzteren, denn sie konnte nur annehmen, daß die kokette Frau ihn verrathen habe, andererseits faßte sie von Neuem die Hoffnung, Hugo könne ihrer Freundin doch noch nicht verloren sein.

Endlich fand man wieder Worte, Keiner wollte aber die Empfindungen, die er anfänglich bei dem Lesen der Annonce gehabt hatte, aussprechen; Minna hörte nur so viel, daß schon seit längerer Zeit vor dem Kriege die Rede von einer Verbindung zwischen der schönen und reichen Wittwe und dem Rittmeister gewesen sei.

Wie kamen nun aber diese Beiden nach Prag, und waren sie noch daselbst? Darüber konnte man sich noch von Neuem den Kopf zerbrechen.

Eine Aufklärung traf erst drei Tage später ein und befriedigte auch die Oberstin, die bereits etwas ungehalten auf ihren Neffen geworden war, weil dieser versäumt hatte, ihr noch speziell den Schritt, den er gethan, anzuzeigen. Der Rittmeister schrieb nämlich selbst und entschuldigte sowohl die lange Zögerung, als daß seine Braut nicht selbst einige Zeilen an seine hochverehrte Tante und liebe Cousine beigefügt habe, damit, daß Therese in Prag nicht unbedenklich erkrankt sei und sich nur sehr langsam erhole. Er stellte es so dar, als sei die öffentliche Verlobung eine längst abgemachte Sache; der Ordnung ihrer Verhältnisse halber sei Therese nach Prag gereist und er ihr gefolgt, als er ihre plötzliche Erkrankung daselbst erfahren habe. Uebrigens sprach er in diesem Briefe im heitersten Tone viel von seinem Glücke, von der friedlichen Ruhe, die er, nachdem er seinen Abschied erhalten, in Zukunft auf Schloß Glücksburg, wo er und seine Gattin treue Nachbarn des Bergschlosses sein würden, zu genießen hoffe, und schloß damit, daß er auf der Rückreise von Prag nicht verfehlen würde, sich und seine Braut den theuren Verwandten vorzustellen.

Die Oberstin war durch diesen Brief wieder vollständig versöhnt worden und traf mit großem Eifer alle Vorbereitungen zur Aufnahme des jungen Paares, das doch wenigstens für einen oder einige Tage die Gastfreundschaft des Bergschlosses annehmen mußte.

Besonders peinlich waren die Gefühle Minna's, und doch

war sie sehr begierig, zu sehen, wie sich die Braut, der sie jetzt gerade nicht mehr hohe Achtung zollen zu dürfen glaubte, benehmen werde.

Die allseitige Erwartung blieb nicht zu lange gespannt; ungefähr acht Tage späte meldete der alte Franz, der, von seiner Herrin benachrichtigt, förmlich Wache hielt, daß ein mit Extrapostpferden bespannter Reisewagen sich dem Schlosse nähere, und die Damen hatten gerade noch Zeit gehabt, eine letzte Hand an ihre Toilette zu legen, als die Erwarteten schon vor der großen Eingangsthür abstiegen.

Der Rittmeister sah sehr wohl und munter aus; obgleich er nicht mehr die glänzende Husarenuniform, sondern sehr elegante Civilkleidung trug, schien er sich nur zu seinem Vortheile verändert zu haben, denn seine Wangen blühten und in seinen lebhaften Augen spiegelten sich Glück und Zufriedenheit wieder.

Wie sehr stach dagegen Frau von Liebow, die Braut, ab! Nur mühsam verließ sie den Wagen und stützte sich mit krankhafter Schwerfälligkeit, die auch ihr Gang verrieth, auf den Arm ihres Verlobten. Sie war einfach gekleidet, aber auch dabei ließ sich eine Nachlässigkeit bemerken, die man an der eleganten Frau sonst nicht gewöhnt war. Wangen und Augen waren eingefallen, letztere hatten nur einen matten, erstorbenen Glanz, und um die sonst immer lächelnden Lippen zeigte sich ein Zug von schwermüthigem Ernst.

„Mein Gott, wie hat sich Therese durch ihre Krankheit verändert!“ flüsterte Selma ihrer Tante zu, neben der sie mit Minna am Fenster stand.

Auch die Oberstin schüttelte den Kopf, und man sah ihr die Theilnahme, die sie empfand, an.

„Geht schnell hinab, Kinder,“ sagte sie zu den beiden Mädchen, „und unterstützt sie auf der Treppe; Karl kann die Arme ja kaum von der Stelle bringen.“

Die Mädchen gehorchten; unterwegs bemerkte Selma mit einem heimlichen Seufzer:

„Mein Vetter Karl muß recht glücklich sein, er strahlt förmlich von Entzücken — und er hat sie auch gewiß recht lieb, denn er geleitete sie so sorgsam die Vortreppe hinauf.“

Minna antwortete Nichts darauf; sie dachte nur, daß, wenn der Bräutigam sich auch glücklich fühlen möge, die Braut dies doch gewiß nicht sei; seitdem sie Therese so gesehen, hatte sich ihr die Ahnung aufgedrängt, diese Frau, die Hugo von Mohrfeldt so warm ihrer Liebe versichert und so bestimmte Pläne für ihre Zukunft mit ihm entworfen hatte, sei das Opfer irgend welcher geheimen Verhältnisse geworden, und nicht die kurze Krankheit habe sie so sehr verändert, sondern eine Dornenkrone

drücke schwer ihre Stirn statt der bräutlichen. Sie fühlte jetzt Mitleid mit ihr.

Als der Rittmeister die ihm und Theresen entgegenkommenden beiden jungen Mädchen erblickte, begrüßte er sie mit lautem Freudenrufe und machte dann einen Wortschwall, der von der heitersten Laune zeugte und deshalb, im Hinblick auf die Leidende an seinem Arme, einen keineswegs angenehmen Eindruck machte. Therese dagegen, die sich augenscheinlich so viel, als sie vermochte, zusammennahm, reichte ihnen mit wehmüthigem Lächeln die Hand und fragte mit leicht vibrirender Stimme:

„Nicht wahr, Sie erkennen mich kaum wieder? — Mir kommt es vor, als sei ich um zehn Jahre älter geworden."

„Eine ganz naturgemäße Schwäche und Folge des Fiebers, meine Theure," beeilte der Rittmeister sich dazwischenzuwerfen; „ich bin überzeugt, daß Du in einigen Wochen wieder wie eine Rose blühen wirst. Aber Sie sehen blaß und angegriffen aus, Cousine Selma; haben Sie den Schreck, den Sie bei der Belagerung des Bergschlosses ausgestanden, noch nicht überwunden?"

Selma erröthete und erwiederte nur kurzhin, daß sie sich in der That nicht recht wohl fühle.

Die Oberstin empfing ihre Gäste in einem Zimmer der oberen Etage, das während der Reparaturen im Hause einstweilen den Gesellschaftssalon vertreten mußte; sie küßte Therese zärtlich, erkundigte sich nach ihrem Befinden und überhäufte sie und den Neffen mit Glückwünschen, welche Letzterer sehr enthusiastisch, Therese aber still und ernst aufnahm. Man konnte darin um so weniger etwas Auffälliges finden, — wenigstens fanden es die Oberstin und Selma nicht — als sie versicherte, die Krankheit habe ihre Nerven durch und durch erschüttert und große körperliche Schwäche zurückgelassen.

Therese hatte erst von dem Rittmeister, wie sie sagte, den Unfall, der das Bergschloß betroffen, vernommen und war ganz erstaunt über die angerichtete Verwüstung, deren Spuren noch bei Weitem nicht hatten verwischt werden können. Die Oberstin war bei Schilderung der verhängnißvollen Nacht redseliger als sonst.

Der Rittmeister, der die Geschichte schon kannte und zweifellos seinen ehemaligen Nebenbuhler nicht gern noch einmal loben hören mochte, unterhielt sich inzwischen mit Selma, und Minna hatte hinreichende Muße, ihre Beobachtungen fortzusetzen.

Sie hörte, daß die Oberstin von dem Lieutenant von Mohrfeldt sprach, und sah, wie Therese dabei die Farbe wechselte und wie ihre Hand zitterte, wie sie mit Spannung an dem Munde der alten Dame hing und sich doch alle erdenkliche Mühe gab,

nicht zu verrathen, in welch' hohem Grade sie die Erzählung interessire. Allerdings hatte Hugo ihr bei seiner letzten Anwesenheit in Glücksburg schon das Abenteuer mitgetheilt, aber in seiner Bescheidenheit doch Manches, was sich gerade auf ihn bezog, verschwiegen.

„Mohrfeldt ist ihr doch nicht gleichgültig," dachte Minna. „Wie ist es nur möglich, daß diese Frau, die so reich und unabhängig ist, unter solchen Umständen einem Anderen ihre Hand reichen konnte?"

Einmal verstand sie nicht, was die Oberstin zu Therese sagte, denn Erstere hatte ihre Stimme bis zum Flüstern gedämpft und sich näher zu Jener geneigt.

Die Oberstin, die doch nicht ganz Herrin ihrer Neugierde bleiben konnte, fragte nämlich lächelnd:

„Warum haben Sie uns denn aber mit dem Vorgeben getäuscht, liebe Therese, daß Ihre Verlobung mit Karl sich gelöst habe?"

„Es ist dies ein Geheimniß, das nicht mir allein gehört," erwiederte Therese ausweichend.

Als die Unterhaltung später wieder allgemein wurde, nahm Frau von Liebow nur geringen Antheil an derselben; sie hatte sich im Sopha zurückgelehnt und schloß zuweilen die Augen, als könne sie der Mattigkeit nicht widerstehen. Für ein aufmerksames Auge war es nicht schwer zu erkennen, daß sie die Lage, in der sie sich befand, ungemein peinige. Das bemerkte Minna nicht allein, sondern auch, was ihr ebenfalls nicht entging, der Rittmeister; dieser warf zuweilen auf seine Braut, die er sonst mit großer Galanterie und selbst Zärtlichkeit behandelte, einen heimlichen Blick, der durchaus nicht Theilnahme oder Liebe verrieth, sondern nur eine strenge Mahnung enthielt.

Minna wurde es immer klarer, daß Therese von Liebow sehr unglücklich in ihrem Brautstande und ein Opfer des Rittmeisters sei, der eine geheimnißvolle Macht über sie besitzen müsse.

„Darf man denn auch fragen," meinte später die Oberstin, „ob und zu wann der Tag der Hochzeit schon festgesetzt ist?"

„Gewiß, verehrte Tante," erwiederte der Rittmeister schnell, während Frau von Liebow die Augen niedersenkte; „wir würden nicht verfehlt haben, Ihnen noch vor unserer Abreise den Tag mitzutheilen, an dem wir Sie und Ihre jungen Damen jedenfalls auf Schloß Glücksburg zu sehen hoffen. Therese hat meinen dringenden Bitten nachgegeben und die Stunde, die mich vollkommen glücklich machen soll, nicht zu weit hinausgeschoben; unser Aufgebot wird ein für alle Mal am nächsten Sonntag stattfinden und acht Tage später die Hochzeit."

Die Damen waren ganz überrascht durch diese Eile.

„Wir beabsichtigen, unsere Vermählung nur in einem engen Gesellschaftskreise vollziehen zu lassen," setzte der Rittmeister hinzu; „Therese wünscht es so, und als galanter und liebender Bräutigam ehre ich ihren Willen. Außer unseren lieben Verwandten wird Niemand von uns eingeladen, als ein paar meiner Kameraden und ihre Frauen. Sie, verehrte Tante, übernehmen es gewiß, meine Braut zum Altare zu führen?"

„Von Herzen gern," antwortete die Oberstin, mit freundlichem Lächeln Theresens Hand nehmend, die ihren Druck leise erwiederte.

„Und Cousine Selma bitte ich, so gütig zu sein, meine Therese bei ihrer Brauttoilette zu unterstützen."

Das Fräulein mußte ebenfalls zusagen. Auch für Minna fügte der Rittmeister gleich eine höfliche Einladung hinzu, die sie unter der Voraussetzung annahm, daß sie bis dahin durch ihren Bräutigam noch nicht die Aufforderung erhalten habe, in die Heimath zurückzukehren.

Therese hatte diesen Verhandlungen mit vollständiger Theilnahmlosigkeit zugehört, obgleich ihr der Rittmeister von Zeit zu Zeit wieder einen Seitenblick zugeworfen hatte; trotzdem er sich bemühte, heiter und unbefangen zu sein, konnte man bei schärferer Beobachtung doch bemerken, daß er nicht ganz zufrieden sei.

„Die Reise scheint Dich sehr erschöpft zu haben, mein Kind," meinte er bald darauf in einem Tone, der mehr spitzig als theilnahmvoll klang.

„Es ist so," erwiederte sie, „und wenn es mir die Frau Oberstin erlauben wollte —"

„Deine gnädige Tante," verbesserte der Rittmeister.

„O ja, ich bitte recht sehr, mir den vertraulichen Namen zu geben," schaltete die alte Dame ein.

„Die gnädige Tante," fuhr Therese fort, „erlauben wollte, so würde ich vorziehen, mich schon jetzt zur Ruhe zu begeben. Du, Karl, brauchst Dich deshalb nicht der angenehmen Gesellschaft zu entziehen; eine von den jungen Damen ist gewiß so gütig, mich nach meinem Schlafzimmer zu führen."

Es war schon vorher verabredet worden, daß das Brautpaar die Nacht und den nächstfolgenden Vormittag noch auf dem Bergschlosse bleiben solle, ehe es die Reise nach Glücksburg fortsetze.

Der Rittmeister runzelte leicht die Stirn, schwieg aber. Natürlich hatte die Oberstin keine Einwendung gegen Theresens Wunsch zu machen, und Selma bot sich sogleich an, der Letzteren behülflich zu sein.

Therese reichte Jedem die Hand, fast ohne ein Wort zu

sprechen; als die Oberstin und Minna den Wunsch äußerten, daß sie sanft und schmerzlos unter diesem Dache ruhen möge, nickte sie nur leicht mit dem Kopfe. Auch von ihrem Bräutigam nahm sie durchaus nicht zärtlich Abschied, sondern ließ sich, ohne eine Bewegung zu verrathen, von ihm die Hand küssen; was ihn betraf, so schien er nicht im Mindesten um sie besorgt zu sein und durch ihre Entfernung auch nicht in seiner Heiterkeit gestört zu werden.

„Bist Du denn ihrethalben nicht besorgt, Karl?" fragte die Oberstin, als sich die Thür hinter Frau von Liebow und Selma geschlossen hatte, und man hörte ihr an, daß sie über das Benehmen ihres Neffen verwundert war.

„O nein," erwiederte er lächelnd; „der Arzt hat mich versichert, daß durchaus keine Gefahr vorhanden und daß diese Schwäche eine ganz natürliche sei; in acht Tagen wird sich Therese wieder ganz so wohl befinden wie ich."

Es lag Etwas in der Art und Weise dieses Mannes, das Minna verletzte und sie vollständig gegen ihn einnahm; freilich kam davon auch viel auf Rechnung ihrer vorher erwähnten Vermuthungen; sie glaubte zu fühlen, daß er kein guter Mensch sei, und befand sich unheimlich in seiner Nähe.

Selma kehrte bald wieder und berichtete, Therese habe sich niedergelegt und verlangt, allein gelassen zu werden. Der Rest des Abends verging bei einer Unterhaltung, welche hauptsächlich der Rittmeister zu beleben suchte, die aber für alle Betheiligten gerade nicht viel Interessantes hatte.

„Was denkst Du von der Heirath Deines Vetters, liebe Selma?" fragte Minna, als sich die beiden jungen Mädchen in ihr gemeinsames Schlafzimmer — sie benutzten jetzt ein solches — zurückgezogen hatten.

„Ich kann mich bei dem Anblicke dieses Brautpaares," erwiederte die Gefragte zögernd, „besonders der Braut, nicht ganz schlimmer Ahnungen erwehren; es kann keine gute Vorbedeutung sein, daß sie in diesem kränklichen Zustande ihre Hochzeit feiert, und wenn ich an Stelle Vetter Karls wäre, würde ich diesen Tag nicht so sehr zu beeilen suchen; sie selbst scheint ihn nicht dazu zu drängen."

„Ich glaube sogar," meinte Minna, die Selma gegenüber fast kein Geheimniß mehr hatte, „daß sie die Hochzeit noch recht weit hinausschieben möchte."

„Wieso?"

„Weil sie weder Deinen Vetter sonderlich zu lieben scheint, noch er sie."

„Ach, Minna, das wäre ja schrecklich, ohne Liebe zu hei-

rathen!" rief Selma mit tiefstem Gefühle. „Was sollte sie auch zu einem solchen Entschlusse veranlassen?"

„Das habe ich mich auch schon gefragt und kann das Geheimniß, das hier jedenfalls im Spiele ist, nicht enträthseln, da ich die früheren Verhältnisse Beider gar nicht kenne."

Minna hatte schon früher mit sich gekämpft, ob sie ihrer jungen Freundin anvertrauen solle, was sie damals im Walde belauscht hatte — sie würde dies nur in der Absicht gethan haben, Selma vor der sie beherrschenden Leidenschaft für Hugo zu warnen — aber es war ihr doch zu bedenklich erschienen, dieses Geheimniß zu verrathen, und sie hatte Selma damit auch zu wehe zu thun gefürchtet: diese Rücksichten hielten sie auch jetzt wieder ab, sich ganz offen auszusprechen.

„Ich glaube doch, daß Du Dich irrst," meinte Selma. „Im Vertrauen will ich Dir nur sagen, beste Minna, daß mein Vetter Karl sich schon seit dem Tode des Herrn von Liebow, dessen persönlicher Freund er gewesen war, um die Wittwe bewirbt und daß wir, die Tante und ich, einigen ziemlich deutlichen Aeußerungen zufolge, die er gemacht hatte, uns lange für überzeugt hielten, Therese begünstige ihn und habe ihm ihre Hand nach Verlauf des Trauerjahres versprochen, wollte aber aus leicht begreiflichen Rücksichten die Sache noch geheim gehalten wissen. Erlaubte die Tante sich im vertraulichen Kreise Anspielungen darauf, so wies Therese dieselben keineswegs entschieden zurück, schien sie sogar nicht ungern zu hören, bestätigte aber auch niemals geradezu unsere Vermuthung. Bald nach ihrer Rückkehr von ihrem böhmischen Gute Rosenau nach Glücksburg im Sommer dieses Jahres erklärte sie uns indessen bei dem ersten Besuche, den wir ihr machten, daß ihr Verhältniß zu Karl gelöst sei, und seitdem haben wir sie heute zum ersten Male wieder mit ihm zusammen gesehen. Demnach scheint die alte Liebe, die äußere Verhältnisse eine Zeit lang in den Hintergrund gedrängt haben mögen, in ihnen doch wieder erwacht zu sein und jetzt nur eine Versöhnung stattgefunden zu haben."

Dieser Ansicht nun konnte Minna allerdings nicht sein, schwieg aber; sie wollte sich ein weiteres Urtheil erst dann bilden, wenn sie die Braut bei der Hochzeit beobachtet hätte. Einmal, als sie vor dem Einschlafen noch über diese sonderbaren Umstände nachdachte, kam es ihr in den Sinn, ob es nicht ihre Pflicht — gewissermaßen als Freundin Hugo's — sei, diesem mitzutheilen, daß sich Frau von Liebow in acht Tagen zu vermählen gedenke, aber theils kannte sie nicht den jetzigen Aufenthalt des Adjutanten und es war daher sehr wahrscheinlich, daß er ihren Brief zu spät empfangen werde, theils fand sie diese

Aufgabe auch zu delikat und schwierig — sie hätte ja dadurch verrathen müssen, daß sie in sein Herz geblickt habe.

Der für die Hochzeit bestimmte Tag war gekommen. Am Morgen schon fuhr Selma allein nach Glücksburg hinüber, um das ihr angetragene Amt als Brautjungfer zu erfüllen, am Nachmittage folgten die Oberstin und Minna. Die Trauung sollte im Schlosse zur Abendzeit stattfinden und ihr nur ein einfaches Souper folgen.

Es war ein trüber, rauher Herbsttag, der erste nach anhaltendem schönen Sommerwetter. Das machte auf Minna einen noch niederschlagenderen Eindruck, als sie schon ohnehin empfand; die Oberstin dagegen war ungewöhnlich heiterer Stimmung, denn sie freute sich über das Glück ihres Neffen, der bei der förmlich erlassenen Einladung einige Zeilen des Inhalts beigefügt hatte, daß Therese sich wieder ganz wohl befinde.

Schloß und Dorf Glücksburg hatten an diesem Tage einen festlichen Anstrich; ersteres war an verschiedenen Stellen mit Kränzen und Guirlanden geschmückt, und in seiner Umgebung tummelten sich die Dorfbewohner beiderlei Geschlechts in ihrem besten Staate umher, neugierig, die ankommenden Gäste zu sehen, und um nach Vollziehung der Trauung dem herrschaftlichen Paare ihre Glückwünsche abzustatten.

Auf dem Schloßhofe standen mehrere Equipagen, welche die Gäste von Olmütz gebracht hatten. Als die Oberstin und Minna vor dem großen Portale aussteigen wollten, eilte ihnen der Rittmeister entgegen und begrüßte sie ebenso freundlich als achtungsvoll.

Er trug an diesem Tage wieder die glänzende Husaren-Uniform und sah sehr wohl und glücklich aus; selbst Minna konnte, trotz ihrer Abneigung, sich nicht verleugnen, daß er ein schöner Mann sei. Unter heiteren Scherzen bot er den Damen den Arm und führte sie in den glänzenden Gesellschaftssaal, wo die übrigen Gäste sich bereits versammelt hatten. Gegenseitige Vorstellungen folgten.

Der erwähnte Saal war prachtvoll dekorirt und machte bei der brillanten Kerzenbeleuchtung einen imposanten Eindruck; im Hintergrunde war eine Art Altar errichtet, mit den kostbarsten Teppichen behangen und überreich mit Blumen geschmückt.

Die Gesellschaft setzte sich, außer dem Prediger, aus ungefähr fünfzehn oder sechszehn Personen zusammen, meistentheils Herren in militairischer Gala-Uniform und einigen Damen, die glänzende Toiletten gemacht hatten.

Da Niemand mehr erwartet wurde, sollte die feierliche Ceremonie beginnen. Der Rittmeister geleitete seine Tante nach

den Zimmern der Braut, damit sie dieselbe von dort zum Altare führe; gleich darauf kehrte er mit Selma zurück.

Wie Minna sogleich bemerkte, befand sich ihre Freundin in einer Aufregung, die sie den Augen der Andern nur mühsam zu verbergen vermochte; sie sah ungewöhnlich bleich aus. Sobald sie an Minna's Seite gelangt war, flüsterte sie dieser, während der Prediger an den Altar trat und die ganze Gesellschaft sich vor letzterem in einem Halbkreise gruppirte, zu:

„Ich kann Dir gar nicht beschreiben, Minna, wie lebhaft ich wünsche, daß Alles erst vorüber wäre!"

„Weshalb?" fragte Jene, welche die Antwort schon halb errieth.

„Du hast Recht gehabt. Therese ist nicht glücklich. Ich habe die peinlichsten Stunden neben ihr verlebt. Du wirst sie gegen damals, als sie uns ihren letzten Besuch abstattete, heute nur zu ihrem Nachtheile verändert finden; das kann nicht mehr eine Folge der Krankheit sein. Sie hat sich darüber nicht zu mir ausgesprochen, fast kein Wort mit mir gewechselt, aber ihr geisterhaftes Ansehen, ihre nur halb unterdrückten Seufzer bei jedem Stücke des Brautschmuckes, das ich ihr anlegen half, kurz, ihr ganzes Wesen und Benehmen haben mir genug gesagt. O ich hätte mit ihr weinen mögen, um ihr und mein schweres Herz zu erleichtern, aber sie bewies mir auch nicht das mindeste Vertrauen, und ich bin überzeugt, daß sie zu schwer leidet, um Thränen finden zu können. Was ist es nur mit dieser Frau? — Wenn man dagegen den Vetter Karl ansieht! — Aber still! da kommt sie! — Gott verhüte, daß wir ein Unglück erleben!"

Therese trat an der Hand der Oberstin durch die weit geöffnete Flügelthür. Sie trug eine weiße Atlasrobe mit reicher Spitzengarnitur und keinen anderen Schmuck, als im Haare einen Kranz von Myrthen mit Orangeblüthen, von dem ein langer Schleier niederfiel. Obgleich sie todtenblaß war, wie schon Selma gesagt, hatte ihre Schönheit doch Nichts eingebüßt, und das starre, funkelnde Auge gab derselben noch einen eigenthümlichen Reiz mehr; die fest aufeinander gepreßten Lippen verriethen, daß sie alle Kraft anwandte, um vor der Gesellschaft, die sie erwartete, fest aufzutreten.

Dennoch schien sie, als sie einige Schritte in den Saal hinein gemacht und die vielfachen Verbeugungen, bei denen sich Aller Augen auf sie richteten, mit ernster Würde erwiedert hatte, einem Anfalle von Schwäche unterliegen zu wollen, denn sie wankte und mußte statt der Hand den Arm der Oberstin nehmen, um sich zu stützen; dann setzte sie langsam ihren Weg nach dem Altar fort.

Alle Anwesenden waren augenscheinlich betroffen über das Aussehen der Braut. Niemand zweifelte daran, daß sie das Bündniß mit dem Rittmeister aus freier Wahl und wirklicher Neigung schließe, und wenn man sich auch die Zaghaftigkeit eines jungen Mädchens bei einem für die Zukunft so entscheidenden Schritte hätte erklären können, so fiel dieses Benehmen bei einer Wittwe, die den verstorbenen Gatten zweifellos nicht einmal so zärtlich geliebt hatte, daß die Erinnerung an ihn ihr in diesem Augenblicke peinliche Schmerzen verursachen konnte, um so mehr auf. Selma drückte krampfhaft den Arm Minna's.

Wieder sah Letztere deutlich, wie aus des Rittmeisters Augen förmliche Blitzstrahlen, die einer unheimlichen Drohung glichen, auf seine Braut schossen, wie diese, davon getroffen, zusammenzuckte und sich dann mit erneuter Kraft aufrichtete, aber der frühere Ausdruck ihres Gesichtes blieb doch.

Die Oberstin führte nun Therese ihrem Neffen zu; er küßte dieser die Hand, die sichtlich in der seinigen zitterte, und trat mit ihr vor den Altar; hinter dem Paare stellten sich die alte Dame und zwei Offiziere als Trauzeugen auf.

Von da an verlief die Trauungsceremonie in ihrem gewöhnlichen Gange; der Rittmeister blickte frei und stolz auf den Prediger und zuweilen auf die Umstehenden, Therese schlug nicht ein einziges Mal die Augen vom Boden auf. So kräftig der Bräutigam auf die Frage des Geistlichen antwortete, so tonlos erklang das „Ja" von den Lippen der Braut; — die Ringe wurden gewechselt, der Segen gesprochen, und die Ceremonie war zu Ende.

„Gott sei gelobt!" flüsterte Selma, die unaussprechliche Angst ausgestanden hatte, ihrer Freundin zu.

Der Rittmeister umfaßte seine Frau und drückte einen Kuß auf ihre Stirn, die Zeugen und die übrigen Gäste traten näher hinan, um ihre Gratulationen abzustatten, da änderte sich plötzlich die Scene.

Als der Rittmeister sich umwenden wollte, bemerkten er und alle Andern erst, daß die Braut ohnmächtig in seinen Armen lag. Allgemeine Bestürzung trat ein; mehrere Damen schrien laut auf vor Schreck, die Herren liefen durcheinander, um Hülfe zu suchen.

Das Gesicht des Rittmeisters war auf einmal sehr finster geworden; er sagte kein Wort, sondern machte nur eine beruhigende oder jede Einmischung abwehrende Bewegung mit der Hand, flüsterte seiner Tante die Bitte zu, ihm zu folgen, nahm die Ohnmächtige auf seine Arme und trug sie hinaus. Die Oberstin winkte ihrer Nichte, sie zu begleiten, und Minna, so tief erschüttert sie sich durch die unerwartete Scene fühlte, konnte

der Versuchung nicht widerstehen, sich ihnen anzuschließen. Die fremden Gäste blieben allein zurück und flüsterten sich ihre Vermuthungen und ihr Bedauern über die Störung des gehofften fröhlichen Abends gegenseitig zu.

Indessen hatte der Rittmeister Therese in ihr Schlafzimmer getragen und daselbst auf ein Ruhebett niedergelegt. Immer noch finsteren Blickes wandte er sich zu den drei Damen um und sagte:

„Es wird hoffentlich bald vorübergehen; ein fataler Zufall! Sie ist auch gar zu nervenschwach! — Sie werden gewiß alles Mögliche thun, sie wieder in das Bewußtsein zurückzurufen, ich will nur die Gäste zu beruhigen suchen und kehre bald wieder."

Nach diesen keineswegs von großer Theilnahme zeugenden Worten, die er sehr hastig gesprochen hatte, verließ er das Zimmer, und die Damen konnten nicht umhin, sich mit mißbilligenden Mienen anzublicken.

Ein Arzt war nicht in der Nähe, und der Rittmeister schien es nicht für nothwendig zu halten, nach Olmütz zu schicken, um einen solchen holen zu lassen; die Oberstin und die beiden Mädchen sahen sich daher auf die ihnen bei solchen Vorkommnissen bekannten Hülfsmittel beschränkt und wandten dieselben eifrig an.

Es verging wohl eine Viertelstunde, bis Therese wieder zu sich kam; die Erinnerung war ihr auch sogleich wiedergekehrt, denn sie versuchte eine kurze Entschuldigung der durch sie verursachten Störung, bedankte sich für die ihr geleistete Hülfe und setzte hinzu, sie fühle sich so schwach und krank, daß sie in der Gesellschaft nicht wieder erscheinen könne und sich sogleich zur Ruhe legen wolle. Nach ihrem Manne fragte sie mit keinem Worte.

Man mußte ihr den Willen thun, und als sie zu Bett gebracht worden war, bat sie dringend, daß man sie allein lassen möge.

In diesem Augenblicke erst kam der Rittmeister zurück. Er schien unzufrieden mit dem Entschlusse seiner Frau, schwieg aber auf die ernsten Vorstellungen der Oberstin; die wohl auch schon eine andere Ansicht als bisher von dem Verhältnisse der beiden jungen Eheleute gewonnen haben mochte. Mit ihr und den jungen Mädchen kehrte er nach dem Gesellschaftssaale zurück; wie er sich aber auch bemühen mochte, daselbst den Vorfall als unbedeutend darzustellen und einen heiteren Ton einzuführen, blieb die Stimmung der Gesellschaft doch gedrückt, und nach eingenommenem Souper empfahlen sich die Gäste bald und kehrten nach Olmütz zurück, die Erinnerung an ein total verfehltes

Freudenfest mit sich nehmend. Die Damen vom Bergschlosse mußten die Nacht über in Glücksburg bleiben, keine von ihnen konnte aber mehr zu Theresen gelangen, denn ihre Zofe meldete, daß sie schlafe und besonders gewünscht habe, nicht gestört zu werden.

Erst am anderen Morgen, kurz vor ihrer Abfahrt, nahm die junge Frau ihren Besuch an, wobei auch der Rittmeister zugegen war; sie erschien dieses Mal um Vieles gefaßter, sprach die Hoffnung aus, ihre Freundinnen vom Bergschlosse recht oft bei sich zu sehen oder dort besuchen zu können, und wechselte auch mit ihrem Manne einige Worte, die von beiden Seiten ganz freundlich klangen.

„Sie sehen, verehrteste Tante, daß Alles wieder gut ist," sagte der Rittmeister, als er die drei Damen zu ihrem Wagen geleitete, denn er mochte doch schon eine Ahnung davon haben, daß ihn die alte Dame seit gestern mit weniger freundlichen Augen betrachte; „Therese und ich werden hier wie die Tauben leben, und der unglückliche Vorfall von gestern wird keine schlechte Vorbedeutung für das Glück unserer Ehe gewesen sein."

„Das gebe Gott!" sagte die Oberstin aus tiefstem Herzen.

Auf der Heimfahrt sprachen die drei Damen kaum ein Wort zu einander; jede hing ihren Gedanken nach, und dieselben führten alle zu dem gleichen Resultate, daß das junge Paar nicht zu beneiden sei.

Der Rittmeister kehrte, als diese letzten Gäste das Schloß verlassen hatten, nicht in das Schlafgemach seiner Gemahlin zurück, sondern begab sich nach dem Eckzimmer in der unteren Etage, das Hugo von Mohrfeld als Verwundeten eingeräumt gewesen war und das er jetzt zu seinem sogenannten Arbeitskabinete bestimmt hatte.

Ein lustiges Liedchen trällernd und eine Cigarre rauchend, ging er eine Weile auf und nieder, wobei er sich mit keineswegs unangenehmen Gedanken zu beschäftigen schien, denn er lächelte zuweilen ganz befriedigt.

Es wurde leise an die Thür geklopft, und auf seinen Ruf erschien Johann, der ihm einen von der Post abgeholten Brief von mächtigem Umfange überreichte und sich dann, auf seinen Wink, wieder zurückzog.

Der Rittmeister erbrach das Schreiben, durchlas es und warf es dann zu anderen Papieren auf seinem Schreibtische.

„Den erbetenen Abschied in Gnaden erhalten!" murmelte er vor sich hin. „Das ist gut, ich bin jetzt mein freier Herr!"

Ein Weilchen später setzte er sich an den Schreibtisch, nahm einen rosafarbenen Briefbogen und schrieb:

„Meine theure, innig geliebte Ninette!

Verzeihe, daß ich Dir nur wenige Worte in Eile schreibe, denn noch brennt mir der Kopf von allem in den letzten Tagen Erlebten; Ausführlicheres erfährst Du nächstens mündlich von mir. Meine Hochzeit hat gestern stattgefunden, nachdem ich kurz zuvor noch manchen heißen Kampf mit Theresen zu bestehen gehabt. Gestern vor dem Altare und allen Trauzeugen schlug sie mir noch das letzte Schnippchen, indem sie ohnmächtig in meinen Armen liegen blieb; ich bin überzeugt, daß keine Verstellung dabei im Spiele war. Meiner Geistesgegenwart und Ruhe gelang es indessen, jeden Eklat zu vermeiden.

Was Dich und den lieben kleinen Charles nun anbetrifft, so werdet Ihr schon in den nächsten Tagen das allerliebste, mitten im Garten und in reizender Gegend gelegene Häuschen — Du wirst es nicht mit Unrecht eine kleine Villa nennen — beziehen können, das ich vorläufig gemiethet habe. In einer Stunde kann ich von hier aus bei Dir sein, und wir können dort ganz ungestört unserem Glücke leben.

Meine liebe Frau wird es sich wohl nicht einfallen lassen, den häuslichen Drachen zu spielen und mich allzu oft an sich fesseln zu wollen, denn ich habe bereits begonnen, ihr die Ueberzeugung beizubringen, daß ich ihr und des Hauses Herr zu sein gedenke.

Diesen Brief bringe ich noch heute selbst zur Post nach Olmütz, denn augenblicklich habe ich noch keinen ganz zuverlässigen Boten.

Vergieße keine Thräne über meine Scheinehe, theurer Engel, denn Deine funkelnden Augensterne könnten dadurch getrübt werden. Sei herzlich gegrüßt und küsse das Kind von

Deinem treuen Karl."

XVIII.

Entwickelungen.

Als Hugo von Mohrfeldt seine letzte Unterredung mit Frau von Liebow gehabt, hatte er sich sogleich nach Hause begeben, sich aber nicht im Stande gefühlt, seinen Verwandten unter die Augen zu treten; als er bald darauf Theresens Brief erhalten und zurückgesandt hatte, war er in das Freie hinausgeeilt, wo er auf einem weiten Wege sein erhitztes Blut abzukühlen suchte. Er bereute durchaus nicht, was er gethan und gesprochen hatte, und dennoch verursachte die Erinnerung daran, wie er die noch vor Kurzem so heißgeliebte schöne und hochstehende Frau jetzt so tief vor sich gedemüthigt gesehen hatte, seinem Herzen bitteren Schmerz; ihre Schuld mußte doch sehr groß sein, wenn sie selbst, die bisher ein so geschicktes Spiel mit ihm getrieben, nicht einmal eine Entschuldigung dafür fand, und er konnte sich von dem Vorwurf freisprechen, daß er sie zu streng bestraft habe.

In der festen Ueberzeugung, daß sie seiner Liebe nicht werth sei und ihm nie das gehoffte Glück zubringen könne, hatte er seiner Leidenschaft Schweigen geboten und war auch wirklich ihrer Herr geworden — denn Hugo konnte Alles verzeihen, nur gegen Verbrechen wider die Ehre war er unnachsichtlich — aber dennoch war es ihm schmerzlich, daß er diese Frau in einem so großen Schwächezustande hatte zurücklassen müssen, und er konnte sich der Beunruhigung um ihr ferneres Schicksal nicht enthalten. Der Kampf wäre ihm leichter geworden, wenn sie gewagt hätte, ihm stolz entgegenzutreten, und wenn sie sich vielleicht auch nur so gestellt hätte, als entsage sie seiner Liebe und Freundschaft leicht. In seine Verachtung mischte sich jetzt auch das Mitleid, so sehr er sich gegen solche weiche Empfindungen sträubte, die er in diesem Falle nicht gelten lassen zu dürfen glaubte.

Erst spät am Abende kehrte er in das Haus seines Vaters zurück, wo man ihn bereits mit Ungeduld und Besorgniß erwartete.

Obgleich schon mehrere Stunden seit der aufregenden Scene

vergangen waren, konnte doch Jeder noch bemerken, daß ihm etwas ganz Besonderes zugestoßen sein müsse, aber seine ernsten Mienen schreckten von Fragen ab, die zu beantworten er wohl nicht geneigt gewesen wäre. Erst als er sich mit Hermann Günther in ihr gemeinsames Schlafzimmer zurückgezogen hatte, schüttete er diesem sein Herz aus.

Die beiden Freunde verbrachten den größten Theil dieser Nacht im Gespräche, und die verständigen Worte des Ober-Lieutenants, der das Geschehene billigte, verfehlten nicht, viel zu Hugo's Beruhigung beizutragen. Hermann versprach ihm auch, sich am anderen Tage in dem Hotel zu erkundigen, ob und wohin Frau von Liebow abgereist sei, und brachte alsdann die Nachricht zurück, sie habe schon einige Stunden nach des Adjutanten Entfernung das Haus verlassen und durch den Bedienten ihr Reisegepäck nach dem böhmischen Bahnhofe schaffen lassen.

So schien sie denn also jeden weiteren Versuch aufgegeben zu haben, noch einmal mit dem früheren Geliebten wieder in die Verbindung zu treten, die sie selbst verscherzt hatte, und er konnte nicht daran zweifeln, daß er sie zum letzten Male gesehen habe. Unwillkürlich seufzte er doch leise, aber er wandte sich dabei um, damit Hermann nicht eine Erregung bei ihm bemerke.

Nachdem Hugo sich nun über den Gesundheitszustand seiner Schwester vollständig hatte beruhigen können, dachte er, obgleich sein Urlaub noch nicht abgelaufen war, schon an die Rückkehr zu seinem Regimente. Er fühlte, daß er der Zerstreuung bedürfe, und glaubte, diese in seinem Dienste eher zu finden als in dem Vaterhause, wo ihn die beobachtenden Blicke des Obersten und Emma's doch zuweilen genirten; übrigens wußte er auch, daß Major von B— ihn sehr vermissen werde, und es drängte ihn, dem alten Herrn, seinem ersten Vertrauten und väterlichen Freunde, sein Herz auszuschütten.

Der Oberst, der jetzt fester als je überzeugt war, sein Sohn habe im Oesterreichischen wirklich einen Liebeshandel, sei aber im Begriffe, denselben aufzugeben — aushorchen, um darüber Gewißheit zu erlangen, mochte er weder Hugo noch Hermann, an dessen Verschwiegenheit selbst die schmeichelnden Bitten seiner Braut abprallten — hielt es ebenfalls für das Beste, Hugo suche in seinen dienstlichen Pflichten das Vergessen, und machte deshalb keine Einwendungen gegen seinen Entschluß, bald abzureisen. Das Regiment des Adjutanten war, wie demselben durch ein dienstliches Schreiben mitgetheilt worden, von Proßnitz aus in nördlicher Richtung auf Breslau marschirt und stand jetzt an der böhmisch-schlesischen Grenze, täglich den Befehl zur Heimkehr in die alte Garnison erwartend.

Am Tage vor seinem Aufbruche erhielt Hugo noch einen Brief, dessen Inhalt wieder ein Lächeln der Zufriedenheit auf seinem Gesicht hervorrief. Er kam von Wettstern aus Breslau.

Die beiden Freunde hatten unter den Verhältnissen, in denen sie sich bisher befunden, nicht eine lebhafte Korrespondenz unterhalten können; ein Theil der Schuld davon fiel direkt auf Hugo, der zu sehr von seinen Herzensangelegenheiten in Anspruch genommen gewesen war, um Lust zum vielen Briefschreiben zu haben. So lange sein Verhältniß zu Therese von Liebow noch nicht ganz festgestellt war, hatte er Anstand genommen, dem Freunde mehr als Andeutungen darauf zu machen, denn er fürchtete, daß der Brief bei der unregelmäßigen Postbeförderung in andere Hände gelangen könne; Wettstern kannte daher nicht den ganzen Ernst dieser Neigung und hatte dieselbe nur scherzhaft behandelt.

Jetzt schrieb er in sehr heiterem Tone über sein eigenes Schicksal und dessen Aussichten. Außer Dem, was er Minna von Hofleben schon nach dem Bergschlosse gemeldet hatte, theilte er mit, daß er gerade im Begriffe sei, das Lazareth zu verlassen, zwar noch nicht dienstfähig, um zum Regimente zurückkehren zu können, aber doch so weit wiederhergestellt, daß er sich ganz wohl befinde und den Arm mäßig gebrauchen könne. Er war nun nach Berlin berufen worden, um sich daselbst in Person beim Kriegsministerium zu melden, ein gewisses Zeichen, daß ihm schon in allernächster Zeit eine Anstellung im Civildienste zugedacht sei. Er bat Hugo dringend, sich darum zu bemühen, an der Deputation, die ein jedes Regiment zu dem feierlichen Einzuge der Truppen in Berlin, welchen König Wilhelm angeordnet hatte, schicken sollte, theilnehmen zu dürfen, bei welcher Gelegenheit er ihn dann zu sehen und sich mit ihm wieder einmal recht freundschaftlich auszusprechen hoffe.

Diese Idee sagte auch dem Adjutanten zu, und er nahm sich vor, deshalb mit Major von B— zu sprechen, der gewiß gern ein gutes Wort bei dem Regiments-Kommando für ihn einlegte.

Am anderen Tage verließ er nach einem herzlichen Abschiede von seiner Familie Dresden und fuhr auf der Eisenbahn nach Skalitz, dem zeitigen Kantonnement seines Bataillons. Er kam dabei durch die Gegend, in der die ersten Schlachten des Krieges geschlagen worden, sogar von Rosenau selbst, an das sich so mannigfache Erinnerungen für ihn knüpften, und seine Miene erheiterte sich erst wieder mehr, als er in der vorgenannten Stadt eintraf und die Uniformen seines Regiments wiedererblickte.

Major von B—, den er zunächst aufsuchte, befand sich beim

besten Wohlsein und war freudig überrascht durch seine noch nicht vermuthete Rückkehr. Es gab nun viel zu erzählen, aber der Major brach bald das heitere Gespräch ab, als er den Ernst bemerkte, der sich in Mienen und Worten seines Adjutanten aussprach. Hugo machte auch kein Hehl aus dem Geschehenen, und der alte Herr hörte ihm mit Erstaunen und der lebhaftesten Theilnahme zu. So sehr er für Frau von Liebow eingenommen gewesen, konnte solchen unleugbaren Beweisen und ihrem eigenen Geständnisse gegenüber wohl nicht mehr die Rede davon sein, daß er sie zu vertheidigen suchte, im Gegentheil war er auf das Tiefste empört und gerieth ganz in Feuer und Flamme über den schändlichen Verrath, den sie sowohl an Hugo als an ihm selbst und seinem Bataillon begangen hatte.

„Nun, lieber Hugo," schloß er tiefaufathmend, als er seinem Zorne genügend Luft gemacht hatte, „Sie haben uns Alle gerächt, und wenn es im Himmel noch Gerechtigkeit giebt, so wird diese glänzende Schlange noch weiterer Vergeltung nicht entgehen. Danken Sie Gott, daß sich Ihre Augen bei Zeiten geöffnet haben, und nun vergessen Sie als ächter Mann den kurzen Traum, der Ihnen so trügerisch Ihr Glück vorspiegelte, das wahre wird Ihnen noch anderswo erblühen."

Der Major, der nicht zeigen wollte, wie nahe die Täuschung, deren Opfer Hugo geworden war, seinem Herzen ging, drückte warm dessen Hand, erwähnte in feinem Taktgefühl gar nicht mehr Frau von Liebow's und suchte seinen jungen Freund durch launig vorgetragene Berichte über seine Märsche und Quartiere in letzter Zeit möglichst zu erheitern.

Der Umgang mit ihm und seinen anderen Kameraden blieb überhaupt nicht ohne günstigen Einfluß auf den Adjutanten, denn in ihrer Gegenwart war er gezwungen, seine ernsten und trüben Gedanken mehr zu beherrschen, um nicht zu gutgemeinten, aber ihn jetzt verletzenden Neckereien Anlaß zu geben. Mit Ungeduld erwartete er den Befehl zum Heimmarsch, um nur bald diese Gegend, die ihm verhaßt geworden war, verlassen zu können. Seinen Wunsch, nach Berlin zu gehen, hatte er dem Major mitgetheilt und dieser ihm versprochen, sich dafür bei dem Regiments-Kommandeur zu verwenden. —

Hermann Günther hatte mit seiner Abreise noch einige Tage länger gezögert als Hugo, er mußte jetzt aber auch daran denken, sich wieder bei seinem Truppentheile einzufinden, denn noch verlautete nichts Bestimmtes über die Rückkehr der Armee, da sich der Abschluß des Friedens mit Sachsen sehr in die Länge zog.

Das Land seufzte schwer unter den Lasten des Krieges, und der Zustand der Ungewißheit über sein ferneres Schicksal wurde

fast unerträglich. Von vielen Seiten ergingen Petitionen an König Johann, auf die preußischen Bedingungen, die sehr viel verlangten, dennoch einzugehen, aber noch mußte versucht werden, die Forderungen des Siegers zu mildern. So mußte sich denn der Oberlieutenant wieder auf gewisse Zeit von seiner Braut trennen, was Beide auf das Schmerzlichste empfanden.

Seit Emma's Krankheit war es dem Obersten auch nicht einmal mehr in den Sinn gekommen, daß eine Trennung der beiden Verlobten möglich sei, und er war der Ueberzeugung geworden, es würde für die geistige und körperliche Gesundheit seiner Tochter die baldige Verheirathung am zuträglichsten sein. Obgleich dazu die Verhältnisse nun gerade nicht angethan schienen, hielt er diese Idee, sobald sie sich einmal Bahn gebrochen hatte, mit seiner ganzen soldatischen Energie oder, wenn wir so sagen sollen, mit seinem Starrsinn fest, und die beiden Liebenden konnten für ihre eigenen Wünsche gar keinen besseren Verbündeten als ihn haben, was sie freilich nur aus einzelnen Aeußerungen, die er zuweilen fallen ließ, schließen konnten; da er sich nicht offen darüber aussprach, waren sie zu zaghaft, ihm mit Bitten, die er vielleicht für unverständig unter den jetzigen Zeitverhältnissen erklären konnte, zuvorzukommen — auch hatte Hermann ja noch immer nicht das ihm gesteckte Ziel, die Hauptmanns-Charge, erreicht.

So kam der Abend vor dem Trennungstage heran; Emma's Augen zeigten wieder Thränenspuren, Hermann war sehr einsylbig geworden, und der alte Herr schien mit innerer Unruhe zu kämpfen.

Schweigend saßen alle Drei in der Wohnstube beisammen, die beiden Verlobten Hand in Hand und durch traurige Blicke mit einander sprechend, der Oberst nachdenklich seine Pfeife rauchend.

„Mein Kind," begann der Letztere plötzlich, sich an seine Tochter wendend, „Du könntest ein wenig nach unserem Abendbrod sehen — ich habe mit Hermann vor seiner Abreise noch ein ernstes Wort zu sprechen."

Der Oberlieutenant und Emma stutzten und warfen sich einen besorgten Blick zu. Wer konnte wissen, ob dem Vater nicht wieder eine Grille, die sie zu fürchten hatten, gekommen war? — Als gute Tochter gehorchte Emma indessen und verließ, nachdem sie dem Geliebten bedeutungsvoll die Hand gedrückt hatte, das Zimmer. Hermann horchte gespannt auf.

„Meinst Du wohl, lieber Sohn," fragte der Oberst, der mit dieser vertraulichen Benennung nur karg umzugehen pflegte, „daß Du bald nach der Rückkehr zu Deiner Brigade einen neuen Urlaub erhalten könntest?"

„Um hierher zurückzukehren? — Das könnte allerdings nur unter der Hand geschehen.“

In der That hielten sich um diese Zeit, obgleich der Friede noch nicht abgeschlossen war, schon beurlaubte sächsische Soldaten in bürgerlicher Kleidung und insgeheim in ihrer Heimath auf, wohin sie dringende Familienverhältnisse oder die Sehnsucht nach ihren Verwandten geführt hatten, so daß sich das preußische Gouvernement für das noch occupirte Sachsen veranlaßt sah, mit Arretirung solcher Leute zu drohen, wenn sie sich nicht wenigstens bei ihm meldeten und die Erlaubniß zum zeitweiligen Aufenthalte nachsuchten.

„Gleichviel!“ meinte der alte Herr auf die Bemerkung des Oberlieutenants. „Die Hauptsache wäre, daß Du es möglich machen könntest, bald zurückzukehren und Dir den Consens zu Deiner Verheirathung mitzubringen.“

Man weiß, daß der Oberst nicht viel Umschweife liebte; er platzte mit seinen Ideen oft heraus wie die Sprengladung einer Granate.

Hermann war so freudig bestürzt, daß er nicht recht gehört zu haben meinte und nicht sogleich die Antwort finden konnte.

„Nun,“ fuhr der Oberst fort, „nachdem ich mir die Sache reiflich überlegt habe, bin ich der Ansicht geworden, daß Emma am ersten wieder zu Kraft und Blüthe kommen würde, wenn sie nicht mehr mit der leidigen Sehnsucht zu kämpfen hätte; ich mag die Noth nicht noch einmal durchmachen, wenn Du wieder fort bist. Ich hätte zwar gewünscht, daß Du vor dem Altare die Hauptmanns-Epauletten trügest, denn die drei Sterne machen sich doch besser als zwei, und das höhere Gehalt kommt auch bei einer Wirthschaft in Betracht, aber es wird ja mit dem Avancement nach dem Kriege wohl nicht mehr lange dauern, und, Gott sei Dank, habe ich noch so ein kleines Vermögen, daß meine Kinder nicht Noth zu leiden brauchen. Das Mädchen wird wohl damit einverstanden sein, daß ich das Aufgebot bestelle, sobald Du den Consens hast, und wenn Du dann ein paar Tage Urlaub erhältst, können wir die Hochzeit ohne große Umstände ausrichten.“

Hermann, der ihm athemlos zugehört hatte, sprang jetzt auf, ergriff die Hand des alten Herrn und drückte sie unter den wärmsten Danksagungen in den seinigen. In demselben Augenblicke trat auch Emma wieder in das Zimmer und blieb überrascht stehen, als sie ihres Verlobten freudestrahlendes und des Vaters gütig lächelndes Gesicht erblickte. Ersterer eilte sogleich auf sie zu und theilte ihr in wenigen Worten mit, wovon die Rede gewesen, worauf sie sich, mit Thränen der Freude in den Augen, an des Obersten Hals warf.

„Es ist genug, es ist genug!“ wehrte Dieser sanft ab. „Das Mädchen erdrückt mich mit ihren Liebkosungen. Nun, es freut mich, Kinder, daß Ihr mit meinem Vorschlage zufrieden seid, und hoffentlich werdet Ihr nun die kurze Trennung, die Euch noch bevorsteht, leicht und muthvoll tragen.“

Am anderen Tage reiste der Oberlieutenant wirklich ab, doch hatte der Abschied von seiner Braut bei Weitem weniger Schmerzliches als sonst, und Emma vergoß auch nicht eine einzige Thräne, um sich dem guten Vater, der alle erregenden Scenen nicht liebte, dankbar zu erweisen.

Schon wenige Tage später schrieb Hermann, daß er glücklich in Baden bei Wien, wo seine Brigade im Lager stand, eingetroffen, mit Freuden empfangen worden sei und sogleich Schritte gethan habe, die königliche Erlaubniß zu seiner Verheirathung zu erhalten; da sich Oberst von Mohrfeldt, wie es das dortige Gesetz vorschreibt, verpflichtet hatte, seinem Schwiegersohn, bis derselbe in ein höheres Gehalt einrücke, einen angemessenen Zuschuß zu geben, ließ sich mit Sicherheit der Genehmigung des Gesuches entgegensehen.

Dieselbe ließ auch nicht lange auf sich warten, das Aufgebot wurde in Dresden bestellt, und in der zweiten Hälfte des Septembers sollte die Hochzeit stattfinden, zu welchem Behufe dem Oberlieutenant bereits Urlaub zugesichert worden war, falls die Armee bis dahin noch nicht in die Heimath zurückgekehrt wäre.

Den alten Obersten von Mohrfeldt sah man jetzt nur mit zufriedener Miene, und er suchte auch wieder seine alten Bekanntschaften, auf die er, wie er meinte, nächstens, wenn sein Haus einsam geworden, ganz angewiesen sein würde, wogegen dann jedesmal die von Tag zu Tag mehr aufblühende Emma, ihn herzlich küssend, Einspruch erhob, indem sie behauptete, das Haus in der Königsbrücker Straße sei groß genug, um noch ein junges Ehepaar aufzunehmen, und sollte Hermann etwa eine andere Garnison als Dresden erhalten, so würden er und sie nicht mit Bitten nachlassen, bis der alte Herr sich entschlösse, daselbst seinen ferneren Wohnsitz zu nehmen.

Wir kehren noch einmal, zum letzten Male, auf den Schauplatz des Krieges, den österreichischen Boden zurück und zwar nach dem Bergschlosse.

Die Hochzeit, deren Zeugen sie auf Schloß Glücksburg gewesen, hatte bei den Damen einen tiefen, verstimmenden Eindruck zurückgelassen. Einige Tage nachher ließ sich die Oberstin nach dem Befinden des jungen Ehepaares erkundigen und erhielt durch Therese die briefliche Antwort, ihr Gemahl sei, Privatgeschäfte halber, auf mehrere Tage verreist, sie „glaube“, nach Olmütz, und sie selbst fühle sich noch immer so angegriffen,

daß sie das Zimmer nicht verlassen und keine Gesellschaft empfangen könne.

Das klang sehr auffällig, denn es wies deutlich den Besuch der Damen zurück, und dabei wurde auch mit keiner Sylbe die Hoffnung ausgesprochen, daß man späterhin in ein enges nachbarliches und verwandtschaftliches Verhältniß treten möge. Die Oberstin fühlte sich verletzt dadurch, Selma und Minna wollten darin mehr das tiefe Unglück Thereseus sehen.

In dieser Zeit schrieb auch Dr. Reichardt an seine Freundin einen langen Brief, dessen Ton zwar männlich fest gehalten war, in dem sich aber auch der tiefste Ernst nicht verleugnete. Er nannte Feodora's Namen nicht, vertraute Minna aber übrigens ohne Rückhalt an, in welches Verhältniß er getreten und daß er fest entschlossen sei, die ihm gestellten Bedingungen zu erfüllen, um nach Ablauf eines Jahres die Werbung wiederholen zu können. Sein Regiment erwarte nächstens die Ordre zum Rückmarsche nach seiner alten Garnison in Westphalen, doch beabsichtige er, vorher mit Urlaub auf einige Wochen nach Berlin zu kommen, um daselbst seine Mutter zu besuchen, die ihn mit der größten Sehnsucht erwarte. Endlich forderte er sie mit großer Herzlichkeit auf, sich, falls ihre Beziehungen zu Wettstern ihr den Aufenthalt in Berlin wünschenswerth machten, dahin zu der alten Frau zu begeben, von der sie mit offenen Armen empfangen werden würde, denn er habe deshalb bereits mit ihr korrespondirt.

Dieses Anerbieten konnte Minna nur im höchsten Grade erwünscht sein, und sie war sogleich entschlossen, es anzunehmen und schon in den nächsten Tagen abzureisen, da sie Wettstern bereits in Berlin treffen mußte; freilich trennte sie sich schwer von der Oberstin und Selma, an denen sie so treue Freundinnen gewonnen hatte, aber die Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit dem Geliebten überwog doch alle anderen Empfindungen.

Die Oberstin und Selma vernahmen ihren Entschluß, obgleich sie auf denselben schon lange vorbereitet sein konnten, mit Bestürzung, denn die Gesellschaft des jungen Mädchens war ihnen in ihrem einsamen und freudeleeren Leben fast unentbehrlich geworden; indessen sagten sie sich, daß sie keine Einwendungen machen dürften.

Besonders Selma war auf das Tiefste niedergeschlagen; obgleich sie in ihrer Schüchternheit und Minna in ihrem Zartgefühl vermieden hatten, sich ganz offen über Hugo von Mohrfeldt auszusprechen, wußte Selma doch, daß die Freundin sie verstehe, und fand darin eine Art von Trost; ein Geheimniß, besonders ein so zartes und trauriges, ist immer so schwer allein zu tragen, und, waren auch nicht viel Worte gewechselt worden,

so hatte ein mahnender oder theilnehmender Blick Minna's doch immer den wohlthätigsten Einfluß auf das kranke Herz Selma's ausgeübt.

Die Vorbereitungen zu Minna's Reise wurden getroffen, und je näher der Tag der Trennung kam, desto unwiderstehlicher drängte es beide Mädchen, mit vollem Vertrauen einander ihre Herzen auszuschütten.

Man wird sich erinnern, daß Minna, nachdem sie Zeugin von Hugo's und Theresens Unterhaltung im Walde geworden war, das unglücklich liebende junge Mädchen unter Thränen mit den Worten umarmt hatte:

„Noch darf ich nicht sprechen; ich kann Dir nur sagen, daß Hugo von Mohrfeldt nie der Deinige sein wird!"

Obgleich diese Worte nie wiederholt worden waren, hatten sie sich doch unauslöschlich in Selma's Herz eingegraben, und sie hätte gern eine nähere Aufklärung darüber gehabt, wagte dieselbe aber nicht zu fordern. Erst jetzt, wo sie fürchten mußte, daß der Schleier, der noch über die Aeußerung ihrer Freundin gedeckt war, sich nie lüften werde, überwand sie die Scheu, Letztere darauf zurückzuführen.

Die beiden jungen Mädchen saßen, Hand in Hand, nebeneinander in ihrer Stube, schweren Herzens und trüben Auges; sie fühlten tief, wie schmerzlich sie sich gegenseitig entbehren würden. Da, als diese Wehmuth ihre Freundschaft noch mehr heiligte, wagte Selma die Frage, die ihr schon lange auf dem Herzen lag, auszusprechen.

Minna erschrak darüber; das Geheimniß, das sie enthüllen sollte, erschien ihr zu gefährlich, und doch konnte sie der innigen Bitte ihrer Freundin nicht widerstehen, deren Herzensruhe vielleicht für das ganze Leben davon abhing, daß sie die, wenn auch schmerzliche Gewißheit erhielt, sie müsse die letzte Hoffnung aufgeben.

Nachdem sie das Versprechen gefordert und erhalten hatte, Selma wolle nie durch eine Sylbe oder eine Miene verrathen, was sie erfahren habe, erzählte sie auf die schonendste Weise ihr damaliges Abenteuer im Walde.

Das junge Mädchen war dabei todtenbleich geworden und hatte dann das Antlitz, über das ihre Thränen langsam niederzufließen begannen, verhüllt.

„Ich danke Dir," sagte sie nur, als Jene geendet hatte.

„Ich verstehe jetzt," setzte sie später hinzu, „warum er mich durch die Mittheilung seiner Verlobung täuschte; er hatte einen edlen Beweggrund dazu, mich zu warnen und mir zu beweisen, daß meine Neigung, die er durchschaut haben mußte, hoffnungslos sei. Ach, hoffnungslos! das ist ein herzzerreißendes Wort!"

„Und dennoch hast Du weniger Grund zu klagen als er," meinte Minna, „denn wenn er Therese von Liebow wirklich geliebt hat, muß ihre Verheirathung mit dem Rittmeister ein harter Schlag für sein Herz gewesen sein; die Untreue muß unheilbar tiefe Wunden schlagen."

„Du hast Recht, liebe Minna," seufzte das junge Mädchen; „mir ist wenigstens die Erinnerung an ihn nicht entweiht; wenn ich ihn nicht lieben darf, kann ich ihn doch achten. Ich habe noch eine Bitte an Dich, theure Minna: theile mir zuweilen Etwas über sein Schicksal mit, das Dir nicht unbekannt bleiben wird, da er und Dein zukünftiger Gatte so eng befreundet sind."

„Ich weiß nicht, ob ich gut thue, Dir dieses Versprechen zu geben," meinte Minna zögernd. „Warum willst Du die alte Wunde nicht ruhig heilen und vernarben lassen?"

„O, fürchte Nichts; ich werde mich nicht wieder trügerischen Hoffnungen hingeben. Ich betrachte ihn nur noch wie einen Gestorbenen, zu dessen Grabe man gern wandelt, um Blumen darauf niederzulegen."

Minna versprach ihr, was sie verlangte.

Am bestimmten Tage verließ sie, von den herzlichsten, mütterlichen Wünschen der Oberstin, die sie dringend bat, in allen Fällen das Bergschloß wie eine Heimath zu betrachten, und den Thränen Selma's, mit denen die ihrigen zusammenflossen, begleitet, den Ort, an dem sie längere Zeit hindurch eine Zuflucht gefunden und an den sich so verschiedenartige Erinnerungen knüpften. Die Hoffnung, Wettstern bald wiederzusehen, milderte ihren Schmerz.

XIX.

Kriegers Heimkehr.

Nachdem König Wilhelm befohlen hatte, daß ein Theil der aus dem Kriege zurückkehrenden Truppen nebst Deputationen der übrigen Regimenter am 20. und 21. September ihren Siegeseinzug in Berlin halten sollten, war von den Stadtbehörden beschlossen worden, denselben einen feierlichen Empfang zu bereiten, und etwa acht Tage vor jenem Termine begannen die umfassendsten Arbeiten zur Ausschmückung des Brandenburger Thores, der Lindenallee und des Lustgartens, des Weges, den die Einziehenden nehmen sollten. Nicht allein die Hauptstadt befand sich deshalb in der lebhaftesten Bewegung, sondern aus dem ganzen Lande strömten ihr eine Menge von Gästen zu, die begierig waren, das großartige Schauspiel zu genießen.

Wegen der großen Anzahl der zu diesem Triumphzuge beorderten Truppen, die sich in der Nähe der Hauptstadt in Kantonnements sammelten, hatten die Festlichkeiten auf zwei Tage vertheilt werden müssen.

Man betrachte nun zunächst die Stadt an dem ersten Morgen dieses denkwürdigen Festes, der das heiterste und mildeste Herbstwetter mit sich brachte. Fast alle Häuser der nicht gar zu weit entlegenen Straßen prangten im Schmucke von wehenden Fahnen, Guirlanden und Kränzen, wirklich großartig waren aber die Anordnungen auf dem vorgenannten Siegeswege.

Das durch seine schöne antike Architektur weltbekannte Brandenburger Thor mit der Siegesgöttin auf seiner Höhe ersetzte oder übertraf vielmehr jede Ehrenpforte, die man den Siegern hätte erbauen können, und war auf das Sinnigste und Reichste geschmückt worden. Zwei zehn Fuß hohe Viktorien auf gleich hohen Postamenten, Trophäen von Fahnen und Eichenlaubguirlanden zierten die Säulen der dem Thiergarten zugewandten äußeren Front.

Innerhalb der Stadt, auf dem weiten Pariser Platze, waren zwei große, amphitheatralisch aufsteigende Tribünen, mit Roth und Weiß, den städtischen Farben, Flaggen und Wappenschildern an hohen Masten drapirt, für die Verwundeten und die Kommunalbeamten mit ihren Familien errichtet worden, davor vier Podien für die Ehrenjungfrauen, Magistrat, Stadtverordneten und ein Musikkorps.

Vor dem Eingange der Lindenallee erhoben sich auf mit Trophäen von Fahnen und Geschützröhren geschmückten Postamenten zwei hohe Säulen, die auf der Spitze eine Siegesgöttin trugen.

Die ganze Allee entlang sah man die auf den Schlachtfeldern eroberten Geschütze zu beiden Seiten mit Zwischenräumen aufgestellt, an Zahl 208 österreichische, 1 sächsisches und 2 bairische. Ferner waren auf jeder Seite 32 bronzene Siegesgöttinnen auf bekränzten Postamenten aufgestellt, deren jede einen runden, von preußischen Fahnen umgebenen Schild mit einem Namen der im Kriege geschlagenen Schlachten und Gefechte trug; man las da:

„26. Juni: Liebenau, Turnau, Podol. — 27. Juni: Nachod. — 27. Juni: Langensalza. — 27. Juni: Oswiecim. — 27. Juni: Hühnerwasser. — 28. Juni: Münchengrätz. — 28. Juni: Soor. — 28. Juni: Trautenau. — 28. Juni: Skalitz. — 29. Juni: Gitschin. — 29. Juni: Königinhof. — 29. Juni: Jaromierz, Schweinschädel. — 3. Juli: Königgrätz. — 4. Juli: Dermbach. — 5. Juli: Hünfeld. — 5. Juli: Zell. — 10. Juli: Waldaschbach, Hausen. — 10. Juli: Hammelburg, Friedrichshall. — 10. Juli: Kissingen. — 13. Juli: Laufach. — 14. Juli: Aschaffenburg. — 15. Juli: Tobitschau. — 22. Juli: Blumenau. — 23. Juli: Hof. — 24. Juli: Tauber-Bischofsheim. — 24. Juli: Werbach, Hochhausen. — 25. Juli: Neubrunn, Helmstadt. — 25. Juli: Gerschheim. — 26. Juli: Roßbrunn. — 28. Juli: Würzburg. — 28. Juli: Baireuth."

Dazwischen befanden sich noch in jeder Linie 25 niedrigere Postamente mit einem vergoldeten Adler auf der Spitze und den telegraphischen Siegesdepeschen an der Vorderseite, dann 232 zehn Fuß hohe Kandelaber mit Feuerbecken. Laubgewinde verbanden diese Denkmäler untereinander.

Vom Ausgange der Lindenallee, wo das jetzt reichbekränzte kolossale Denkmal Friedrichs des Großen steht, bis zur Schloßbrücke bildeten Flaggenmaste, verknüpft durch Festons, die Bahn für die Truppen, und dahinter waren von Privatunternehmern dekorirte Tribünen errichtet worden.

Die Marmorstatuen der Brücke waren mit Blumen bekränzt, und auf der Spree lagen von oben bis unten beflaggte Schiffe.

Den Lustgarten umgaben riesige Flaggenstangen mit den Bannern des Staates, der Provinzen und der Hauptstadt. In der Mitte stand der Altar auf einem Podium, das für 104 Geistliche Platz hatte und auf dessen Ecken sich Friedensengel mit Palmzweigen aufgestellt befanden; die Stufen waren mit blühenden Topfgewächsen besetzt. Der Altar selbst war noch um sieben Fuß erhöht, mit rothem Sammet drapirt und trug ein sieben Fuß hohes vergoldetes Kreuz.

Zwischen dem Altare und dem Schlosse erhob sich eine 25 Fuß hohe Gestalt der Borussia, neben der ein 9 Fuß hoher Adler saß; sie wurde umgeben von siebzehn 9 Fuß hohen Statuen der Kurfürsten und Könige aus hohenzollernschem Geschlechte, aus Sandstein gearbeitet.

Auf der anderen Seite des Altars war der prächtige königliche Pavillon in Form eines großen Zeltes aufgeschlagen worden. Die Sitze für die höheren Staatsbeamten, die Mitglieder des Landtages, Magistrat und vierhundert Verwundete, sowie eine Tribüne für 500 Musiker und 1000 Sänger waren unter Flaggen- und Blumenschmuck um den Altar her vertheilt.

Seit dem frühen Morgen schon wogte eine unzählige Menschenmasse, meistentheils im Festanzuge, den Linden und beiden Plätzen zu; später wurden die Tribünen dicht besetzt, ebenso die Fenster der Häuser längs des Siegesweges, selbst deren Dächer und die Bäume der Allee.

Unter den Linden stellten sich nun, nach einem bestimmten Programme, die Veteranen der Jahre 1813—15 und die Schleswig-Holsteinkämpfer von 1848—50 und 64 auf, die Berliner Schützengilde, die Fabrikarbeiter und Maschinenbauer mit Musikkorps und Fahnen; auf dem Pariser Platze stand die Schuljugend; die in Weiß und Gold gekleideten 55 Ehrenjungfrauen befanden sich auf dem Podium zunächst des Brandenburger Thores.

Gegen elf Uhr verließen der König und die Prinzen mit ihrem Gefolge zu Pferde das Schloß, und ihnen folgten in Equipagen die königlichen Damen. Unendlicher Jubel des Volkes begrüßte sie, besonders als der König, der dasselbe Pferd wie in der Schlacht bei Königgrätz ritt, die Verwundeten auf dem Pariser Platze ansprach.

Die Truppen waren auf dem dem Thore nahgelegenen Königsplatze außerhalb der Stadt aufgestellt und hatten bereits die Bänder der neugestifteten Kriegsdenkmünze, sowie theilweise andere Ehrenzeichen erhalten. Nachdem der König sie in Parade besichtigt hatte, begann der Einzug unter dem Geläute aller Glocken der Stadt.

An der Spitze ritt der Generalfeldmarschall von Wrangel

mit den Generälen und nicht in der Front stehenden Offizieren, dann die General- und Flügeladjutanten. In einer Linie folgten der Ministerpräsident Graf Bismarck, der Kriegsminister General von Roon, der Chef des Generalstabes General von Moltke und die Generale von Voigts-Rhetz und von Blumenthal, Stabschefs der ersten und zweiten Armee.

Dann kamen der König, unmittelbar hinter ihm die Prinzen Friedrich Wilhelm (der Kronprinz), Friedrich Karl, Karl, Albrecht, Adalbert und Alexander, die Kommandirenden Generäle Herwarth von Bittenfeld, von Bonin, von Steinmetz, Vogel von Falkenstein, von Manteufel, von Schmidt und von der Mülbe.

Beim Eintritte in die Stadt begann die Musik das Lied: „Heil Dir im Siegerkranz!“ — die Sprecherin der Jungfrauen überreichte König Wilhelm auf weißseidenem Kissen einen Lorbeerkranz mit den von Scherenberg gedichteten Worten:

„Willkommen, König! Deine Metropole
Grüßt jubelnd Dich und Deine Heldenschaar!
Durchflog Borussia doch beschwingter Sohle
In sieben Tagen Friedrich's Sieben-Jahr.
Nun reicht herab von ihrem Kapitole
Victoria den duft'gen Kranz Dir dar.“

Nach einigen freundlichen Dankesworten Seiner Majestät, die selbst die für die beiden prinzlichen Feldherrn bestimmten Lorbeerkränze annahm und denselben über den Arm hing, setzte sich der Zug wieder in Bewegung bis zu dem Podium des Magistrats und der Stadtverordneten.

Hier hielt der Oberbürgermeister Seidel eine Ansprache an den König, worauf dieser erwiederte:

„Ich danke Ihnen für die patriotischen Worte Ihrer Ansprache! Sie sind ebenso zu meinem Herzen gegangen, wie sie von Herzen kamen. Ich hatte gewünscht, daß der heutige Tag mit seinem glänzenden Empfange nicht meiner Person, sondern nur den hier einziehenden Truppen gelten möge, da sie ihn nicht allein als Repräsentanten der ganzen Armee, sondern auch für sich selbst so wohl verdient haben. Da Sie aber auch meiner erwähnt, so danke ich auch dafür und beauftrage Sie, der Stadt für die durchaus würdige Art und den so reichen Schmuck dieses Empfanges meinen Dank auszusprechen.“

Unter dem Gesange des Liedes: „Heil Dir im Siegerkranz!“ setzte sich der Zug wieder in Bewegung, begleitet von endlosem Jubel und dem Wehen zahlloser Taschentücher.

Es marschirten der Reihe nach ein: das 1. Garde-Regiment zu Fuß, das 3te, das 2. Garde-Regiment, das Garde-Füsilier- und das 4. Garde-Regiment, das großherzoglich meck-

lenburgisch-schwerinsche Garde-Bataillon und eine Jäger-Kompagnie, das Garde-Jäger-Bataillon, das Garde-Husaren-Regiment, das kombinirte Bataillon der ersten und der Elb-Armee, das Regiment Garde du Corps, das Garde-Kuirassier-Regiment, die kombinirte Schwadron der ersten und Elb-Armee, und die Artillerie.

An der Blücherstatue vor der Schloßbrücke erfolgte der Vorbeimarsch; voran wurden zwölf eroberte Fahnen und Standarten getragen. Die Gewehre der Soldaten waren mit Blumenbouquets im Laufe geziert, viele Offiziere trugen Kränze; auch die Protzen der Geschütze waren mit Eichenlaub umwunden. Mehrmals rief der König dekorirte Offiziere und Soldaten zu sich heran und sprach freundlich mit ihnen.

Nach Beendigung des Vorbeimarsches sprach der König zu den versammelten Offizieren, und eine Kompagnie des 1. Garde-Regiments brachte sämmtliche Fahnen in das Palais.

Die einzelnen Truppentheile zogen nun nach ihren ebenfalls geschmückten Kasernen ab, wo sie theilweise noch von der Bürgerschaft der einzelnen Stadttheile bewirthet wurden.

Am folgenden Tage, dem 21. September, fand der Einzug der übrigen Truppen statt. Dieses Mal bildeten die Gewerke mit ihren Fahnen und Emblemen die Chaine unter den Linden. Die einziehenden, in gleicher Weise eingeholten Truppen waren: das Alexander-Grenadier-Regiment, Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth, das Kaiser Franz-Grenadier-Regiment, das 4. Garde-Grenadier-Regiment Königin Augusta, das Garde-Schützen-Bataillon, zwei Kompagnien Coburger, das Garde-Pionier-Bataillon, das 3. Garde-Uhlanen-Regiment, Garde-Fuß-Artillerie, ein kombinirtes Bataillon, eine kombinirte Jäger- und eine kombinirte Pionier-Kompagnie, dann eine Schwadron mecklenburgischer Garde-Dragoner, das 1. und 2. Garde-Uhlanen-Regiment, 1. und 2. Garde-Dragoner-Regiment, zwei kombinirte Schwadronen, eine kombinirte Batterie.

Abtheilungen von jedem Truppentheile mit den sämmtlichen Fahnen, die vor dem Altare aufgestellt wurden, formirten sich nun im Lustgarten; um 11½ Uhr erschienen vom Dome aus sämmtliche Geistliche und stellten sich auf den Stufen des Altars auf. Der König, die Königin und die übrigen hohen Herrschaften, sowie die Generalität, trafen um ein Uhr im Königszelte ein, und nachdem sie stürmisch begrüßt wurden, begann unter Instrumental-Begleitung der Gesang des Liedes: „Eine feste Burg ist unser Gott!"

Der Feldprobst der Armee, Thielen, hielt nun eine Rede über den Text: „Psalm 118, 23. Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen!"

Zum Schluß wurde unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen gesungen: „Herr Gott, Dich loben wir!" und dann: „Nun danket Alle Gott!"

An diesem Tage fand ein Galadiner im königlichen Schlosse statt, an dem, außer den königlichen und fürstlichen Personen, die höheren Staatsbeamten, Generäle, die ältesten Offiziere jedes Truppentheils, sowie alle Dekorirten theilnahmen. Der König brachte dabei folgenden Toast aus.

„Mein Trinkspruch gilt dem Vaterlande und dem Heere! Ich sprach das inhaltsschwere Wort: „Das Vaterland ist in Gefahr!" Es zündete in allen preußischen Herzen. Opferwilligkeit ohne Gleichen in allen Ständen, in allen Geschlechtern war die erhebende Folge. Das kriegsbereite Heer erwartete mit Siegeshoffnung das Wort: „Vorwärts!" Es erfolgte und Sieg auf Sieg in nicht geahnter Schnelligkeit mit ihm. Heldenmuth, Hingebung und Ausdauer erkämpften Erfolge ohne Gleichen. Ein ehrenvoller Friede krönte das blutige, aber glorreiche Werk, dem schwere Opfer fielen. Dem Andenken dieser Opfer folgen unsere trauernden Herzen. Möge der Friede dauernd und gleich glücklich für Preußen und Deuschlands Zukunft sein! Ich erhebe mein Glas zum Dank! Dank dem treuen Volke, das sich um mich schaarte, — Dank meiner siegreichen, glorreichen Armee, deren Heldenthaten auf immer in das Buch der Geschichte eingetragen sind!"

„Es lebe meine Armee; das Volk in Waffen! Es lebe das Vaterland!" —

In verschiedenen Stadttheilen hatten sich Comités gebildet, welche Festmähler und andere Vergnügungen für die zurückgekehrten Krieger veranstalteten; überall kam man denselben mit der größten Herzlichkeit und Theilnahme entgegen und suchte sie für die ausgestandenen Strapazen und Gefahren zu entschädigen. Auch der Verwundeten und Kranken in den Lazarethen vergaß man nicht und erfreute sie mit kleinen Geschenken, wobei sich besonders der Frauenverein sehr thätig erwies. Eine recht sinnreiche Spende an alle Verwundeten war wohl ein gemachter Lorbeerkranz, den sie, wie man ihnen bei der Uebergabe sagte, als ein Palladium in ihrer Familie forterben lassen möchten, damit er vom Vater zum Sohn und den Enkeln übergehen, von den Thaten der Ersteren zu zeugen und den Sinn der Treue und Liebe für König und Vaterland stets wach zu erhalten; diese Kränze umschlossen die Bilder des Königs und der beiden prinzlichen Feldherrn. Außerdem wurden auch die Kranken in den Lazarethen reichlich bewirthet.

In den königlichen wie in den Privattheatern fanden freie Festvorstellungen für die Soldaten statt.

Prächtig war die Illumination am Abende des 21. September, nur erlitt sie einigen Eintrag durch eingetretenes windiges und regnigtes Wetter. Dessenungeachtet gewährten die Hauptstraßen und besonders die königlichen und öffentlichen Gebäude, die in einem Meere von farbigen Lichtern strahlten und verschiedene Transparente zeigten, einen imposanten Anblick.

Während in den Straßen eine zahllose Volksmenge unter heiteren Scherzen und Ausrufen staunender Bewunderung auf und nieder wogte und der finstere Abend zum hellen Tage geworden war, führen wir unsere Leser in ein hübsch meublirtes Zimmer, das im ersten Stockwerke an einer recht belebten Straße lag. Auch hier flimmerten die Gasflammen vor den Fenstern durch die niedergelassenen Rouleaux, und das Summen der sich unten bewegenden Volksmasse drang deutlich herauf.

Dieses Geräusch schien indessen keineswegs die Unterhaltung zweier junger Männer zu stören, die dicht nebeneinander auf dem Sopha hinter einem runden Tische saßen, auf dem, außer der hellbrennenden Lampe, eine Flasche Wein und zwei halbgefüllte Gläser standen.

Der Eine der Beiden trug die Offiziersuniform der preußischen Infanterie, deren silberne Achselschnüre an Stelle der Epauletten vermuthen ließen, daß er auch zu den heimkehrenden Kriegern gehöre, der andere war in feiner bürgerlichen Kleidung. Letzterer, der in seinem ganzen Wesen übrigens auch etwas Militairisches hatte und den Civilrock nicht ganz ohne Gêne zu tragen schien, sah etwas bleich aus, als sei er durch Krankheit längere Zeit hindurch der frischen Luft beraubt gewesen, dennoch ließ sich auf seinem Gesichte der Ausdruck innerer Zufriedenheit und Wohlbefindens nicht verkennen; sein Nachbar dagegen, von blühender, wettergebräunter Gesichtsfarbe, hatte eine tiefernste, fast melancholische Miene angenommen, als ob er von einem geistigen Leiden beherrscht werde.

Diese Beiden waren Wilhelm von Wettstern und Hugo von Mohrfeldt. Letzterer hatte seinen Wunsch, zu dem feierlichen Einzuge nach Berlin zu gehen, erfüllt gesehen und an den Festlichkeiten in seinem Dienste theilgenommen; die gehoffte Aufheiterung seines verstimmten Gemüths hatte er aber dadurch durchaus nicht und nur theilweise durch das Wiedersehen des alten lieben Freundes gewonnen, an dessen Seite er jetzt schon seit einigen Stunden in dem ihm angewiesenen Quartiere bei reichen Bürgersleuten saß.

Hugo war erst am Morgen dieses Tages, des 21. September, vor Berlin angekommen und hatte die freudige Ueberraschung gehabt, daß Wettstern ihn schon vor dem Einzuge auf dem Königsplatze aufsuchte und begrüßte. Die beiden Freunde

waren sich vor allen Zeugen in die Arme gesunken und hatten schon dort eine Menge flüchtiger Fragen und Antworten ausgetauscht, aber sie waren dadurch noch lange nicht befriedigt worden, als sie durch den Beginn der Parade wieder getrennt wurden. Wettstern hatte nun versprochen, seinen Freund am Nachmittage in dessen Quartiere zu besuchen, und auch Wort gehalten, obgleich für ihn, wie man gleich erfahren wird, noch ein anderer sehr verführerischer Anziehungspunkt in der Stadt vorhanden war.

Mit Muße hatten sie sich nun gegenseitige Mittheilungen machen können. Was zunächst Wettstern anbetrifft, so befand er sich auf den an ihn ergangenen Ruf schon seit einigen Tagen in Berlin, hatte sich mehreren hochgestellten Personen präsentirt und die bestimmte Zusicherung seiner Anstellung als Sekretär im Kriegsministerium erhalten; er sollte dieses neue Amt schon in den nächsten Tagen als Diätar antreten, bis sein Abschied aus dem Militairdienste, dem Nichts mehr im Wege stand, eingetroffen sein würde. Das Gehalt, das er nunmehr bezog, setzte ihn in den Stand, seinen heißesten Wunsch, die Verbindung mit Minna, unverzüglich erfüllen zu können, und in den nächsten Tagen schon gedachte er das Aufgebot zu bestellen.

Auch Minna war schon in Berlin, unter dem Schutze und in der Wohnung der alten ehrwürdigen Mutter Dr. Reichardt's, die sie auf die Empfehlung ihres Sohnes wie eine Tochter empfangen hatte. Man wird sich vorstellen können, wie freudig das Wiedersehen der beiden Verlobten, besonders unter so hoffnungsvollen Umständen, gewesen war und daß es Wettstern auf den Gipfel des Glückes hob.

Gewiß gratulirte ihm Hugo von Herzen, aber die frühere stets heitere und sorglose Stimmung des Freundes würde Wettstern nur zu bald vermißt haben, wenn Minna ihm nicht schon Alles, was sie über das Verhältniß zu Frau von Liebow wußte, anvertraut hätte.

Hugo machte auch kein Hehl aus seinem Schicksale; ernst, zuweilen tief bewegt, zuweilen heftig aufbrausend, hatte er dem treuen, auf das Innigste theilnehmenden Freunde ein offenes Geständniß seiner Erlebnisse und Gefühle seit dem ersten Tage, an dem er Therese von Liebow kennen lernte, abgelegt.

„Was ich früher nicht an Dir begriff," äußerte er, „verstehe ich jetzt vollkommen, und dahin hat mich, sind die Verhältnisse auch himmelweit verschieden, dasselbe Gefühl gebracht, das mit seiner Hoffnungslosigkeit damals Deinen Geist verdüsterte; Dir ist die Sonne des Glückes, Gott sei Dank, wieder aufgegangen — an dem Horizonte meiner Zukunft wird sie sich nie wieder erheben."

„Ich entsinne mich noch sehr gut, daß ich beinahe dieselben trostlosen Worte am Abende vor dem Gefechte von Trautenau zu Dir sprach," unterbrach ihn Wettstern, „und blicke heute auf mich, wo ich ganz geneigt bin, die ernste Rüge, die mir damals Deine aufrichtige Freundschaft ertheilte, anzuerkennen. Der Mann darf nie verzagen, mögen die vom Sturme des Schicksals gepeitschten Wellen auch noch so wild über seinem Herzen zusammenbrechen; in unserer eigenen Kraft finden wir die Hoffnung wieder, und sie wird uns sicher an das Ziel leiten."

„So, wie ich damals und Du heute, sprechen die Glücklichen," entgegnete Hugo mit Bitterkeit; „unerfüllte Wünsche geben uns allerdings noch kein Recht zur Verzweiflung; anders aber ist es, wenn ein so harter Schlag auf unser Herz niedergefallen ist, daß es gar keine Wünsche mehr kennt."

„Sie werden wieder erwachen, mein Freund. Meinst Du denn, daß Dir kein anderes edles Frauenherz jemals das falsche ersetzen könne, das Deiner so wenig würdig war, oder solltest Du gar so ungerecht geworden sein, nach dieser einen traurigen Erfahrung alle Frauen zu verdammen?"

„Nein, lieber Wilhelm, ich bin ebenso gut wie Du überzeugt, daß es bei dem anderen Geschlechte viel edle Charaktere und weiche Herzen giebt, die uns durch ihre Liebe und Opferwilligkeit beglücken können, aber ich, der sich so gänzlich verblenden ließ, daß er im schwärzesten Verrathe die reinste Hingebung sah, bin nicht dazu geeignet und werde nie wieder wagen, meinen Augen und dem Zuge meines Herzens zu vertrauen."

„Du solltest dennoch suchen, eine solche reine Perle zu finden, denn ihr Gewinn allein wird Dich mit dem erlittenen Verluste wieder versöhnen können."

„Ich würde in meiner jetzigen Stimmung eine traurige Figur als ein solcher Perlenfischer spielen," meinte Hugo lächelnd, „und es dürfte lange Zeit vergehen, bis sich mir wieder ein Herz erschließt, denn wer Vertrauen geben soll, verlangt auch Vertrauen, und ein solches entgegenzutragen, bin ich wahrhaftig nicht mehr fähig."

„Wenn Du Dich nur zu einem Versuche entschließen wolltest, läge Dir der Fund vielleicht näher als Du glaubst."

„Was willst Du damit sagen?" fragte Hugo, verwundert den Freund anblickend.

„Hm," meinte Wettstern, etwas verlegen mit seiner Uhrkette spielend, ohne ihn anzusehen, „solltest Du das Interesse und Vertrauen zu Deiner Person nicht vielleicht jetzt schon einer Würdigeren eingeflößt haben, deren Eigenschaften, Dich glücklich zu machen, Du in Deinem unglücklichen Rausche unterschätzt oder übersehen hast?"

Hugo's Miene wurde nachdenklich und dann noch finsterer.

„Ich glaube Deine Anspielung zu verstehen," sagte er; „vermuthlich hat Deine Braut —"

„Sehr eifrig in Deinem und einer geliebten und hochgeehrten Freundin Interesse für ein junges Mädchen plaidirt," ergänzte Wettstern, „welches gewiß gern bereit wäre, Dir alles Das zu ersetzen, was Du für immer verloren zu haben glaubst."

„Hat Minna das mit Bestimmtheit ausgesprochen?" fragte Hugo lebhafter als bisher.

„Ja; sie hielt es für ihre und meine Freundschaftspflicht, Dich darauf aufmerksam zu machen, um so mehr, als sie bei gewissen Gelegenheiten zu bemerken glaubte, Du seiest nicht verblendet genug gewesen, den Werth jener Perle richtig zu schätzen, und dieselbe sei nur durch den Glanz eines falschen Steines in Deinen Augen verdunkelt worden."

„Es mag so sein," erwiederte Hugo nach einer Pause, in der er mit verschiedenartigen Empfindungen gekämpft zu haben schien. „Ich will Dir offen gestehen, daß ich Selma's von Tannenburg Vorzüge nicht mit gleichgültigem Auge betrachtet habe und mich oft mit Bewunderung für ihr reines, ächt jungfräuliches Wesen erfüllt fühlte; hätten mich nicht Liebe und die vermeintliche Pflicht an Therese von Liebow gebunden, so würde Selma wahrscheinlich mein Herz gefesselt haben. Es ist aber anders gekommen; ich könnte ihr heute nicht bieten, was sie zu beanspruchen in einem solchen Falle ein Recht hätte: ein freies, ungetheiltes Herz, das nur von ihr allein erfüllt ist, ein frohes, kräftiges Vertrauen auf unsere gemeinsame Zukunft — und ohne Das hieße es ja ein Opfer von ihr verlangen, das sie vielleicht ihres ganzen Lebensglückes berauben könnte, und dazu besitze ich nicht genug egoistischen Muth. Ich bitte Dich deshalb, lieber Wilhelm, nie wieder vor mir ihres Namens zu erwähnen und auch Deine Braut von meinen Empfindungen und Ansichten in Kenntniß zu setzen. Mein Ziel ist jetzt ein anderes geworden, als mir eine friedliche Häuslichkeit zu gewinnen. Ich gedenke, nie zu heirathen, und bin zu meiner alten Ansicht zurückgekehrt; hoffentlich wird mir diese mit der Zeit die Gemüthsruhe, selbst die Heiterkeit wiedergeben, deren ich mich früher erfreute. Alle meine Gedanken richten sich jetzt auf meinen Beruf als Soldat, und neben der Liebe zu König und Vaterland soll mich der Ehrgeiz, die Zuflucht jedes in seinen weicheren Gefühlen getäuschten Herzens, mein weiteres Leben hindurch leiten. Das ist mein fester Entschluß; brechen wir damit unser Gespräch ab!"

Wettstern schüttelte nicht ganz befriedigt den Kopf, da aber Hugo mit der größten Bestimmtheit, wie aus innerster Ueberzeugung, gesprochen hatte, hielt er Einwendungen für überflüssig.

„Es ist Zeit," sagte er, nach seiner Uhr sehend, „daß ich Frau Reichardt und Minna meinen versprochenen Besuch mache. Du bist doch noch Willens, Dein Versprechen, mich zu begleiten, zu halten?"

„Ja wohl; ich werde mich sehr freuen, Deine Braut wiederzusehen."

Wenn er die ganze Wahrheit hätte sagen wollen, würde er müssen hinzugefügt haben, daß ihm besonders daran liege, von Minna Etwas über Frau von Liebow zu erfahren, da er annehmen konnte, dieselbe sei nach Glücksburg zurückgekehrt und die Damen vom Bergschlosse würden mit ihr wieder in Verbindung getreten sein.

Die beiden Freunde kleideten sich vollständig an und begaben sich, ohne viel auf das Menschengedränge und die Illumination auf den Straßen zu achten, nach der nicht sehr entfernten Wohnung der alten Doktorin Reichardt, wo sie schon mit Ungeduld erwartet wurden.

Die alte Dame war eine sehr würdig aussehende Frau mit gebleichtem Haar, feingebildet und für ihre Jahre noch lebhaft und liebenswürdig; sie nahm die Gäste auf das Herzlichste auf und schien sich sehr für die beiden Verlobten zu interessiren; — sie wußte nicht, daß ihr Sohn, der Doktor, jemals ein anderes als rein freundschaftliches Interesse an Minna von Hofleben genommen habe.

Die leichte Befangenheit, die in der ersten Begrüßung zwischen Letzterer und Hugo lag, — denn Beide dachten dabei an Therese und Selma — verschwand bald. Anfänglich wandte er sich, um der Höflichkeit zu genügen, hauptsächlich an die alte Dame, und während dessen fand Wettstern Gelegenheit, seiner Braut zuzuflüstern, wie hoffnungslos die Sache ihrer Freundin, die zu vertreten sie ohne Aufforderung versucht hatte, stehe, und daß Hugo dringend gewünscht habe, jede Erwähnung derselben möge vermieden werden.

„Ich bedaure Beide," meinte Minna schmerzlich, „denn ich hege die Ueberzeugung, daß ihre Vereinigung sie zum Glücke geführt haben würde. Von der Zeit läßt sich aber nach diesem Versuche wohl Nichts mehr erwarten, denn es ist keine Aussicht vorhanden, daß das Schicksal sie noch einmal näher zu einander führe."

Als Hugo später, ohne Aufsehen zu erregen, sich ungenirt mit der Braut seines Freundes unterhalten konnte, verfehlte er nicht, sich nach dem Befinden der Oberstin und deren Nichte zu erkundigen, aber er that dies in einer Weise, daß man leicht bemerkte, er genüge nur einer Form und wünsche, über dieselbe schnell hinfortzukommen; demgemäß gab sie auch ihre Antwort.

„Haben Sie in letzter Zeit keine Besuche auf dem Bergschlosse gehabt?“ fragte er, leicht erröthend.

„Nur einmal,“ antwortete Minna etwas befangen, denn sie fürchtete den Eindruck, den die Mittheilung von Theresens Verheirathung, die sie doch nicht zurückhalten konnte, auf ihn machen werde.

„Ah, ich errathe, Frau von Liebow!“ sagte er so leichthin, wie es ihm nur möglich wurde, und setzte in demselben Tone hinzu:

„Was macht denn die schöne Frau?“

„Sie wissen wirklich noch nicht, welche große Veränderung in ihrem Leben sich zugetragen hat?“

„Durchaus nicht, da ich sie seit dem letzten Zusammentreffen auf dem Bergschlosse weder wiedergesehen, noch von ihr gehört habe,“ erwiederte Hugo, wobei er seine Unruhe doch nicht ganz verbergen konnte.

„Sie ist verheirathet — seit Kurzem erst.“

„Verheirathet?“ Hugo's Gesicht hatte sich hochroth gefärbt, und er konnte kaum seiner Bewegung Herr werden. „Mit wem denn?“

„Mit einem Neffen der Oberstin, dem kaiserlichen Rittmeister von Tannenburg. Ich selbst war bei ihrer Hochzeit auf Glücksburg zugegen.“

Hugo starrte Minna an, als ob er glaube, sie wolle sich einen Scherz mit ihm machen, aber sie blickte ernst zu Boden. Dadurch gewann er Zeit, die ihn überkommene Aufregung wenigstens äußerlich in ihre Schranken zurückzudrängen.

„Und die Verbindung ist so überraschend schnell geschlossen worden?“ fragte er dann.

„Man sagt, daß sie schon längst vorbereitet gewesen sei,“ erwiederte Minna.

Sie hielt es nicht für gut, ihre eigenen Anschauungen und Vermuthungen über die Hochzeit auszusprechen, denn nachdem Therese für Hugo nun doch einmal unwiderruflich verloren war, konnte es, ihrer Ansicht nach, nur noch schmerzlichere Empfindungen in ihm erwecken, daß die Frau, die er einst geliebt hatte, so tief unglücklich zu sein schien.

Er fragte auch nicht weiter, sondern versank in düsteres Schweigen und schien seine Umgebung ganz vergessen zu haben, bis ihn eine Frage der alten Dame wieder zu sich brachte:

Die beiden Freunde brachen erst auf, nachdem es in den Straßen schon stiller zu werden begonnen hatte. Als sie allein waren, drückte Hugo krampfhaft Wettstern's Hand und fragte:

„Wußtest Du schon, daß Therese von Liebow den Rittmeister geheirathet habe?“

„Ja; es war mir peinlich, Dir diese Mittheilung zu machen.“
„Sie hat mich also doppelt betrogen!“ murmelte Hugo. „O, welche Falschheit barg das Herz dieses Weibes!“
Wettstern, der die Ansicht seiner Braut theilte, erwiederte seinen Händedruck, sagte aber kein Wort.

Die Verhältnisse der in unserer Erzählung handelnden Personen haben sich noch nicht recht geklärt, und der Leser wird sich deshalb durch den Schluß des Romans wohl nicht ganz befriedigt fühlen, aber er möge nicht vergessen, daß wir heute unmittelbar am Abende des Friedenschlusses stehen und daß es längerer Zeit bedarf, das Schicksal der Menschen zur Entwickelung, ihre Wünsche zur Erfüllung, ihre Leidenschaften zum Schweigen zu bringen. Der Schleier der Zukunft ist undurchdringlich, aber nach aller menschlichen Berechnung kann man wohl mit Sicherheit annehmen, daß zwei liebende Paare, die von mancher harten Prüfung im Verlaufe des letzten Krieges heimgesucht worden, in ihrer baldigen Vereinigung einen schönen Lohn finden werden, Wettstern und Minna von Hofleben, sowie Hermann Günther und Emma, während der Rittmeister und Therese von Liebow auf dem Wege sind, die Früchte ihrer Leidenschaft und ihres Leichtsinnes zu ernten.

Feodora wird gewiß das heilige Versprechen halten, das sie dem geliebten Manne zum letzten Male in den einfachen Worten ausdrückte: „Ewig Dein!“ und in seinem Charakter liegt wohl die Gewähr für ihr ferneres Glück.

Die arme Selma ist nicht die Einzige, die das gehoffte Lebensglück hat zu Grabe tragen müssen, aber aus dem tröstenden Bewußtsein ihrer Herzensreinheit und Schuldlosigkeit und unter den emsigen Bestrebungen für das Wohl ihrer Nebenmenschen werden ihr mit der alle Wunden heilenden Zeit voraussichtlich Ruhe und Zufriedenheit erwachsen.

Dasselbe Bewußtsein, vorwurfslos gehandelt zu haben, verspricht auch Hugo von Mohrfeldt allmälig eintretende Beruhigung seines erregten Gemüths und Wiedergewinn seiner früheren Lebensluft und Heiterkeit, wozu seine vielen Freunde und das bewegte, ihm nach allen Richtungen offenstehende Leben beizutragen gewiß nicht verfehlen.

Inhalts-Verzeichniß.

Vierter Band.

Druck von A. Sacco (verantwortlich J. Kerskes) in Berlin.